Nicolai

T. Geogr. o 162
1

Italien
wie es wirklich ist.

Bericht

über

eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden,

als

Warnungsstimme

für Alle, welche sich dahin sehnen.

Von

Gustav Nicolai.

Erster Theil.

Leipzig,
Otto Wigand'sche Verlags-Expedition.
1834.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Seinem

Bruder Herrmann

der Verfasser.

Italien
wie es wirklich ist.

Erster Theil.

Ein Werk über Italien! „Hat schon wieder Jemand die Anmaßung, uns mit seiner individuellen Ansicht über das bis zum Ekel gepriesene Wunderland zu quälen?" Also hör' ich von allen Seiten fragen. Ihr irrt, sehr werthe Leser; ich will Euch warnen vor dem Wunderlande! Seht nur das Titelblatt genauer an. —

Die Zahl der Schriften über Italien ist Legion. Wer hätte nicht wenigstens eine derselben gelesen? — Wer nicht Sehnsucht empfunden, die hesperischen Gefilde, den Boden des klassischen Alterthums, kennen zu lernen? — Auch mir war Italien das Eldorado meiner Phantasie. Ausgestattet mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl, wurde mir, unter den glücklichsten Verhältnissen, in der Blüthe des männlichen Alters die Freude zu Theil, eine Reise nach Italien antreten zu können. Gattin, Bruder und Freund begleiteten mich. Welche Reisegesellschaft! Von Heiterkeit beseelt, gedachten wir die Wunder Hes-

periens mit voller Seele zu genießen. Allein als wir Italien erreicht hatten, sahen wir uns bald in unsern Erwartungen so schmerzlich betrogen, daß wir uns fast zur Umkehr entschlossen hätten; nur die Hoffnung, das gelobte Land im tiefern Süden zu finden, hielt uns zurück. Allein wir hofften vergebens. Mit Verlegenheit fragten wir uns endlich, was wir im Vaterlande über die hesperischen Gefilde sagen sollten? Bei der allgemein verbreiteten Sucht, in Italien das Wonneland Europa's zu finden, mußten wir fürchten, für Böotier gehalten zu werden, wenn wir Wahrheit sprächen, und schon hatten wir auf der Rückreise allmälig den Entschluß gefaßt, mit den Wölfen zu heulen und ebenfalls das Lob Italiens auszuposaunen, als eine Unterredung an der Wirthstafel zu Meiland mit mehrern zum Theil sehr geistvollen Reisenden mich überzeugte, daß es andern Personen eben so ergangen war, wie uns. Dieser Umstand und die allgemeine Entrüstung, mit der man sich dort über „das erbärmliche Land," wie man Italien nannte, aussprach, gaben mir den Glauben an mich selbst und die nöthige Haltung wieder, und ich war nicht mehr im Zweifel über das, was ich zu thun hätte. Ich sah nun, daß es nicht an uns gelegen haben konnte, wenn wir in Italien nicht gefunden, was wir gesucht. Auch Ihr, theure Leser, werdet die Ursache meiner Enttäuschung nicht in mir selbst suchen, wenn Ihr die nachfolgenden Blätter Eurer Durchsicht werth

erachtet. Ihr werdet, wie ich mir schmeichle, aus der Art, wie ich das wirklich Schöne darstelle, erkennen, daß ich das Ideal des Schönen in meiner Brust bewahre; auch wird hoffentlich das ganze Werk die Ueberzeugung gewähren, daß ich mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorbereitung nach Italien gekommen bin, und wie ein gebildeter Mann beobachtet habe. Wie leicht wäre es mir geworden, Euch ebenfalls zu täuschen! Ich hätte, wenn ich gewollt, meine Feder, um mit den Enthusiasten zu sprechen, in südliche Gluth tauchen und ein neues Lügenbild mit den reizendsten Farben vor Euch aufrollen können; allein das sei fern von mir. Ich will Euch nützen, nicht schaden. Doch bin ich gerecht gewesen und habe auch das Gute und Schöne, wo ich es in Italien fand, gewiß mit aufrichtiger Freude anerkannt. Des wahrhaft Schönen giebt es dort leider nur wenig: das Meiste ist verfaulte Herrlichkeit! Allerdings muß die Frage entstehen, wie es denn komme, daß Italien so außerordentlich gelobt und als so reizend geschildert werde? — Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war, besonders von Engländern, die Wahrheit schon ziemlich unverschleiert zu erkennen gegeben worden, als Göthe in Deutschland über Italien seine Stimme erhob, und weniger die Wahrheit, als die Schönheit der darstellenden Farben vor Augen hatte. Es konnte auch ihm, der überall nur an sich selbst dachte, nicht darauf ankommen, ob er im Interesse seiner Landsleute schrieb. Bald tummelten,

durch Göthe angeregt, auch andere Dichter ihre Phantasie in den hesperischen Gefilden, wiewohl sie dieselben gewöhnlich nie selbst gesehen hatten. In der Nebelschwebelperiode, durch Tieck, Novalis und Wackenroder begründet, entstand eine überspannte Verehrung für die Kunstsammlungen Italiens, Kunstschwärmerei und schwärmende Kunstphilosophie; mit derselben aber die krankhafte Sehnsucht nach dem Süden, welche seit Jean Pauls Titan in Manie ausartete. Von dieser Manie sind jetzt alle Künstler angesteckt. Haben diese nun das Land ihrer Sehnsucht erreicht, so sehen sie entweder aus Enthusiasmus falsch, oder sie vermeiden, im Dankgefühl für das einzelne Schöne, welches ihnen dort geboten wird, die Schattenseiten Italiens aufzudecken. Antiquitätenkrämer aber fühlen sich an jedem Orte überselig, wo sie in alten Schutthaufen umherkriechen können. Wo fänden sie deren mehr als in Italien? Mit dem Livius oder Florus in der Hand starren sie dort süß weinend die Steinklumpen an, die ihnen italienische Schlauheit für Ueberbleibsel der alten Zeit ausgiebt; beim Anblick Roms gerathen sie in Verzückung. So also, denken sie, war die Stadt beschaffen, aus der die Römer weithin herrschten über den Erdball! — Von dem alten Rom ist aber kaum noch eine Spur vorhanden; was man davon zeigt, ist meistens in viel späterer Zeit längst vielfach verändert, ja zum Theil nur Ueberbleibsel aus den Zeiten der Finsterniß und des

Mönchthums. Wie leicht wird der Enthusiast getäuscht! Wie gern verbreitet er Täuschung! —

Allein nicht blos Künstler und Archäologen, sondern auch Reisende, die blos zu ihrem Vergnügen Italien besuchen, haben vielfältig die Schönheit dieses Landes gepriesen. Es lassen sich diese Reisenden in zwei Klassen theilen. Die eine lobt aus Ueberzeugung, die andere gegen besseres Wissen und gegen ihre Ueberzeugung. Zur ersten Klasse gehören insbesondere junge Leute, die ihren ersten Ausflug in die Welt machen und nicht viel gesehen haben. Ihnen ist Alles neu und das Neue schön. Es gehören ferner hieher diejenigen, welche immer nur auswärts das Bessere suchen und die deshalb alles Fremde schön finden. Niemand ist in dieser Beziehung lächerlicher, als der Deutsche, der wirklich das Fremde anbetet. Auch giebt es Nichtsthuer, die von einer solchen Reisewuth beseelt sind, daß ihnen Alles göttlich erscheint, was sie, dem dolce far niente hingegeben, auf der Reise erblicken. Andre wieder fühlen sich befreit von den drückenden Fesseln ihrer Privatverhältnisse im Vaterlande, und die langentbehrte Heiterkeit ihres Gemüths würde selbst eine Steppe in den Zauberglanz der Täuschung hüllen. Haben sie vollends ihr bisheriges Leben in kleineren Orten zugebracht, so müssen ihnen Städte wie Florenz, Rom und Neapel imponiren; wer aber aus Paris, Wien, Berlin und andern nordeuropäischen Hauptstädten nach Italien kommt, erkennt so-

fort, wie sehr dies Land gegen die Heimath zurücksteht. Vorzugsweise sprechen diejenigen mit Entzükken von Italien, welche durch die Schweiz gehen, bis Florenz kommen und dann ins Vaterland zurückkehren. Wie leicht erklärlich ist dies! Aus den hohen Schweizergebirgen treten sie plötzlich in die freundlichen Ebenen Piemonts und der Lombardei; der Lago maggiore oder der Komer See empfängt sie mit seinen Zauberbildern, das gewerbreiche Meiland, das herrliche Genua, die einzige schöne Stadt Italiens, und das an Kunstschätzen überreiche Florenz erfüllen alle ihre Erwartungen. Nun glauben sie Italien zu kennen; der Geldbeutel ist in der Regel in Florenz schon geleert; die Rückreise muß erfolgen, und seufzend trennen sie sich von den schönern Bildern, welche ihre Phantasie ihnen jenseits Florenz noch vorspiegelt. Wirklich enthält der Theil Italiens, welcher vom Lago maggiore bis Genua und von hier bis nach Florenz sich erstreckt, reizende Gegenden, und wiewohl auch hier schon alle Unannehmlichkeiten des Landes den Reisenden zu quälen anfangen, so sind sie doch noch nicht gesteigert, auch erträgt man sie wohl auf kürzere Zeit, durch den Reiz der Neuheit entschädigt. Allein wer da glaubt, Italien zu kennen, wenn er bis Florenz gekommen, der irrt gar sehr. Im Gegentheil, Italien beginnt erst mit Florenz; südlicher nimmt stufenweise die Jämmerlichkeit des Landes und die Enttäuschung des Reisenden zu. Und wer, wie wir, über Venedig hinabgeht, dem

öffnet sich gleich von vorn hinein verfaulte Herrlichkeit im Schlamm schmutziger Kloaken, und selbst Florenz vermag den Enttäuschten nicht aufzurichten. —

Zur Klasse derer, die gegen ihre Ueberzeugung Italien loben, gehören zuvörderst diejenigen, welche mit ihrer Reise prahlen wollen. Solche Leute werden sich hüten zu gestehen, daß sie betrogen worden seien; denn mit dem Geständniß, daß man angeführt sei, prahlt man nicht. Ausgelacht mag Niemand werden. Als wir uns in Meiland an der Wirthstafel mit andern enttäuschten Leidensgefährten unterhielten, fragte ich einen derselben, ob er nicht im Vaterlande seine Enttäuschung eingestehen und wenigstens seine Freunde vor einem Besuche der hesperischen Gefilde warnen würde? Allein er antwortete mir schnell: „Das werde ich wohl bleiben lassen; man soll mich nicht auslachen. Andere mögen ebenfalls ihr Geld verreisen und angeführt werden, wie ich." Diese Antwort bezeugt ohne Kommentar die Richtigkeit meiner Bemerkung. — Einige huldigen der hergebrachten Sitte, so wie es herkömmlich ist, Göthe und Schiller zu vergöttern, selbst wenn man sie nicht gelesen oder nicht verstanden hat. Insbesondere suchen gewöhnlich arme Scribenten gleich nach der Zurückkunft ins Vaterland das verreisete Geld durch eine im Modegeiste, also mit gebührendem hesperischem Bombast, geschriebene Reiseschilderung wieder zu gewinnen. Allein viel zahlreicher noch, und vielleicht am zahlreichsten, ist

die Klasse derjenigen Reisenden, die deshalb Bedenken tragen, ihre Enttäuschung einzugestehen, weil sie fürchten, für ungebildet und gefühllos gehalten zu werden, oder in den Verdacht zu gerathen, daß sie zu der Reise in die hesperischen Gefilde noch nicht reif gewesen seien. War ich doch auf demselben Wege. Bei Gelegenheit der letzten Kunstausstellung in Berlin hatte der geniale Landschaftsmaler Blechen Ansichten von Italien, in Oel gemalt, der öffentlichen Beurtheilung hingegeben. Der Himmel ist auf diesen Bildern ganz wie bei uns, Erde und Baumlaub sind bräunlich gefärbt, man sieht ein so verbranntes, unfruchtbares Land vor sich, daß deutsche Gefilde dagegen in üppigen, frischen, erquickenden Farben prangen. Die Beschauer waren unwillig, und allgemein hielt man die Bilder für schlecht. Ein ehrwürdiger Kunstveteran aber, der lange in Italien gewesen ist, flüsterte, als er sie geprüft hatte, einem Freunde ins Ohr: „So sieht Italien aus; es ist richtig; man darf's nur nicht sagen!"

Warum darf man es nicht sagen? frage ich. Man ist verpflichtet, Irrthümer aufzuklären. Ich habe es gethan, wie sehr sich auch diejenigen verletzt fühlen mögen, die eine andere Ansicht ausgesprochen. Mir sind alle neueren deutschen Schriften über Italien von Kephalides bis auf v. Oefele und v. Rumohr wohl bekannt. Der Enthusiast Kephalides, der übrigens Schmutz und Ungeziefer in Italien zugiebt, lobt zuweilen Land und Bewohner so sehr, daß

man die Mystifikation nicht verkennen kann. Er stellt die italienischen, besonders die römischen Frauen als Göttinnen dar, während wir in Italien kaum sechs schöne weibliche Gesichter gesehen haben. Der Geschmack ist freilich verschieden; allein gelbe, wachsbleiche Gesichter und unregelmäßige Züge wird kein Schönheitskenner für schön erachten. In der Regel waren die italienischen Weiber, die wir sahen, häßlich; einige aus der Hefe des Volks glichen den Megären. V. Oefele, dem man am Ende doch anmerkt, daß er Gott gedankt, als er seine Heimath wieder erreicht, und der die Bewohner Italiens bitter tadelt, lobt nichts desto weniger ebenfalls das Land im schwülstigsten Styl des Enthusiasmus. Ueber v. Rumohr schweige ich ganz. Die Palmen bei Terracina nennt er ein Palmenwäldchen! —

Und so übergebe ich meinen deutschen Landsleuten das nachfolgende Werk, um sie vor einer schmerzlichen Enttäuschung durch eigene Erfahrung zu bewahren, die überdies mit unmäßigen Kosten verknüpft sein würde. Was die Form meiner Darstellung anlangt, so habe ich für angemessen gehalten, unsre täglichen Ereignisse niederzuschreiben. Auf diese Weise macht der Leser selbst die Reise in ihrer Entwikkelung; er sieht, wie wir begeistert für Italien auszogen, wie wir stufenweise enttäuscht wurden, wie wir anfangs die Hoffnung, unsere Erwartungen dennoch endlich erfüllt zu sehen, von einem Tage auf den andern übertrugen, wie sich aber allmälig unsere Be-

geisterung abkühlte, und wie wir endlich, vollkommen nüchtern, überall die nackte Wahrheit erkannten. Bei dieser Art der Darstellung bin ich genöthigt gewesen, einzelne Wahrnehmungen zu wiederholen, um zu beweisen, daß die Verschiedenheit des Ortes den Charakter des Landes nicht geändert hatte. Ganz anders würde ich haben verfahren können, wenn ich blos das Resultat meiner Bemerkungen hätte zusammenstellen wollen. Allein der Leser soll sich selbst das Resultat suchen, und deshalb bin ich bemüht gewesen, ihm ein vollkommen anschauliches Bild des Landes und seiner Bewohner zu geben. Alle Werke über Italien, die ich kenne, gewähren ein solches Bild nicht. Sie enthalten meistens nur den gewöhnlichen Bombast der Entzückung, oder das prahlerische Geschrei: in Arcadia et ego! Ich meinerseits habe dagegen Alles, was irgend dazu beitragen kann, eine genauere Kenntniß von Italien zu verschaffen, in die nachfolgenden Blätter aufgenommen, und selbst Kleinigkeiten aus dem gewöhnlichen Leben in der Staffage meines Gemäldes angebracht, wenn sie mir charakteristisch und diesem Zwecke entsprechend erschienen. Hierher gehören auch die Mittheilungen über die jedesmalige Anzahl von Extrapostpferden, welche uns vorgelegt worden sind, wonach sich überdies künftige Reisende in Italien richten können. Niemand wird hoffentlich in meinem Buche etwas Wesentliches vermissen, es sei denn, daß es nicht im Umfange meiner Reise gelegen; aber auch Nie-

mand soll mir den Vorwurf machen können, daß ich nur das hundert Mal Gesagte wiederholt hätte.

Wenn ich der Unannehmlichkeiten, an denen Italien so überreich ist, stets wiederkehrend in jedem Tagesabschnitte gedenke, so ist dies mit reiflicher Ueberlegung geschehen. Die Zudringlichkeit der Bettler, das täglich mehrmals sich wiederholende Abfordern der Pässe und der Zahlung dafür, die Habsucht der Menschen überhaupt, die scheußlichen Speisen, der Unflath, die Schaaren von Flöhen und anderem Ungeziefer, die schlechten Lagerstätten machen den Aufenthalt in Italien zur Pein. Hätte ich dies am Schlusse des Werkes, oder blos hier in der Vorrede einmal angeführt; so würde die Wirkung, die ich beabsichtige, ganz verloren gehen. Nein, theure Leser. Ihr sollt selbst empfinden, was wir in den hesperischen Gefilden empfanden, so widerlich der sich täglich, ja stündlich erneuernde Eindruck jener Qualen in Italien ist, so soll auch die stete Wiederholung derselben in den einzelnen Kapiteln meines Buchs auf Euch wirken. Wenn ich das Ungeziefer bei seinem rechten Namen genannt habe, so that ich nur, was selbst der begeisterte Kephalides gethan, und wenn Ihr Ekel über das Wort empfindet, so glaubt mir, daß unser Ekel über die Sache in den hesperischen Gefilden noch größer gewesen ist, und daß Ihr dann doch erst zur Hälfte das Gefühl empfindet, das Euch in dem Zauberlande nicht einen Augenblick verläßt. Ich würde unwahr gewesen sein, wenn ich das Ekelhafte

durch eine mildere Bezeichnung zu beschönigen gesucht hätte.

Da aus den nachfolgenden Blättern hervorgeht, daß ich mit Entzücken nach Italien gegangen bin; so dürfte die vorkommende Vergleichung einzelner italienischer Gegenden mit deutschen oder nordischen nicht auf den Gedanken führen, als wäre ich aus engherziger Vorliebe für mein Vaterland parteiisch gegen Italien gewesen. Ich war unwillkürlich zu Vergleichen gezwungen, da man Deutschland oder den Norden stets gegen Italien zurücksetzt und letzteres für schöner erklärt. Den wenigen wirklich schönen Gegenden Italiens kann man aber zahlreiche Gegenden unseres deutschen Vaterlandes von gleicher Schönheit entgegenstellen, und die vaterländischen Gefilde enthalten außerdem Schönheiten, die in den hesperischen vergebens gesucht werden. Um dies wenigstens anzudeuten, habe ich im ersten Kapitel unsere Reise von Berlin bis zum Eintritt in Italien, und im Schlußkapitel die Rückreise, von der italienischen Grenze durch die Schweiz und das westliche Deutschland, in gedrängter Kürze mitgetheilt. Man wird sich überzeugen, daß die stille Ruhe der Zufriedenheit in dem Schlußkapitel nach der widerwärtigen Stimmung, in welche die Reise durch das gepriesene Land versetzt, wie heilender Balsam wirkt. Und nun geliebter Leser, lies, und vertraue mir! Ich habe nur eine Pflicht der Ehre erfüllt und leiste auf jeden Schriftstellerruhm bei diesem

Werke gern Verzicht. Im Angesicht von ganz Europa gebe ich Wahrheit, wo seit Decennien nur die Lüge waltet, und ich glaube daher auf allgemeine Anerkennung rechnen zu dürfen.

Daß die Recensenten sich bestreben werden, mich zu vernichten, daß selbst diejenigen von ihnen, welche Italien nie selbst gesehen haben, zürnend über mich herfallen werden, ist nur zu gewiß. Es sei; ich fürchte sie nicht. Wer ihnen mehr glaubt, als mir, der möge selbst Italien besuchen; er wird zu spät beklagen, wohlmeinendem Rathe nicht Gehör gegeben zu haben. Insbesondere wird man mir den Einwand entgegenstellen, daß man nicht zum Sommer nach Italien reisen müsse. Allein wir haben den Frühling und nur die ersten Tage des Sommers dort zugebracht, und nur einmal solche Hitze gefunden, als wir bereits auf der Hinreise im deutschen Vaterlande ausgestanden hatten; wenn aber Italien wirklich im Sommer nicht besucht werden darf, so brechen die Recensenten durch diesen Einwand selbst den Stab über die hesperischen Gefilde, weil es ja ein sehr klägliches Land sein muß, dessen Schönheit sich nur auf gewisse Jahreszeiten beschränkt! — Wer ferner mich etwa aus dem Buche selbst zu widerlegen bemüht sein und darauf aufmerksam machen wollte, daß ich doch, nach meinem eigenen Reisebericht, wirklich auch Schönes und Merkwürdiges in Italien gesehen, der möge bedenken, wie wenig Reize im Uebrigen dies Land haben müsse, wenn alle diese Merkwürdigkeiten nicht

im Stande gewesen sind, mich vollständig zu entschädigen. Wer endlich, was ich übrigens nicht glaube, in den von mir versuchten Schilderungen, oder sonst in meinen Angaben, irgend eine unbedeutende Unrichtigkeit finden sollte, der nehme hiermit die Versicherung, daß nur mein Gedächtniß die Schuld tragen würde, da ich nicht Pedant genug bin, um überall in den Augenblicken der Betrachtung und Empfindung Notizen und Zahlen in meine Schreibtafel einzutragen.

Erstes Kapitel.

Abreise aus der Heimath. Frühlingspracht. Dresden. Die Nollendorfer Höhen. Das Denkmal von Kulm. Prag. Iglau. Znaym. Wien. Bauart der Stadt. Der Prater. Charakteristik der Wiener. Die fünf Theater Wiens. Kunstsammlungen. Das Zeughaus. Der Volksgarten und Canova's Gruppe im Theseustempel. Die Stephanskirche. Die Karls- und die Kapuzinerkirche. Die kaiserliche Gruft. Umgebungen Wiens. Wiener Neustadt. Das steyrische Gebirge. Das Mürz- und Muhrthal. Grätz. Das Thal von Cilly. Laibach. Firmelung der Kinder daselbst. Tracht der Frauen. Historische Nachrichten über Illyrien. Unsicherheit der Straße von Planina nach Adelsberg. Die Stalaktitengrotte zu Adelsberg.

Es war am 1. Mai des Jahres 1833, als zum Potsdamer Thore Berlins ein Reisewagen hinausrollte, in dem vier heitere, glückliche Menschen ihrer Vaterstadt jauchzend ein Lebewohl zuriefen. Der Frühling hatte so eben begonnen; hier und da sproßte das erste, zarte Laub des Jahres. Die Reisenden achteten indessen nur wenig auf diese ersten Spenden des vaterländischen Bodens; denn sie eilten Italiens

Gefilden entgegen. Es war, als fühlten sie sich über ihre Freunde und Bekannte, die im Vaterlande zurückbleiben mußten, erhaben, und mit einer Gleichgiltigkeit, die fast Geringschätzung genannt werden konnte, überflog zuweilen ihr Blick die bescheidene Ebene, welche Berlin umgiebt. Sie hatten in tausend Büchern gelesen, daß Italien das schönste Land Europa's sei; ihnen sollte jetzt das Glück werden, es kennen zu lernen.

Allein welche Länderfolge lag noch zwischen ihnen und dem ersehnten Süden! Wiewohl die Reisenden mit Extrapost dahin eilten, entsprach doch die Schnelligkeit, mit der sie sich von Berlin entfernten, noch keinesweges ihren Wünschen. Aber die Vernunft erforderte, die Merkwürdigkeiten des Vaterlandes nicht unbeachtet zu lassen, und da sie über Dresden, Prag, Wien, Grätz, Laibach und Triest nach Italien zu gehen beabsichtigten, so ließ sich leider voraussehen, daß sie erst in 3 bis 4 Wochen das Ziel ihrer Sehnsucht erreichen konnten. Insbesondere war Einer der Reisenden hiermit unzufrieden, da er nicht nur einen Theil dieser Gegenden bereits kannte, sondern auch seit zwanzig Jahren schon den Wunsch, Italien zu sehen, als den innigsten seines Lebens genährt hatte, und seine Sehnsucht jetzt, wo günstige Verhältnisse dessen Erfüllung gestatteten, zur lichten Flamme emporloderte. Dieser Reisende war ich; meine Begleiter sind in der Einleitung genannt.

Jeder geographische Grad, jede Tagereise, die

wir in der Richtung nach dem Süden zurücklegten, entfaltete uns den Frühling in größerer Pracht. Das Wetter war unbeschreiblich schön. In Dresden wandelten wir auf der Brühlschen Terrasse schon unter einem dichten, zarten, frischen Laubdache. Auf der Grenze von Sachsen und Böhmen blickten wir am 5. Mai von den Nollendorfer Höhen in das entzückende Thal von Teplitz hinab; weithin waren nun schon die Fluren grün, vor uns erhoben sich jenseits des Thales die Wellen des böhmischen Mittelgebirges; links thronte in blauen Duft verschwimmend das Riesengebirge; jenseits des Mittelgebirges enthüllten sich uns die weiten Ebenen im Innern von Böhmen. Der Anblick war, da alle Gegenstände die Färbung des Frühlings hatten, so reizend, daß wir uns von einer schönern Gegend in Italien keine Vorstellung machen konnten. Im Thale hielten wir an dem Denkmale von Kulm, welches Friedrich Wilhelm seinen hier im Jahre 1813 fürs Vaterland gefallenen Kriegern hat errichten lassen. Es führt die einfache Inschrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland; sie ruhen in Frieden.“ Die liebliche Natur um uns, die Stille des wonnigen Frühlingsabends, und der Gedanke, daß wir uns auf einer ungeheuern Grabstätte befanden, daß einst hier, wo jetzt friedliche Landleute säen und ärnten, der Kanonendonner unter Schauern der Verwüstung dahin gerollt war; alles dies rührte uns tief und veranlaßte wehmüthig ernste Betrachtungen.

Der entzückende Anblick, den Prag vom Lorenzoberge und vom Hradschin gewährt, verdrängte fast das reizende Bild der Nollendorfer Höhen. Nächst Salzburg dürfte wohl keine Stadt in Deutschland schöner gelegen sein, als das bergige Prag mit seinen köstlichen Pallästen, seinen zahllosen Thürmen, seiner Brücke, seinem breiten Strome. Wir verweilten in dieser Stadt ein Paar Tage und besahen von ihren zahlreichen Merkwürdigkeiten die Metropolitankirche mit dem 36 Centner schweren, silbernen Sarkophag des heiligen Nepomuk, die prachtvolle Nikolaikirche, die Theinkirche, mit Tycho de Brahe's Grabmahl, das Kloster der Elisabethinerinnen oder barmherzigen Schwestern, die Moldaubrücke, die kaiserliche Burg und den Burggarten mit dem Observatorium Tycho's, das altstädter Rathhaus mit der Uhr, das Theater. — Durch eine fruchtbare Ebene gelangten wir am 10. Mai zum mährischen Gebirge, welches vor Iglau beginnt. Die Bauart Iglau's ist bereits abweichend. Die Häuser haben weiße Jalousien und auf den äußersten Endpunkten des Forstes oder auf den kleinen Dächern der hervorspringenden Dachfenster blecherne Spitzen und Sterne, was ihnen ein ganz fremdartiges Ansehen giebt. Hinter Znaym erreichten wir die Grenze des eigentlichen Oestreichs. Ueberall sahen wir auf den Feldern Wein angebaut, ein Beweis, daß wir uns im Süden von Deutschland befanden. Einige Meilen vor Wien erblickten wir zur Rechten in weiter Entfernung einen Theil der Gebirge Steyer-

marks. Mit Freude begrüßten wir die Donau und die reizende Gegend von Kloster-Neuburg. Nicht ohne Verwunderung bemerkten wir bald darauf, daß sich südöstlich von Wien in der Richtung nach Ungarn eine eben so staubige Ebene ausbreitet, als man irgend bei Berlin sehen mag. Aus der Waldung zur Rechten ragte die Spitze des Stephansthurms in die Luft. Die Sonnenhitze war unerträglich, ein weißgrauer Staub hüllte uns in undurchdringliche Wolken. Wir fuhren durch die Brigittenau; die Bäume glichen hier mit ihrem bestäubten Laub schon ganz den verdorrten Bäumen der Hundstage. So gelangten wir in die Stadt, ohne daß uns aus der Entfernung ihr Anblick geworden war. Am Stephansplatz betrachteten wir mit Bewunderung und dem Gefühle der Erhebung den Riesenthurm der Stephanskirche.

Wir blieben 8 Tage in Wien, und sahen des Schönen und Merkwürdigen viel. In der Altstadt, die unregelmäßig und eng gebaut ist, sind die Häuser oft sechs Stockwerke hoch. Die Vorstädte dagegen bestehen aus breiten, geraden, großentheils schön gebauten Straßen und Plätzen, deren Häuser nur zwei, drei und vier Stockwerke haben. Hinsichtlich der Bauart kann sich Wien mit Prag nicht messen. Auch gewährt Wien, selbst von dem günstigsten Standpunkte aus betrachtet, nicht einen so majestätischen Anblick als Prag. Abgesehen davon, daß Wien kaum halb so viel Thürme zählt, als Prag, hat man dort die Gewohnheit, die Ziegel auf den Dächern so sehr mit Kalkmörtel zu be-

streichen, daß die Dächer fast sämmtlich weiß aussehen. Ebenso streicht man in Wien die Häuser weiß an. In Prag aber und überhaupt in Böhmen übertüncht man die Wände mit lebhaftem Gelb und die Dächer mit rother Farbe. Dieß Roth und Gelb in der Umgebung grüner Fluren macht einen reizenden Eindruck, wogegen die Häuser Wiens, aus der Entfernung gesehen, todten und verödeten Steinklumpen gleichen. Das Pflaster in Wien ist vortrefflich; die abscheulichen Rinnsteine Berlins findet man dort nicht; dennoch riecht es in vielen Häusern der Altstadt ärger, als je in Berlin auf den Straßen.

Den Prater habe ich mir ganz anders gedacht, als ich ihn gefunden. Ich kann ihm vor dem öffentlichen Park Berlins, dem sogenannten Thiergarten, keinen andern Vorzug einräumen, als den, daß er üppiger mit Gras bewachsen ist, und daß darin zahme Hirsche und Rehe herumlaufen, während im Thiergarten kein Wild mehr gehegt wird. Auch fanden wir die Linden des Praters schon in voller Blüthe, während vor zehn Tagen, wo wir Berlin verlassen hatten, die Bäume des Thiergartens nur einzelne Blätter zeigten. Der Prater ist eine mit Bäumen bewachsene grüne Aue, durch welche Alleen führen. An der einen Seite der Hauptallee sind drei oder vier Kaffeehäuser befindlich, die wir, ungeachtet des vortrefflichen Wetters, während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit verödeter fanden, als die Kaffeehäuser des Berliner Thiergartens; auf der linken

Seite zieht sich hinter den Kaffeehäusern der sogenannte Wurstelprater hin, der aus einer Reihe von Kneipen, Schaubuden und Karroussels besteht, wo das Volk nach Belieben im Schatten der alten Bäume auf grünem Grase umherliegen, oder sich an den Späßen des Hanswursts, oder den Gaukeleien der Taschenspieler, Geisterbanner, Equilibristen, Seiltänzer und Marionetten ergötzen kann. Dieser Wurstelprater ist ächt volksthümlich, und wir haben ihn mit besonderem Vergnügen besucht. Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr fährt die vornehme Welt von Wien in der großen Allee des Praters spazieren; Wagen drängt sich an Wagen; man will sehen und gesehen werden.

Ueber die Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit der Wiener ist wohl nur eine Stimme. Gewiß giebt es in Wien viel geist= und gemüthvolle Menschen; allein im Allgemeinen vermeidet man geistige Annäherung; man will nur leben und genießen und scheut den ernsten Norddeutschen. Diesem kann es daher auf die Dauer in Wien unmöglich gefallen; und dies um so weniger, als ihn selbst das Theater nicht fesseln wird. Wir haben sämmtliche fünf Theater Wiens, und das an der Wien sogar mehrmals besucht; allein überall sahen wir, daß es nur auf augenblicklichen Zeitvertreib; auf Förderung aber nicht ankam.

Von den Kunstsammlungen sprach uns die Ambraser im untern Belvedere vorzugsweise an. Sie ist von Ferdinand, Erzherzog von Oestreich und Gra=

fen von Tyrol, der im Jahre 1595 starb, gestiftet, und früher im Schlosse Ambras bei Insbruck aufbewahrt worden. Sie enthält alte Rüstungen und Bildnisse berühmter Männer, Kunstsachen des Mittelalters, Kostbarkeiten, Handschriften und Bücher. Auf dem Fußboden des Eingangsaales befindet sich ein 29 Fuß breites und 15 Fuß hohes Mosaikbild des Professors Jacob Rafaeli, das Abendmahl nach Leonardo da Vinci darstellend: ein vortreffliches Kunstwerk der neuern Zeit. Unter den Rüstungen zeigte man uns die der Kurfürsten Albrecht Achilles und Joachim Hector von Brandenburg. Das Visir des Ersteren stellt einen eisernen Adlerkopf dar. Von den alten Bildnissen ist besonders der Kopf Karls des Großen zu erwähnen: durch Würde und Majestät dem Haupt des olympischen Jupiters vergleichbar! — Das obere Belvedere enthält besonders Gemälde von Wiener Künstlern der neuern Zeit; viele dieser Bilder sind von großem Werthe.

Wir besahen ferner das k. k. Zeughaus, ein äußerlich unbedeutendes Gebäude, welches indessen viel Merkwürdiges enthält. Auf dem Hofe hängt die ungeheure Kette, mit welcher die Türken 1529 bei Ofen die Donau sperren wollten. Sie hatte 8000 Glieder, jedes von 20 Pfd. Schwere, mithin war sie 160,000 Pfd. schwer. Im Innern des Hauses zeigt man 100,000 Gewehre in Form von Brustwehren und korinthischen Säulen aufgestellt, Trophäen der östreichischen Armee, eine Menge kostbarer Rü-

stungen von berühmten Kriegern und das Koller von Elendshaut, welches Gustav Adolph am 8. November 1632 in der Schlacht von Lützen getragen haben soll. Ein ähnliches hatte man uns indeß in der Dresdner Rüstkammer gezeigt. Welches ist das ächte? —

Im Volksgarten bewunderten wir und zwar im Theseustempel das Meisterwerk Canova's, die Gruppe des besiegten Centaur, 18 Fuß hoch, 12 Fuß breit, aus carrarischem Marmor gefertigt. In den Katakomben des Tempels, oder richtiger im Souterrain desselben, werden mehrere römische Alterthümer aufbewahrt.

Von den Kirchen besuchten wir die Stephans-, die Karls- und die Kapuzinerkirche. Die Metropole zu St. Stephan ist ein Meisterstück altdeutscher Bauart. Den Grund derselben legte der Herzog Heinrich Jasomirgott im Jahre 1144. Erst 300 Jahre später wurde der Bau vollendet. Der Eindruck, den jeder fühlende Mensch beim Eintritt in die, durch 31 hohe, buntbemahlte Fenster halb erleuchteten und durch ungeheure Pfeiler gestützten Hallen empfindet, ist unbeschreibbar. Der von Pilgram vollendete Riesenthurm hat eine Höhe von 434½ Fuß. Die Karlskirche auf der Wieden ist ein Werk neuerer Baukunst von Martinolli; sie hat zwei Kuppeln, ein Portal von 6 korinthischen Säulen und an beiden Seiten des Eingangs zwei freistehende hohle Säulen dorischer Ordnung, von 41 Fuß Höhe und 13 Fuß Durchmesser, auf denen in gewundenen Reihen das

Leben des heiligen Karls in Basrelief dargestellt ist. Die Kapuzinerkirche endlich, als Kirche unbedeutend, verdient wegen der kaiserlichen Gruft und der darin befindlichen prächtigen Sarkophage von Bronze und Marmor gesehen zu werden. Hier ruhen gegenwärtig bereits 84 Mitglieder der kaiserlichen Familie. Zwei ehrwürdige Patres führten uns umher. Mit tiefer Rührung standen wir an dem Sarge des Herzogs von Reichstadt. Hier ruhen die Hoffnungen des Mannes, der einst die Welt beherrschte! Auch Er ist längst von der Erde verschwunden. —

Die Umgebungen Wiens sind sehr reizend. Mit Ausnahme der südöstlichen Seite, erheben sich bei der Stadt in allen Richtungen anmuthige Höhenzüge, die mit dem fernen steyerschen Hochgebirge in Verbindung stehen. Der Kahlenberg, der Leopoldsberg und die Briel oder die Wiener Schweiz gewähren die lieblichsten Aussichten. Schönbrunn mit seinem herrlichen Garten und der großen Menagerie, wo sich die wilden Thiere hinter Gittern im Freien bewegen, Lachsenburg mit dem schönen Park, dem Schwanenteich, dem Tournierplatze, der über 600 Jahr alten Rittersäule, der Meierei, der Rittergruft, dem Fischerdörfchen, dem chinesischen Lusthause, der Löwenbrücke und der Franzensburg, so wie Tivoli sind sehenswerthe Orte, die allen Fremden die angenehmste Ueberraschung bereiten. Die Franzensburg ist nach Art einer alten Ritterburg erbaut, und im Innern durchaus mit Kunstwerken aus dem Mittel-

alter und trefflichen Glasmalereien geziert. Von dem Thurme derselben erfreut man sich einer überaus reizenden Aussicht.

Am 20. Mai reiseten wir von Wien nach Grätz ab. Hinter Wiener-Neustadt erreichten wir das Gebirge, und von jetzt an bot uns unsre Reise eine Entzückung über die andere. Von allen Seiten stiegen alsbald wilde Felsmassen empor. Der Weg führt hinter dem romantisch gelegenen Schottwien mit seiner Sandsteinfeste, über den 2400 Fuß hohen Sömmering empor, auf dessen Höhe sich die Grenze von Oestreich und Steyermark befindet. Zur Rechten zeigen sich dem überraschten Auge zu wiederholten Malen die himmelanstrebenden steyerschen Alpen und Gletscher; tief unten im Thale liegt Schottwien in einer Felsenschlucht. Vom Sömmering hinab steigt man in das bezaubernde Mürzthal, welches in das romantische Muhrthal leitet. In den mahlerischen Krümmungen dieser lieblichen Thäler rollen Mürz und Muhr, zwei himmelblaue Bergströme, schäumend über Felsenklippen oder durch grüne Matten dahin; die anmuthigen Höhen zu beiden Seiten des Weges sind mit Edeltannen geziert. Zahlreiche Burgruinen krönen die Gipfel der Berge, oder ragen hoch hin auf der Spitze eines Felsens, und erhöhen den romant.schen Zauber, der die Gegend verschönt, während freundliche Dörfer und eine Menge einzelner Häuser im Thale auf eine zahlreiche und

betriebsame Bevölkerung schließen lassen. Steyermark ist überreich an Naturschönheiten.

Vor Grätz, welches wir am 22. Mai erreichten, öffnet sich ein weites, grünes Thal, in dem die Stadt mit dem ganz vereinzelt aus der Fläche emporsteigenden Schloßberge an der Muhr gelegen ist. Die Bauart wird immer südlicher, insbesondere ist die Vorstadt Jacomini freundlich gebaut. Wir besuchten das Theater und fanden das Haus sehr schön und die Darstellung ganz vorzüglich. Keines der Wiener Theater kann, jetzt wenigstens, sich mit dem Grätzer messen.

Auf dem Wege von Grätz nach Laibach verfolgten wir das reizende Muhrthal bis Ehrenhausen; hier zogen sich links die Grenzgebirge Ungarns in geringer Entfernung von uns hin; hinter dem freundlichen Städtchen Mahrburg passirten wir die dunkelblaue Drau; bald darauf erblickten wir zur Linken die nahen Gebirge Kroatiens, während rechts die steyrischen Alpen mit der mannigfaltigen Abwechselung kleinerer Berge sichtbar blieben. In einem weiten, fruchtbaren Thale liegt die Kreisstadt Cilly am bläulichen Sauflusse; von hier aus führt ein anmuthiger Weg nach der Grenze Illyriens. Bei Popelsch erreichten wir am Abend des 23. Mai eine Ebene, aus welcher rechts hinter uns die ganze Reihe der schneebedeckten karnischen Alpenriesen in der Abendsonne goldstrahlend emporstieg: ein Anblick, wie er sich nur in der Schweiz wiederholen mag, und bald nachher öffnete sich uns das wundervolle Thal, in dem Laibach, die

Hauptstadt Illyriens, an der schiffbaren Lublana gelegen ist.

Laibach ist eine schön gebaute Stadt mit 10,000 Einwohnern. Von der alten Burg, welche auf einem Berge liegt und gegenwärtig als Gefängniß benutzt wird, hat man eine entzückende Aussicht auf die Stadt und das grüne, fruchtbare von der Lublana bewässerte Thal, welches, rings von Hochgebirgen umgeben, die ganze Kette der karnischen und julischen Alpen, sowie die Vormauer von Kroatien in gigantischen Formen zeigt. In der Domkirche zu St. Nicolai wohnten wir am 26. Mai der Firmelung der Kinder durch den Fürstbischof bei. Die Kirche war überfüllt von Menschen, die sich aus der Stadt und der umliegenden Gegend eingefunden hatten. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß die Frauenzimmer, selbst der untern Stände, sehr sauber und national gekleidet waren. Sie trugen sämmtlich einen schneeweißen, zierlich gestickten Schleier, den sie auf eine ganz eigenthümliche Weise auf dem Kopfe zusammengelegt und nach hinten hinabgelassen hatten, so daß wir schon italienischen Einfluß auf die Tracht zu erkennen glaubten.

Wirklich bereitet Illyrien in mancher Beziehung auf Italien vor. Kaum mag es aber auch ein Land geben, welches aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, als Illyrien. Schon in den ältesten Zeiten waren dessen Bewohner gemischten Ursprungs; sie bestanden aus Thraciern, Phöniciern,

Celten und Siciliern. Cäsar, Augustus, Germanicus und Tiberius unterwarfen das Land dem römischen Scepter. Unter dem Namen Illyricum magnum umfaßte es demnächst alle gegen Morgen gelegene römische Provinzen. Mit dem Verfall des abendländischen Kaiserthums gelangte es an die byzantinischen Kaiser. Im 6. Jahrhundert ließen sich slavische Völkerstämme daselbst nieder, und gaben später Anlaß zur Entstehung der unabhängigen Königreiche Dalmatien, Kroatien, Bosnien und Slavonien. Auf der andern Seite unterwarfen sich die Venetianer und Ungarn im 11. Jahrhundert einzelne Theile des Landes, und selbst Dalmatien gelangte endlich an sie, bis die Türken es größtentheils eroberten. So vereinzelt, war endlich der Name Illyricum fast ganz vergessen, als Napoleon nach dem Frieden von Campo formio aus den Kreisen Villach, Krain, dem östreichischen Istrien, Fiume und Triest, dem Litorale, Dalmatien und den dazu gehörigen Inseln ein Landgebiet unter dem Namen illyrische Provinzen schuf. Gegenwärtig ist Illyrien als Königreich dem östreichischen Scepter unterworfen, besteht aber nur aus den beiden Gubernien von Laibach und Triest *); woge-

*) Das Gubernium Laibach umfaßt die Herzogthümer Krain und Kärnthen, das Gubernium Triest das Küstenland am adriatischen Meere, namentlich einen Theil von Civil-Kroatien, den Görzer, Istrianer und Fiumer Kreis, so wie die Stadt und das Gebiet von Triest. Und dies Land wird zu Deutschland gerechnet!

gen Dalmatien, Kroatien, Slavonien besondre Königreiche bilden. Man stelle sich nach dem Gesagten das Gemisch von Sprachen vor, welches man in Illyrien hört! Unsre Postillone verstanden heute uns so wenig, als wir sie. Einen von ihnen, der sich nothdürftig im Deutschen auszudrücken wußte, fragten wir, welche Sprache er spräche, und er antwortete: Die raitzische. Sie schien mir ein Gemisch von verdorbenem Italienisch und von slavischem Idiom zu sein.

Der Weg von Laibach bis Adelsberg bietet mannigfaltige Schönheiten dar und führt durch die Gebirge dahin. Auf der letzten Station zwischen Planina und Adelsberg fanden wir Wachthäuser am Wege; der Postillon erzählte uns, daß hier die Straße sehr unsicher sei, und seit Kurzem viele Mordthaten und Räubereien verübt worden wären. Abends um 10 Uhr erreichten wir in der Dunkelheit den Marktflecken Adelsberg, der zwar noch in Krain gelegen ist, aber durch Sitte und Sprache ganz zu Italien gehört. Noch erinnert indessen die Bauart der Häuser an Deutschland. Wir erfuhren von der Wirthin, daß am nächsten Tage das Grottenfest gefeiert werden würde. Bei Adelsberg liegt nämlich die berühmte Magdalenengrotte, in welcher alljährlich eine Lampenbeleuchtung der unterirdischen Räume Statt findet. Die Wirthin eröffnete uns, daß wir, wenn wir nicht bis morgen Nachmittag zum Feste bleiben wollten, morgen früh die Grotte, wegen der

zur Beleuchtung erforderlichen Vorbereitungen nicht würden sehen können; wir entschlossen uns daher, sie sofort in Augenschein zu nehmen. Bevor der dazu nöthige Wagen herbeigeschafft werden konnte, war es 11 Uhr Nachts geworden, und so mochte es halb 12 Uhr sein, als wir bei völliger Dunkelheit und stets in Gefahr, auf dem holprigen Wege der Gebirgsschluchten umgeworfen zu werden, endlich den Eingang erreichten. Unser Fuhrmann hatte eine wilde italienische Physiognomie, in Spitzhut und Mantel gekleidet glich er den italienischen Räubern, welche wir aus Bildern kennen. Am Eingange der Höhle erwarteten uns mehrere, eben so wild aussehende Kerle mit Fackeln. Die Höhle ist bekanntlich eine der größten Stalaktitenhöhlen der Erde, 7 Stunden lang und reich an Naturmerkwürdigkeiten. Nahe beim Eingange derselben stürzt sich der Poigkstrom in den Bergschlund, und fließt in der Tiefe fort, bis er bei Planina wieder ans Tageslicht gelangt. Man schreitet über eine 80 Fuß hohe Brücke von Tropfstein, welche über einen tiefen Wasserschlund führt. Es machte einen schauerlichen Eindruck, als wir, oben stehend, in den Schlund hinabblickten, in dem das Wasser rauschte, welches von den flammenden Fackeln beleuchtet, dem Höllenpfuhl in schwarzer Felsenumgebung glich. Die Höhle besteht aus zwei Etagen. Man steigt bald empor, bald hinab, und ist stets in Gefahr, auf dem schlüpfrigen Boden auszugleiten. An mehreren Stellen zeigen sich Tropfsteingebilde selt-

samer Art, wie in der Baumanns- und Bielshöhle, namentlich gleicht eine kleinere Höhle mit zahlreichen Tropfsteinsäulen, die vom Boden aufsteigend die Decke tragen, einem gothischen Kirchengewölbe. Hier und da ist der Tropfstein in Krystallen angeschossen, die im Schein der Fackeln flimmerten. Im Ganzen blieb indessen die Färbung der Höhle dunkel und schwarz. Sehr befriedigt, aber auch sehr erschöpft, kehrten wir um 1 Uhr Nachts nach unserem Gasthofe zurück.

Zweites Kapitel.

Table d'hote in Adelsberg. Südliche Lebendigkeit der Gesellschaft. Bauart von Sessana. Der Friedhof von Sessana. Obscina. Blick vom Karst vor Triest. Enthusiastisches Geschrei der Reisenden. Die erste Osteria. Triest. Schöne Bauart der Stadt. Schattengänge in den Straßen. Menschengewühl. Die große Locanda. Der Marktplatz aus der Stummen von Portici. Die Kinderleiche. Das Meer und der Hafen. Der Wochenmarkt. Limonadenverkäufer. Einem Mörder wird öffentlich sein Urtheil bekannt gemacht. Beschreibung der Stadt. Schildkrötenverkauf. Der Molo. Umgebungen der Stadt. Spazierfahrt im Golf.

Triest, am 27. Mai.

Wo soll ich Worte hernehmen, das unendlich Schöne zu schildern, was ich heut gesehen? — Wir sind in Triest. Sagt auch die Charte, daß wir uns noch in Deutschland befinden; Stadt, Gegend, Menschen und Sprache: Alles überzeugt uns, daß wir Hesperiens göttliche Gefilde erreicht haben! —

Wir blieben, um auszuruhen, und um in der Abendbeleuchtung Triest zu erreichen, bis nach Tische in Adelsberg. An der Table d'hote, wo man uns

jämmerlich speisete, fanden wir Gelegenheit, die verschiedenartigsten italienischen Physiognomien zu studiren. Das Grottenfest hatte eine Menge von Menschen aus der umliegenden Gegend, namentlich auch aus dem 7 Meilen entfernten Triest, herbeigelockt. Es wurde nicht mehr deutsch, sondern blos italienisch gesprochen. Die südliche Lebendigkeit der Gesellschaft war so groß, daß man sein eignes Wort nicht hören konnte.

Wir fuhren über Prewald und Sessana nach Triest. Es ist kaum zu glauben, wie sich bei Sessana plötzlich der Charakter des Landes ändert. Man sieht sich unwidersprechlich nach Italien versetzt; die Dörfchen bestehen aus steinernen Häusern mit niedrigen Winkeldächern; schmale steinerne Treppen leiten von außen an den Mauern zum zweiten Stockwerk empor; allein noch ist die Gegend öde, die Höhen rings umher sind kahl und steinig, und nur hier und da sieht man den Weinstock. Allmälig erscheint die wellenförmige, grau röthliche Hochebene, auf der man fährt, und auf der kein Baum und kein Gras wächst, mit weißen Kalk- und Alabaster-Felsstücken übersäet, die überall mehrere Fuß hoch aus der Erde hervorsehen. In der traurigen Oede der Umgebung gleichen sie den Monumenten eines unermeßlichen Friedhofes. Allein dies weite Grab dient nur dazu, die entzückende Ueberraschung, welche den Fremden erwartet, zu erhöhen. Die Natur scheint hier durch das

Zusammenstellen der Extreme ihren höchsten Triumph feiern zu wollen.

Wir erreichten Obscina, den Schlagbaum, der eine Stunde vor Triest das Stadtgebiet begrenzt. Hier wurden unsre Pässe visirt. Noch konnten wir Triest nicht sehen, noch immer befanden wir uns in Anhöhen, welche jede Fernsicht verhinderten. Man fährt indessen bereits auf der Höhe der Gebirge, welche dicht vor der Stadt steil ins adriatische Meer abfallen. Endlich hatten wir die Spitze des 1486 pariser Fuß hohen Karstberges erreicht, unter dem Triest gelegen ist, und wie durch einen Zauberschlag öffnet sich hier dem Reisenden, der einen Augenblick vorher nichts sah, als nackte Höhen, eine unermeßliche Welt voll irdischer Schönheiten, wie die glühendste Einbildungskraft sich nicht zu denken vermag.

Vor uns lag das tiefblaue, adriatische Meer von der untergehenden Sonne beleuchtet, mit hunderten von weißen Segeln; tief zu unsern Füßen, und der Entfernung wegen ungewöhnlich klein erschien uns Triest mit seinen weißen steinernen Häusern, seinem Kastell und Hafen, seinem Molo und Leuchtthurm; links herüber wälzte sich das vom Schein der Abendsonne geröthete, nackte Gebirge, auf dem wir uns befanden, in mahlerischen Wellenlinien, wie ein erstarrtes vulkanisches Lavameer längs der Küste von Istrien hinauf; rechts sank eine niedrigere Bergreihe nach der flachen Küste des lombardisch-venetianischen Königreichs hinab. Dicht am Wege sahen wir eine Oste-

ria (Wirthshaus) mit einer von Weinlaub bedeckten italienischen Gallerie, unter der fröhliche Menschen saßen und sich der reizenden Natur erfreuten. Den Abhang der Berge, welche das kleine und enge Thal umgeben, in dem Triest am Meere gelegen ist, zierten zahllose Landhäuser zwischen Rebengewinden, und über der ganzen Landschaft war das Azurgewölbe eines klaren, wolkenlosen Himmels und der Zauber der Abendbeleuchtung ausgebreitet. Wir blickten sprachlos vor Entzücken auf dies unbeschreiblich schöne Gemälde, und süße Thränen netzten unsere Wangen. Wenn Italien so beginnt, welche Reize muß es dann im Innern bergen!

Eine ganz vortreffliche Chaussee führt im Zickzack von der Höhe des Karst nach der Stadt hinab. Diese Krümmungen des Weges erhöhen die Mannigfaltigkeit des Schauspiels. Bald ist der Blick dem Meere und der allmälig sich nähernden und nun immer größer werdenden Stadt, bald den Landhäusern am Abhange des Bergthals zugewendet. Zweierlei fehlt leider in der herrlichen Landschaft: das üppige Grün der Vegetation; denn grüne Matten und laubschattige Bäume sahen wir nirgend, und es ist bekannt, daß hier vor einem halben Jahrhundert nur nackte Steine lagen und daß die Erde, welche dieselben jetzt bedeckt, mit großen Kosten aus Istrien herbeigeschafft worden ist; die Stadt aber ermangelt der Thurmzierde; nur ein Paar unbedeutende Kuppeln und

Thürmchen traten hervor, als wir tiefer hinab gekommen waren.

Mit Ueberraschung und Freude fuhren wir in die Stadt ein, die uns immer mehr die Ueberzeugung gewährte, daß wir uns nicht mehr in Deutschland, sondern bereits in Italien befanden. Triest ist ganz italienisch und wirklich sehr schön gebaut, das Straßenpflaster vortrefflich. Fast überall sind vor dem untern Stockwerk der Häuser, mit Hilfe buntfarbiger Stangen, blau und weißgestreifte leinene Tücher ausgespannt, so daß man im Schatten an den reichen Kaufläden vorüber wandelt; wohin man blickt, zeigt sich der lebhafte Verkehr einer bedeutenden und im Verhältniß ihrer Größe außerordentlich bevölkerten Seestadt; in dem Gewühl der Europäer unterscheidet das Auge hier und dort orientalische Trachten. Wir stiegen vor der sogenannten großen Locanda (Gasthof) am Marktplatze ab. Dieser Platz ist viereckig, ganz mit breiten Quadern gepflastert, und gleicht, da er nur von mäßiger Größe und rings von hübschen Gebäuden eingeschlossen ist, einem mit Fliesen belegten Saale im Freien. Unwillkürlich riefen wir, da wir hier Orangen und Fische feil bieten, und eine Menge von Fischern und Matrosen mit ihren rothen Mützen umherlaufen sahen: das ist der Marktplatz aus der Stummen von Portici! Was bis dahin nur ein Bild unserer Phantasie gewesen war, trat hier verwirklicht in's Leben. — Wir haben ein vortreffliches Quartier erhalten, welches vorn nach dem Markte, hinten nach

dem Hafen hinausgeht. Bald vorn, bald hinten zum Fenster hinausblickend schweben wir in unaussprechlichem Entzücken; denn das Land unsrer Sehnsucht ist ja nun erreicht!

So eben wird die Leiche eines etwa neunjährigen Kindes in einem offenen, mit Blumen geschmückten Sarge, unter unsern Fenstern vorübergetragen. Voran Geistliche im Ornat, mit dem Kreuze an der Spitze, dann der bunte Sarg unmittelbar auf den Schultern der Träger ruhend und hinter demselben das Trauergefolge, aus Frauen und Kindern bestehend. Ja, wir sind in Italien! —

Am 28. Mai.

Ein heitrer Tag ist angebrochen. Unser Gasthof liegt am Hafen. Hier erblicken wir Schiffe von allen Nationen. In der Morgenbeleuchtung hat das Meer eine fast schwarzblaue Farbe angenommen, gestern Abend war es hellblau. Ich hatte geglaubt, daß es in weiter Entfernung mit dem Aether verschwimme; statt dessen gewährt es einen sehr kleinen Gesichtskreis und begrenzt ganz nahe und in bedeutender Höhe den Horizont durch einen scharf gezeichneten dunkelblauen Strich. Vorn heraus zeigt sich auf dem Markte ein noch regeres Gewühl, als gestern Abend. Man verkauft an Früchten treffliche Kirschen, Erdbeeren und Apfelsinen, an Gemüse insbesondere Antischocken. Die Apfelsinen sind Erzeugnisse Messina's; denn bei Triest wachsen keine Orangen.

Die Verkäufer erheben ein ohrenbetäubendes Gebrüll, womit sie ihre Waaren anbieten. Eigenthümlich erscheinen mir besonders die Limonadenverkäufer, die mit einer großen Flasche und einem Glase in den Händen herumlaufen, oder ein Faß oder kupfernes Gefäß auf einer Karre vor sich hinschieben, ihr gewiß klägliches Gesöff dem Pöbel mit durchdringendem Geschrei als köstliche Erquickung anpreisen, und dem dampfenden Lastträger für einen Kreuzer ein ganzes Quart ihres Getränkes in den lechzenden Schlund gießen. Denn, wiewohl früh am Tage, ist es schon sehr warm. — Was giebt es plötzlich? — Das Volk läuft zusammen; jeder Verkäufer verläßt seine Waaren. Ein verwirrtes Geschrei dringt zu unsern Fenstern empor. Ein Detachement Soldaten führt einen Verbrecher in Ketten herbei. Vor einem uns gegenüber befindlichen Hause wird Halt gemacht. Eine schwarz gekleidete Gerichtsperson tritt auf den Balkon des Hauses hinaus. Augenblicklich verstummt das Volk; Todtenstille herrscht; die Gerichtsperson entfaltet eine Rolle und liest das Urtheil. Der Inquisit hat seine Geliebte aus Eifersucht ermordet; lebenslänglicher Kerker ist seine Strafe. Er ist blaß, das schwarze, struppige Haar hängt ihm ins Gesicht. Er hört mit Gleichgültigkeit die Entscheidung seines Geschicks, und geht, dem Anschein nach, sehr ruhig in sein Gefängniß zurück. Der Richter entfernt sich; ein dumpfes Murmeln durchläuft die Menge; Jeder eilt sein:m Geschäft wieder

nach, und sofort ertönt wieder das durchdringende Geschrei der Waarenhändler. Alles ist vergessen. —

Wir besahen Vormittags die Stadt, die wir heute noch reizender finden, als gestern. Ein Kaufmannsladen reiht sich an den andern; hinter den Glasfenstern sind die schönsten und glänzendsten Erzeugnisse der Industrie zur Schau ausgelegt. Wir bemerkten sehr viel Rosogliofabriken und Kaffeehäuser. Auch Buchhändler fehlen hier nicht, und beweisen, daß auch der geistigen Kultur gedacht wird. Die katholische Kirche, die Börse, das Schauspielhaus, das Zollamt, der Palazzo und einzelne Privathäuser verdienen als Bauwerke beachtet zu werden. Die Straßen sind fast durchgängig breit und schön; insbesondere ist die Chiozzistraße zu bemerken. Indem man die Hauptstraßen hinunterblickt, trifft das Auge entweder auf das blaue Meer und die Segel, Masten und Stengen einzelner Seeschiffe; oder wenn man den entgegengesetzten Ausgang der Straße betrachtet, auf den Karst und die Anhöhen, an deren Abhang sich hier und dort zwischen Rebengewinden eine Villa zeigt. Die Stadt ist von mittler Größe und hat bereits mehr als 40,000 Einwohner, deren Anzahl stets im Wachsen begriffen ist. Ueberall zeigt sich Wohlstand und Gewerbsthätigkeit. Es sind hier 17 Banken und Assekuranzen, und es werden sehr bedeutende Geschäfte gemacht. Von den italienischen Handelsstädten kann sich in dieser Beziehung wohl nur Livorno mit Triest messen.

Der Markt der Seeerzeugnisse bietet dem, der so Etwas noch nicht gesehen, einen merkwürdigen Anblick. Insbesondere ergötzten uns in einer zum Hafen führenden Seitengasse mehrere Weiber, deren jede einen 5 Fuß hohen und eben so breiten Haufen lebendiger Schildkröten vor sich zum Verkaufe liegen hatte, und die Trefflichkeit ihrer Waare ebenfalls laut anpries.

Ein Spaziergang auf dem Molo gehört zu den angenehmsten Unterhaltungen in Triest. Von allen Seiten stürzen hier dem Fremdlinge Schiffer entgegen und bieten mit schreiender Beredsamkeit ihre Barken an, zu einer Spazierfahrt im Golf bis nach dem Leuchtthurm herüber. Der Hafen ist sehr breit, soll aber nicht vollkommene Sicherheit gewähren. Wiewohl ein südliches Meer, bewegt sich das adriatische hier doch auch bei ruhiger Witterung mit großer Lebhaftigkeit und unheimlicher Geschwätzigkeit. Interessant sind uns die fremdartigen, lateinischen (dreieckigen) Segel, welche auf den Schiffen der südlichen Nationen, insbesondere auf den italienischen Barken, flattern. —

Nachmittags begaben wir uns nach einem Vergnügungsort der Bewohner Triests, einem Kaffeehause am Ende der langen Allee, welche am Abhange der die Stadt umschließenden Berge in ziemlicher Höhe dahinführt, und einen entzückenden Blick auf das Thal, auf die gegenüberliegenden Landhäuser,

auf die Stadt und auf das Meer gewährt. Wir konnten die sich nach dem lombardisch-venetianischen Königreiche abflachende Küste des Golfs bis zu der Ebene verfolgen, aus welcher der hohe Thurm von Aquileja, dieser einst so blühenden, aber, seit der Zerstörung durch Attila, zum elenden Dorf herabgesunkenen Handelsstadt, hervorragt. Wir besuchten sodann auch noch die gegenüber liegende Bergstraße. Zahlreiche Osterien beweisen hier, daß der gemeine Mann Frohsinn und Geselligkeit liebt. Fast überall bemerkten wir an den Landhäusern und Osterien die aus den Abbildungen italienischer Gegenden so bekannten Weinlaubgallerien.

Abends fuhren wir im Golf spazieren. Wir mietheten ein kleines, breites, fast völlig rundes Boot, einer Nußschale vergleichbar, welches ein Segel hatte, und schaukelten von den Wellen empor gehoben und hinabgeworfen dem Leuchtthurm zu. Der Anblick Triests mit seinem Kastell und Hafen vom Meere aus ist reizend schön. Die Sonne war schon untergegangen; mehr und mehr entzog Dunkelheit die Küste unsern Blicken, doch leuchteten noch einzelne Lichter der Häuser zu uns herüber. Da rollte der Donner eines Kanonenschusses weit hin über die dunkeln Wogen, und die Gasflamme des Leuchtthurmes strahlte uns plötzlich von der Spitze delle Mosce entgegen und spiegelte sich auf der dunkeln Wölbung des Meeres. Es war neun Uhr vor-

über, als wir das Ufer wieder erreichten. Meine Reisegefährten begaben sich noch in's Theater. Sie kamen indeß sehr bald zurück, mit der Erklärung, daß das Haus zwar sehr hübsch sei und sechs Reihen Logen habe, daß sie aber des erbärmlichen Spiels wegen nicht hätten ausdauern können.

Drittes Kapitel.

Abreise von Triest. Die Reisenden fahren 1486 Fuß bergan im Trabe. Obscina. St. Croce. Vortreffliche Chaussee. Oede Gegend. Italienische Bettler. Fahrt am Meere. Das flache Land. Unerfreulicher Anblick der Maulbeerbäume. Räuchrige und schmutzige Ortschaften. Palmanova. Die lombardisch-venetianische Ebene. Codroipo. Pordenone. Conegliano. Weinfestons. Wiederkehr zudringlicher Bettler. Schmutz und Unflath. Der Enthusiasmus der Reisenden fängt an, sich abzukühlen. Treviso. Trauriger Anblick der Stadt. Speisehallen. Elende Speisen; ungenießbares Brot.

Palmanova, den 29. Mai.

Heute Nachmittag reiseten wir von Triest ab, welches uns stets in freundlicher Erinnerung bleiben wird. Wir mußten die Straße, welche wir über den Karst hinabgekommen waren, wieder hinauffahren, was bei der vortrefflichen Chaussee im beständigen Trabe geschah, und nahmen auf der Höhe des Berges von der entzückenden Aussicht Abschied. An der Barriere von Obscina mußten wir auch heute unsre Pässe vorzeigen und außerdem unsre Sachen durchsuchen lassen. Dann schlugen wir den Weg ein, der auf der

Hochebene längs der Meeresküste nach der Grenze des lombardisch=venetianischen Königreichs und zunächst nach der Poststation St. Croce führt. Die Chaussee bleibt vorzüglich. Die Gegend ist kahl, auch hier ragen überall niedrige Kalksteingebilde aus der Erde hervor, und nur an einzelnen Stellen wird Wein angebaut. In St. Croce drang ein Schwarm von Bettlern mit solcher Zudringlichkeit auf uns ein, daß wir die Hilfe der neugierig umherstehenden Leute in Anspruch nehmen zu müssen glaubten. Allein mit Befremden bemerkten wir, daß Niemand auf unsre Bitte Rücksicht nahm; man stierte uns an und schien im Gegentheil die Befriedigung der Bettler für eine Pflicht zu halten.

Von St. Croce gelangten wir nach Monfalcone. Das adriatische Meer bot uns links zu wiederholten Malen eine erhebende Aussicht. Die Anhöhen hatten sich hinabgesenkt; wir fuhren dicht am seichten Meeresufer, welches von zahlreichen Kanälen durchschnitten, sumpfig und mit Schilf bewachsen war. Nach und nach verschwand das Meer wieder und wir befanden uns endlich im flachen Lande. Ueberall sahen wir hier schwarze, knorrige, laublose und anscheinend vertrocknete Bäume am Wege stehen, die einen unfreundlichen Eindruck machten. Wir erfuhren, daß es Maulbeerbäume wären, die der Seidenzucht wegen mehrmals im Jahre ihres Laubes beraubt werden. Auch zeigten sich Feigenbäume und Weinreben. Zur rechten Hingebung konnte man nicht gelangen;

denn die freche Zudringlichkeit und das Geschrei der Bettler, die uns überall bestürmten, war nicht zu ertragen. Auch fanden wir die Ortschaften, durch die wir kamen, räuchrig und schmutzig. Wir passirten den Küstenfluß Isonzo, und erreichten Abends Palmanova, das erste Städtchen der Provinz Friaul im lombardisch-venetianischen Königreich, wo man uns abermals die Pässe abforderte. Jedes Mal, wenn dies geschieht, müssen wir die Börse öffnen. Wir sind hier in dem Gasthofe abgestiegen, der uns als der beste genannt worden ist, finden ihn aber sehr mittelmäßig. Der heutige Nachmittag hat unsern Erwartungen schlecht entsprochen. Wir sind ziemlich mißmüthig; wenn Italien so bleibt, wie wir es heut Nachmittag gesehen, dann ist es — nicht hübsch.

Treviso, den 30. Mai.

Der Tag war schön; um 8 Uhr Morgens verließen wir Palmanova, wo uns Schaaren von Flöhen gepeinigt hatten. Wir befanden uns nun in der ungeheuern Ebene des lombardisch-venetianischen Königreichs, welche gegen Norden von den rhätischen und karnischen Alpen begrenzt wird. Den ganzen Vormittag hatten wir den von den karnischen Alpen auslaufenden Gebirgskamm vor Augen, der die Provinz Friaul von Belluno scheidet. Wiewohl anfänglich 10 bis 12 Meilen *) entfernt, lag er doch mit

*) Unter Meile ist in diesem Buche stets die geographi-

solcher Klarheit rechts vor uns, daß man die bewachsenen von den unbewachsenen Stellen unterscheiden konnte; die große Entfernung wurde nur dadurch angedeutet, daß der Höhenzug mit schwacher Fleischfarbe auf dem blauen Himmel getuscht, und die Umrisse des Gebirges wie hingehaucht erschienen; oder richtiger, sie sahen so aus, als ob ein näher liegendes Gebirge in zarte Nebel gehüllt und dieser von der Morgensonne sanft geröthet wird. Rechts und links hingen oft Festons von Weinreben an den Bäumchen, die auf den Feldern gepflanzt sind. Auch sahen wir viel Maulbeerbäume und Maisfelder. Hinter Codroipo fuhren wir auf der längsten Brücke, die ich je gesehen, über den Küstenfluß Tagliamento. Er hatte nur wenig Wasser; allein sein breites Bett war durch das Steingeröll, welches er im Winter gewaltsam mit sich fortführt, weithin bezeichnet. Wir gelangten alsdann auf eine schöne, mit Pappeln besetzte Chaussee, und erreichten Mittags, der Gebirgskette immer näher kommend, das Städtchen Pordenone, wo wir sehr gute Bewirthung fanden. Nachmittags wurde die Gegend noch reizender. Wir gingen über Sacile, wo wir den Küstenfluß Livenza passirten, an der vorspringenden Spitze des Gebirges vorbei nach Conegliano, in dessen Umgegend alte italische Fel-

---

sche oder deutsche, im Gegensatz zu Miglio, zu verstehen. Vier Miglien, oder italienische Meilen, machen eine deutsche Meile.

senschlösser die romantische Stimmung erhöhen, in welche hier die Seele versetzt wird. Die vortreffliche Chaussee und der Umstand, daß die Postillone, die zwar unverschämte Trinkgelder verlangen, fast nur im Galopp dahin rollen, trugen ebenfalls das Ihrige bei, uns zu erheitern. Allein, wenn ich wahr sein will, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß in den Ortschaften, wo wir anhielten, der Anblick ekelhafter, schmutziger Menschen und die unbeschreibliche Zudringlichkeit der Bettler jedesmal schmerzlich störend in die stille Ruhe unseres Gemüthes eingriff. Wir müssen ferner bekennen, daß wir uns sauber angestrichne, zierliche Häuser in den italienischen Städten gedacht, statt derselben aber alte, räuchrige, schmutzige Steinklumpen gefunden haben. Auch dürfen wir endlich nicht übergehen, daß der Gebrauch, die Felder mit Bäumen und Wein zu bepflanzen und die Rebe von einem Baume zum andern in Festons zu ziehen, so reizend ein solches Laubgewinde an und für sich ist, dennoch den Uebelstand herbeiführt, daß man wie in Wäldern, nicht in die Ferne blicken, namentlich aber von der Lage und dem Anblick der Ortschaften keinen Begriff bekommen kann, weil man diese in der Regel erst dann zu sehen bekommt, wenn man sich am Thore befindet.

Zwischen Conegliano und Treviso passirten wir endlich noch den Küstenfluß Piave. Um 6 Uhr Abends erreichten wir Treviso, eine größere Stadt von 15,000 Einwohnern, wo wir in der Post einkehrten.

Wir hatten geglaubt, hier endlich die freundlichen Häuser Triests wiederzufinden; allein dem war nicht so. Ein Spaziergang durch die Stadt erfüllte mich mit Wehmuth. Sie ist eng gebaut und besteht zum Theil aus zusammenstürzenden, vom Alter geschwärzten Steinklumpen; einzelne Häuser sind völlig unbewohnt; hier und da wächst Gras in den Straßen. In dem bewohnten Theil der Stadt wimmelt es von Menschen: doch sieht man nur Pöbel, nicht sauber gekleidete, anständige Leute. In den Häusern selbst scheint Alles erstorben! kein schalkhafter Mädchenblick lächelt aus den Fenstern herab. Ueberhaupt haben wir bis jetzt noch kein weibliches Wesen in Italien gesehen, welches man hübsch hätte nennen können. In allen Straßen Treviso's zeigte sich Schmutz; die Handwerker arbeiteten im Freien; die ganze Stadt hat etwas Höhlenhaftes und Unheimliches. Die Plätze sind erbärmlich; einer derselben ist ein ungepflasterter Berg, auf dem eine Kirche liegt. Ich gerieth aus einer Seitengasse zwischen Gartenmauern, über welche Oleander und Granatblüthe freundlich herübernickten. Es that mir wohl; denn es bedurfte dieses Arguments ad hominem, daß ich in Italien sei. Bald darauf stand ich vor der Kathedrale; dies herrliche Bauwerk söhnte mich nothdürftig wieder mit Treviso aus.

Die Thurmuhr vor unsern Fenstern zeigt, daß man hier schon, wie es bekanntlich in Italien Sitte ist, die Tagesstunden bis 24 zählt. Seit unserer

Abreise von Triest finden wir in jedem Stockwerke einen Salon, der meistens von vorn nach hinten durch das Haus geht, und allen Bewohnern der angrenzenden Zimmer als gemeinschaftliches Speisezimmer dient. Unser heutiges Abendessen war sehr schlecht, das nothwendigste Bedürfniß, Brot, scheint man im lombardisch-venetianischen Königreich nicht zu kennen. Denn was man statt dessen erhält, ist eine abscheulich schmeckende saure Semmel, oder ein steinhartes, weißes, ungesalzenes und völlig geschmackloses Gebäck!

Viertes Kapitel.

Verfallene Villen auf der Landstraße von Treviso nach Mestre. Fashionables aus Treviso. Mestre. Italienisches Gesindel. Das Schwein, als Schooßthier. Freche Zudringlichkeit des Pöbels. Man rupft die Reisenden von allen Seiten. Fahrt von Mestre nach Venedig in den Lagunen. Anblick Venedigs aus der Entfernung. Bedenkliches Kopfschütteln. Einfahrt in die Stadt. Gestank, Grabesstille, verfallene Ruinen. Der große Kanal. Die schwarzen Trauernachen, genannt Gondeln. Der Ponte rialto, der stinkende Fischmarkt, das Hotel Royal des Herrn Danieli am Quai der Sclavonier. Aussicht vom Quai. Venetianische Mittagsmahlzeit. Der Markusplatz bei Tage. Die Markuskirche. Der venetianische Kontrebandenriecher. Der Cicerone Bulgaris. Der Campanile (Glockenthurm) der Kirche. Aussicht von demselben. Der Markusplatz zur Abendzeit. Die Venetianerinnen. Flöhe und Ungeziefer.

Venedig, den 31. Mai.

Heute früh reiseten wir von Treviso ab nach Venedig. Der Weg war eben, die Chaussee unausgesetzt vorzüglich. Auf beiden Seiten der Landstraße nach Mestre sahen wir mehr oder minder verfallene

Villen und Gärten der reichen Venetianer und Trevisaner. Hier und da zeigten sich in den Gärten bereits Cypressen; einzelne Pfeiler der Gartenmauern waren mit drittehalb Fuß hohen, steinernen und bunt übermalten italienischen Fratzen, welche großnasige Zwerge oder buckelige Weiber mit lächerlich verzogenen Gesichtszügen darstellen, geziert. In der Nähe Treviso's begegneten uns ein Paar Fashionables auf den in dortiger Gegend gebräuchlichen, einspännigen Kurrikeln. Unmittelbar auf der Achse zwischen den beiden Rädern erhebt sich der hölzerne, roth angestrichene sattelähnliche Sitz des Fahrenden. Auf der guten Chaussee mag das gehen; auf dem Steinpflaster muß dies Fuhrwerk abscheulich sein. Es war gerade Markt, als wir in Mestre einfuhren. Wiewohl diese Stadt nur klein ist, erinnerte sie doch durch die Lebhaftigkeit des Verkehrs an die volkreichsten, größern Städte Deutschlands. Allein man fühlt sich unheimlich, wenn man sich von diesem fluthenden, schreienden, heftig gestikulirenden Gesindel mit Hakennasen und glühenden Augen, von diesen schmutzigen, stets nach Zwiebeln stinkenden Menschen umgeben sieht. Die lange breite Straße, oder richtiger, der Markt, den wir durchfuhren, wimmelte von einer kleinen Race von Schweinen, die auf eine abscheuliche Weise in das durchdringende Geschrei der Menge hineingrunzten und hineinquiekten. Hier und da erblickten wir ekelhafte Weiber, welche das eingekaufte Schwein unter dem Arm nach Hause tru-

gen, und ungemeines Wohlgefallen an dem nervenerschütternden Geschrei dieser neuen Art von Schooßthierchen zu haben schienen. Es war 9 Uhr Morgens, als wir in den Gasthof la Campana einfuhren. Er ist so schlecht, als die übrigen bis jetzt in Italien gesehenen. Wir mußten hier unsern Wagen stehen lassen und ein Postschiff besteigen, um über die Lagunen nach Venedig gelangen zu können. Eine Menge abscheulichen Gesindels lauerte in der Hausflur auf das Auspacken unserer Sachen. Kaum hatte ich damit angefangen, als sich zwanzig Hände mir entgegenstreckten. Ich mochte zurückweisen oder nicht, mit thierischer Wildheit entriß man mir die Sachen; ein Jeder strebte zu verdienen und die angekommenen Fremden zu zwingen, ihm ihre Beutel zu öffnen. Wir waren empört über diese freche Zudringlichkeit; der entschiedenste Befehl, den Wagen augenblicklich zu verlassen, blieb unbeachtet. Alsbald hatten sich zwei Lastträger mit Karren eingefunden, um unser Gepäck fortzuschaffen. Der Kanal, in dem die Einschiffung geschieht, ist etwa 10 Minuten von der Locanda entfernt. Wiewohl eine Karre genügt hätte, legte man doch, ohne uns zu fragen, unsre Sachen auf zwei Karren, damit wir doppelt zu bezahlen hätten. Außerdem nahmen zwei oder drei andere Kerle noch einige Gegenstände in die Hand und eilten damit unserm Schiffe zu. Man glaube doch nicht, daß man so etwas verhindern könne. Das müßig gaffende Volk, welches den angekommenen

Fremden mit wilder Frechheit betrachtet und ihn laut verhöhnt, wenn er sich irgend eine Blöße giebt, würde sogleich Partei gegen ihn nehmen, wenn er sich der Willkür Einzelner nicht fügen wollte. Auf dem Wege vom Gasthofe zum Schiffe wurden wir noch von einer Menge unverschämter, schreiender und ekelhafter Bettler angefallen. In dem Schiffe erwarteten uns vier Postschiffer, ungeachtet es von zwei oder drei Personen hätte regiert werden können. Ein fünfter Kerl in der Postuniform (gelb und schwarz) hatte die Frechheit, sich als Stalliere (Stallknecht) der Post, ungeachtet wir zu Wasser und also nicht mit Pferden abfuhren, sein buona man' (Trinkgeld) zu fordern; ein Sechster wünschte uns ein bon viaggio (glückliche Reise) und forderte dafür ebenfalls sofort ein Trinkgeld! Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr wir geplündert und gemißhandelt wurden. Endlich und nachdem wir wenigstens an funfzehn Personen Trinkgelder austheilen müssen, wurde das Schiff abgestoßen. Eine halbe Stunde lang blieben wir in einem schmalen, schmutzigen Kanal, der sich in die Lagunen mündete. Vor der Mündung desselben zeigten sich Festungswerke Venedigs *). Es war ein schöner Tag, die Sonne schien; ein kalter, lebhafter Wind hob die Wellen der Lagunen, die von dieser Seite so breit und tief sind, daß man das hohe Meer vor sich zu sehen wähnt. Bald erblickten wir vor uns zur Rech-

---

*) Das Fort de Malghera.

ten die ersehnte angebliche Wunderstadt. Wie ein grauer Streifen, aus dem mehrere Thürme, grauen Stiften gleich, emporstiegen, lag Venedig am Horizont. Ich stand vorn im Schiffe; Haar und Mantel flatterten im kalten Winde, und dennoch war ich in Italien und der Juni sollte beginnen! Ich wollte die glänzenden Kuppeln, von denen ich so viel gehört, zuerst sehen und begrüßen. Näher und näher schwebte das Schiff (eine Barke mit einer Kajütte), deutlich konnte man bereits die Stadt unterscheiden; aber glänzende Kuppeln wollten nicht erscheinen; — ich sah zwar einige Kuppeln und Thürme, allein sie blieben grau, ungeachtet sie die Sonne beleuchtete. Venedig nahm sich aus wie eine größere Stadt am Horizont einer Ebene, etwa wie Leipzig oder Breslau. Ich schüttelte schon bedenklich den Kopf. — Wir hatten inzwischen die Barriere erreicht, ein Haus in den Lagunen, wo wir anhielten und die Pässe abgeben mußten. Mit großer Schnelligkeit legten wir dann den Weg nach der Stadt zurück. Unterweges kamen wir an einer kleinen Kapelle vorüber, die mitten im Wasser steht, und zu der eine hölzerne Treppe aus den Wellen emporführt. Als Venedig nahe vor uns lag, fanden wir uns in unsern Erwartungen noch mehr betrogen. Die Häuser der Stadt sind an dieser Seite besonders schmutzig und elend. Aber wie ward uns, als wir in den ersten Kanal Venedigs einbogen, und wir nun ein wüstes Grab, von einer Kloake durchspült, zu sehen wähnten? — Der Geruch des

stinkenden Kanals benahm uns fast den Athem. Bald erreichten wir den berühmten großen Kanal, der quer durch die Stadt läuft. Allerdings bespült er die Grundmauern einer Menge von Pallästen; allein der Eindruck, den die letztern machen, ist ein schmerzlicher. Es sind rußige, wüste, ausgestorbene, verfallene Ruinen! Nirgend zeigte sich ein Bewohner; überall herrschte Grabesstille; nirgend sahen wir anständig gekleidete Menschen, sondern nur schmutzige Gondelführer. Die Gondeln selbst trugen nur dazu bei, unsre Schwermuth zu erhöhen. Man denke sich unter einer venetianischen Gondel einen langen, schmalen, schwarz angestrichenen, vorn und hinten spitz zulaufenden Nachen, auf dem sich an der hintern Seite eine ganz niedrige, mit schwarzem Tuch überzogene Kajütte befindet: unwillkürlich glaubt man einen Sarg zu sehen, der zu Wasser bestattet werden soll! — Wir erreichten den Ponte rialto. Allein hätten uns nicht die Schiffer darauf aufmerksam gemacht, wir würden diese schmutzige, verfallene Brücke nicht der besondern Beachtung werth gehalten haben. Nachdem wir endlich noch dem Aasgestank des Fischmarkts, der am großen Kanal gelegen ist, Preis gegeben gewesen waren, erreichten wir den Hafen; wir fuhren am Markusplatz vorüber und landeten beim Hotel Royal, am Quai der Sclavonier (riva degli Schiavoni). Dies Gasthaus liegt wirklich in einer schönen Gegend. Man sieht vor sich den breiten Hafen mit zahlreichen Seeschiffen und Gondeln; die Lagunen

haben hier eine tiefblaue Farbe, die Luft ist rein; zur Rechten zeigt sich dem Auge des Beschauers der mächtige Kanal der Giudecca und die Einfahrt in den großen Kanal. Zur Linken dieser Einfahrt hebt sich der merkwürdige Thurm der Dogana di mare (des Packhofs), gleichsam aus den Fluthen empor; unmittelbar darauf folgt die herrliche Kuppel und die schöne Façade der Kirche Santa Maria della salute. Von der Giudecca herüber winkt die Kuppel des prachtvollen Tempels il Redentore, Palladio's Meisterwerk. Dem Gasthofe gerade gegenüber liegt die Insel St. Giorgio mit der schönen, gleichfalls von Palladio erbauten Kirche St. Georgio maggiore; zur Linken begrenzen die 1807 vom ehemaligen Vicekönig von Italien angelegten Giardini publici mit freundlichem Grün die blaue Fluth.

Es war Mittag, als wir im Gasthofe, dessen Eigenthümer Danieli heißt, abstiegen. Wir speiseten auf dem Zimmer, aber so schlecht, daß wir uns sofort entschlossen, unsere Mittagsmahlzeit an einem andern Orte einzunehmen. Uebelriechende Seefische und halbfaule Artischocken mit Froschkeulen waren die Glanzpunkte unter den Gerichten. —

Nachmittags besuchten wir den nahe gelegenen Markusplatz. Zuerst gelangt man an den Gefängnissen und der Seufzerbrücke vorüber zu der am Quai gelegenen Façade des Dogenpallastes, und biegt dann in die sogenannte Piazetta oder den kleinern Markusplatz ein, der unmittelbar an den Kanal stößt, mit

dem größern Markusplatze zusammenhängt, und, dem Dogenpallast gegenüber, von der neuen Prokuratie und der Münze (Zecca) begrenzt wird. Auf dem Quai der Piazetta stehen die beiden berühmten Säulen von orientalischem Granit, die der Doge Domenico Micheli i. J. 1125 bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande aus dem Archipel mitgebracht hat. Eine davon ist mit der marmornen Statue des heiligen Theodor, die andere mit dem bronzenen geflügelten Löwen, der i. J. 1797 nach Paris transportirt, und i. J. 1816 wieder zurückgebracht wurde, geziert. Zwischen diesen beiden Säulen fiel einst Marino Falinieri's Haupt! — Hinter dem Dogenpallast folgt die berühmte St. Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln und zahlreichen Thürmchen, und bildet die eine Seite des größern Markusplatzes, welcher ein Parallelogramm bildet und seiner größern Länge nach von den schön gebauten, aber rußigen beiden Prokuratieen (der alten und neuen) und, der Kirche gegenüber, von dem von Napoleon erbauten Pallast eingeschlossen wird. An der linken Seite, von der Kirche aus betrachtet, erhebt sich nicht weit von der Ecke der neuen Prokuratie der 300 venetianische Fuß hohe, schlanke, viereckige, ganz isolirt stehende Glockenthurm (Campanile) der Markuskirche. Ihm gegenüber steht an der Seite der alten Prokuratie der himmelblau= und goldverzierte Torre del orologio, auf dem zwei eherne Riesen gegen eine gewaltige Glocke die Zeit anschlagen. — Zwischen dem Torre del orologio und dem

Campanile erheben sich vor der Markuskirche auf Postamenten drei roth angestrichene Mastbäume, an denen bei feierlichen Gelegenheiten Fahnen wehen. Sie bedeuteten sonst die drei Reiche: Cypern, Kandia, Morea. Drei Seiten des großen Platzes (die beiden Prokuratieen und der von Napoleon erbaute Pallast) sind durch Colonaden im Erdgeschoß mit einander verbunden. Unter den Kolonaden der alten Prokuratie reihet sich ein glänzender Kaufladen an den andern; auf der linken Seite befinden sich mehr Kaffeehäuser. Beide Plätze sind mit breiten Quadern gepflastert. In gewisser Beziehung erinnert der St. Markusplatz an das Palais royal zu Paris.

Wir nahmen dies alles flüchtig in Augenschein und traten dann in die Basilika des heiligen Markus ein. Für heute begnüge ich mich, zu bemerken, daß wir zwar von der Neuheit der Erscheinung überrascht waren, daß wir aber sämmtlich uns eingestanden, in dem gothischen Dom der Stephanskirche zu Wien ein tieferes Gefühl der Erhebung empfunden zu haben. Hierauf begaben wir uns in eins der Kaffeehäuser unter den Säulengängen der neuen Prokuratie, und hatten uns noch nicht lange niedergelassen, als wir bemerkten, daß wir von einem Aufpasser verfolgt wurden. Unser Lohnlakai und Cicerone Bulgaris sagte uns, daß dieser Mensch ein Gewerbe davon mache, die Fremden zu beobachten, und zu erforschen, ob sie vielleicht steuerbare Waaren einkaufen und nicht deklariren würden. Da Venedig Freihafen ist, so läßt sich

denken, daß der ehrenwerthe Mann ein sehr gemächliches Leben führen und eine gute Einnahme haben muß.

Um sechs Uhr, als die Abendsonne leuchtete, bestiegen wir den St. Markusthurm. Er hat keine Treppen; breite Windungen führen ungemein bequem hinauf. Im ganzen Gebäude stank es abscheulich; an mehrern Stellen hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der Venetianer die Dunkelheit des Thurms zur Befriedigung seiner heimlichen Bedürfnisse benutzt. Von der Höhe herab erfreuten wir uns einer herzerhebenden Aussicht. Da lag sie unter uns die Wasserstadt mit ihren Kanälen eingeschlossen weit und breit von der blauen Fluth der Lagunen. Wohin man sieht, strecken sich hohe runde, oben breite und unten schmale, trichterförmige Schornsteine, Thürme und einzelne Kuppeln in die Luft; allein vergoldete Kuppeln sah ich auch jetzt nicht. In der Ferne erhoben sich die Berge von Padua aus der weitern Fläche, unzählige Inseln, angebaut wie Venedig selbst und einst mächtige und unüberwindliche Bollwerke, umgeben, von den Lagunen umspült, rings die Stadt; und jenseits hinter den äußersten Inseln, die sich wagerechten Strichen gleich am Horizonte hinzogen, hinter den Gestaden von Chioggia, Pelestrina, Malamocco und Cavallino zeigte sich das azurblaue adriatische Meer mit Hunderten von Segeln, die, in der weiten Entfernung nur kleine weiße Punkte, wie glänzende Schwäne durch die Fluth zo-

gen; links herüber mit dem Aether verschwimmend die Küste von Illyrien. Venedig selbst machte von der Höhe, auf der wir uns befanden, einen ungetrübten Eindruck. Denn die himmelblaue Masse des Meeres und der Lagunen ließ die schmutzig grüne Schlammfarbe der Kanäle übersehen, und der mächtige Eindruck des Ganzen überwältigte das unangenehme Gefühl, welches die verfallenen, schwarzen und verödeten Gebäude der Stadt im Einzelnen hervorgebracht hatten. —

Abends sahen wir auch Menschen! — Die schöne Welt hatte sich auf dem Markusplatze versammelt. Alles drängte sich unter die durch den Glanz der Läden erleuchteten Kolonaden der alten Prokuratie, wo das vornehmste Kaffeehaus gelegen ist. Arm in Arm wandelten hier Hunderte von Pärchen vorüber; Viele hatten sich vor den Kaffeehäusern auf Strohstühlen niedergelassen, die weit auf den Platz hinaus standen. Wir bemerkten, daß die Damen sämmtlich schwarze Schleier und Fächer trugen, mit denen sie sich, wiewohl es nichts weniger als warm war, Kühlung zufächelten. Allein von einem venetianischen Nationalkostüm war nichts zu sehen, und eben so bemühten wir uns vergebens, ein nur leidlich hübsches Gesicht aufzufinden. — Um neun Uhr kehrten wir nach unserm Gasthofe zurück.

Den ganzen Tag über sind wir heut von Flöhen auf das Jämmerlichste gepeinigt worden. Welche Nacht wird uns bevorstehen? — Das Ungeziefer ni-

stet vorzüglich in den Betten. Mit Befremden bemerken wir in den italienischen Gasthöfen meist nur zweischläfrige Lagerstätten, die jedes Mal für zwei Personen berechnet sind. Auch hier ist dies der Fall, und die uns angewiesenen Zimmer sind zu klein, als daß es möglich wäre, die noch fehlenden Betten aufzustellen. Zwei Personen aber unter einer Decke, von Flöhen gequält, welche erfreuliche Aussicht! —

Fünftes Kapitel.

Abermaliger Besuch der Markuskirche. Beschreibung derselben. Das Arsenal; die Schiffswerften, Repschlägereien, Schmieden, Ausrüstungsmagazine, Kanonengießereien u. s. w. Ein Fetzen vom Bucentaur. Das kaiserliche Wachtschiff. Verkauf der Theaterbillets auf dem Markusplatz. Das hôtel d'Angleterre. Italienische Speisehallen. Die Kanäle Venedigs. Die Rialtobrücke. Der Fondaco de' Turchi. Der türkische Bettler. Die Insel Murano. Die öffentlichen Gärten. Der Markusplatz, ein räuchriger Schloßhof. Die Straßen und Plätze Venedigs. Das Theater St. Samuele. Venetianische Opernmusik. Nachtfahrt in den Kanälen. Die Reisenden lassen sich von den Gondolieren aus dem Tasso und Ariost vorsingen. Mondschein, Gestank und Flohstiche dabei. Nächtliche Flohjagd.

Venedig, am ersten Juni.

Unserer gestrigen großen Ermüdung danken wir eine leidliche Nacht. — Am heutigen Vormittag begaben wir uns abermals nach der Markuskirche. Ihr Aeußeres erregt mehr Verwunderung als Bewunderung. Sie ist im griechisch-arabischen, oder richtiger in einem bizarren Styl erbaut. Die Kuppeln

der Kirche würden einen bessern Eindruck machen, wenn das Gebäude höher wäre; jetzt scheinen sie das Haus zu erdrücken. Die Façade ist besonders bizarr, und wird es noch mehr durch die über dem Eingang befindlichen vier bronzenen Pferde, welche Marino Zeno im Jahre 1205 vom Hippodrom zu Konstantinopel hierher gebracht hat. Im Innern zeigt sich dem Eintretenden eine seltene, aber verwitterte Pracht. Was nicht Gold, Bronze oder Mosaik ist, besteht aus orientalischem Marmor. Der Plafond auf der gewölbten Decke ist überall Mosaik, und stellt die Bilder von Heiligen in bunten Steinen auf Goldgrund dar. Namentlich zeigt sich dem Haupteingange gegenüber das Bild des heiligen Markus. Eben so ist der Fußboden durchgängig musivisch ausgelegt. Der Hochaltar wird von vier Marmorsäulen, welche im Jahre 1238 aus der Sophienkirche zu Konstantinopel vom Dogen Dandolo hierher gebracht worden sind, getragen. Hinter dem Hochaltar zeigt man 4 Säulen aus orientalischem Alabaster, welche aus dem Tempel Salomonis sein sollen. Man zählt überhaupt an und in der Kirche zusammen 500 Säulen, welche theils aus verde antico *), theils aus

*) Antico nennt man in Italien jeden Marmor, der im Alterthum verarbeitet wurde und jetzt nicht mehr zu finden ist, oder der in uralten Marmorbrüchen, welche verloren gegangen waren, und später wieder gefunden sind, gewonnen wird. Verde antico ist ein uralter, grüner Marmor.

Porphyr, Jaspis, Lapis lazuli und andern kostbaren Steinen bestehen. Allein so wie der Fußboden zertreten und an vielen Stellen eingesunken ist, so kann man die Musivarbeit an der Decke und das Gold kaum noch vor dem Schmutz der Jahrhunderte erkennen. Der Realwerth der Kirche soll sich auf 80,000,000 Dukaten belaufen. So erzählte uns wenigstens Bulgaris, der, ein eingebildeter Venetianer, zum Ruhm seiner Vaterstadt gewaltig aufzuschneiden versteht. Zahlreiche Baumeister haben an der Kirche gearbeitet. Angefangen wurde sie im Jahre 976 unter dem Dogen Pietro Orseolo I., beendigt erst im Jahre 1071 unter dem Dogen Domenico Selvo. — Zu bemerken bleibt noch, daß Venedig einen Patriarchen hat. St. Markus ist daher eine Patriarchal- und Metropolitankirche. —

Wir gingen hierauf zu Fuße über den Quai der Sclavonier nach dem weltberühmten Arsenal. Auf dem Wege dahin besuchten wir auf dem St. Blasiusplatze die Kirche der östreichischen Marine, in welcher sich das Grabmahl des letzten freien Helden der Republik, des Großadmirals Angelo Emo, befindet, welches im Jahre 1792 von Joseph Ferrari-Torretti gebildet worden. — Das Arsenal zeugt von der Größe der ehemaligen Seemacht Venedigs. Man muß sich nicht ein einzelnes Gebäude denken, sondern einen selbstständigen Theil der Stadt, der aus vielen Gebäuden, großen, vom Wasser durchströmten und umbauten Plätzen besteht, der rings mit festen Mau-

ern und Thürmen umgeben ist, und mehr als zwei italienische Meilen, also fast $1\frac{1}{2}$ Stunden, im Umfange hat. Dieser große Bau ist gegen das Jahr 1304, wie man glaubt, von Andreas Pisano angefangen und erst nach und nach beendigt worden. Vor dem Haupteingange des Arsenals sind vier kolossale Löwen von Marmor aufgestellt, die Franz Morosini im Jahre 1687 aus Athen nach Venedig transportirt hat. Der zur Linken des Beschauers auf den Hinterfüßen ruhende Löwe soll ein Denkmal der Schlacht bei Marathon sein. Das hohe Alterthum mag diese Bildwerke interessant machen; Kunstwerth haben sie nicht. Im Innern des Arsenals besahen wir zuvörderst die fünf Waffensäle. In einem derselben befindet sich Canova's Monument des Großadmirals Emo und die Rüstung Heinrichs IV., welche letzterer der Republik zum Geschenke machte, als er sie bat, ihn in die Zahl der Patrizier Venedigs aufzunehmen. Dann besichtigten wir im Arsenal die große Schiffswerfte für die östreichische Marine, die Repschlägereien, die Schmieden, die Bildschnitzereien zur Dekorirung der Schiffe, die großen Magazine zur Ausrüstung der Flotte, die Kanonengießereien und die Schiffsmodellkammer. Das Merkwürdigste ist, daß man die Dockenbehälter in ihrer wirklich ungeheuren Größe unter Dach und Fach gebracht hat, und daß die Schiffe zu gleicher Zeit unten im Meerwasser stehen, während sie oben und an den Seiten ganz überbaut sind. Es waren gerade eine Fregatte von 56 Kano=

nen und mehrere kleine Schiffe in Bau. Die Reperbahn (Tana) ist ein Gebäude von besonderer Größe, 910 F. lang, 56 F. breit, und 70 Fuß hoch, ein Werk Antonio's da Ponte, im Jahre 1519 erbaut. 92 kolossale, grob gearbeitete Pfeiler tragen das Dach. Vom Bucentaur wird nur noch ein Stück bewahrt; doch zeigt ein Greis, der einst auf diesem Schiffe gedient hat und Bildhauer ist, das Modell desselben, welches er kunstreich angefertigt hat. Die Farbe des Bucentaurs war roth mit Gold. — Wir verließen das Arsenal nach zweistündigem Aufenthalt sehr befriedigt. Noch jetzt arbeiten darin täglich viele hundert Menschen, und zahlreiche Wachen sind in dem ungeheuern Raum aufgestellt.

Hierauf bestiegen wir eine Gondel und fuhren nach dem im Hafen gelegenen kaiserlichen Wachtschiff, einer Fregatte von 56 Kanonen und zweien Decken; das dritte Deck ist seit dem Kongreß zu Verona, auf welchem sich Oestreich verbindlich gemacht hat, kein Linienschiff zu halten, abgenommen worden. Da wir noch nie ein Kriegsschiff gesehen hatten, so baten wir den Kommandanten um die Erlaubniß, an Bord zu kommen und es besichtigen zu dürfen, was uns mit vieler Bereitwilligkeit gestattet wurde.

Sodann fuhren wir nach dem Markusplatze und wandelten abermals unter den Gallerien der alten Prokuratie umher. Merkwürdig war uns, hier Leute zu sehen, welche die Theaterbillets feil boten und damit einen förmlichen Handel trieben. Soll-

ten die Venetianer freilich stets erst in Gondeln nach der Theaterkasse hinrudern, würden die Theater wenig Einnahme haben.

Mittags speiseten wir im hôtel d'Angleterre in der Nähe der Seufzerbrücke, wo wir nach unsern Wünschen bedient wurden. Auch in Venedig befindet sich in jedem Stockwerk der Häuser eine Speisehalle, welche die ganze Tiefe des Hauses durchschneidet, und worin für die Gäste, deren Thüren rechts und links nach der Halle hinausgehen, servirt wird.

Nachmittags setzten wir uns abermals in ein schwarz überzogenes Trauerschiff, welches hier Gondel genannt wird, und durchkreuzten die Stadt in verschiedenen Gegenden. Wir haben uns gestern eine nur zu richtige Vorstellung von Venedig gemacht. Es ist schmerzlich enttäuscht zu werden; allein es ist auch heilsam, und ich werde wenigstens im Stande sein, meine Landsleute vor dieser Enttäuschung zu bewahren. Venedig ist wirklich eine große, wüste, schmutzige Ruine, ein Gewinde stinkender Kloaken. Die meisten Kanäle sind so schmal, daß sich nur zwei Gondeln darin ausweichen können; doch giebt es auch breitere, ja der große Kanal ist an einigen Stellen über 100 Fuß breit. Die schmalen Kanäle sind am schmutzigsten und hauchen einen pestilenzialischen Schlammgeruch aus, zumal ein nur sehr unmerklicher Abfluß des Wassers Statt findet. Nur auf dem Markusplatze und dem Quai der Sclavonier weht gesunde Luft; hier allein bemerkt man Reinlichkeit;

dieser Umstand, verbunden mit der freien Aussicht über den Hafen nach der Giudecca und nach dem Eingang in den großen Kanal, macht den Quai zu einem wirklich angenehmen Aufenthaltsort. — Wir besuchten unter andern heute nochmals die Rialtobrücke. Es mag sein, daß sie als Bauwerk Beachtung verdient, da sie aus einem Bogen besteht, der die ganze Breite des großen Kanals (an dieser Stelle fast 90 Fuß) umspannt und 19 Fuß hoch ist, allein der Form nach ist sie eher sonderbar als schön zu nennen. Denn auf diesem Bogen ruht nicht etwa ein wagerechtes Gesims, sondern man steigt am Ende der Brücke auf einer Treppe bis zum Mittelpunkt über dem Bogen hinan, und von da auf der andern Seite wieder hinab. Drei Passagen laufen darüber fort; die mittlere ist auf beiden Seiten arkadenartig mit steinernen Buden eingefaßt, in denen Waaren verschiedener Art, auch übelriechende Nahrungsmittel, feilgeboten werden. Außerdem ist sie, wie die meisten Bauwerke Venedigs, so trümmerhaft und schmutzig, daß sie schon deshalb einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. Ungeachtet wir uns heute eines vollkommen heiteren Tages erfreuten, so wären wir doch fast über den Unflath gefallen, der die Brücke bedeckt. Sie ist übrigens im Jahr 1591 unter dem Dogen Pascal Cicogna von dem Architekten da Ponte aus Marmor erbaut worden; allein Niemand hält dieses schwarze, trümmerhafte Gestein für Marmor.

Auf dem Rialtoplatze, einem schmutzigen Winkel, besuchten wir die älteste Kirche Venedigs, St. Giacomo di rialto, erbaut im Jahre 421. Hierauf fuhren wir in unserer Gondel nach dem Fondaco de' Turchi, wo die nach Venedig kommenden türkischen Kaufleute und Seefahrer zu logiren pflegen. Es ist ein sehr altes Gebäude von arabischer Bauart. Ein freundlicher Muselmann führte uns in dem darin befindlichen Beetsaal herum, der zwar klein, aber nach Art einer türkischen Moschee eingerichtet, mit Teppichen belegt und mit Sprüchen aus dem Koran an den Wänden verziert war. Im Hofe saß ein überaus ärmlich gekleideter Türke, mit untergeschlagenen Beinen, der eine Pfeife schmauchte. Freundlich bot er uns seine Schnupftabaksdose. Ich griff sogleich in die Tasche, um ihm, da ich seine Höflichkeit für Bettelei hielt, ein Almosen zu geben. Zeitig genug zog mich indessen Bulgaris zurück und flüsterte mir erschrocken zu, der vermeintliche Bettler sei der reichste türkische Kaufmann in Venedig und habe mehrere Schiffe auf dem Meere. Hiernächst ruderten wir nach der Insel Murano, einer schmutzigen, rußig gebauten Inselstadt von nicht unbedeutender Größe, eine halbe Stunde von Venedig entfernt. Wir besahen daselbst die berühmte Schmelz- und Perlfabrik. Abends machten wir noch einen Spaziergang in den öffentlichen Gärten, welche wir, obwohl sie unfehlbar der reizendste und gesundeste Aufenthalt in Venedig sind, und das Wetter schön war,

durchaus menschenleer fanden. Der Markusplatz, diese kleine Spanne Landes, ist es allein, wo sich die feine Welt einfindet; hier wird gelacht, gescherzt, getändelt, geliebäugelt; hier werden die Geschäfte abgemacht; der Italiener scheint sich nun einmal in der engen Umgebung alter, schwarzer Gebäude wohl zu fühlen; denn der Markusplatz gleicht eigentlich nur einem alten, räuchrigen, großen Schloßhofe.

Endlich begaben wir uns zu Fuße durch die Straßen der Stadt nach dem Theater St. Samuele. Wer da glaubt, daß Venedig nur Kanäle und keine Straßen habe, der irrt gar sehr. Es giebt daselbst, außer den Kanälen, eine Menge von Straßen und Gassen und 41 öffentliche Plätze. Allein die Straßen sind fast sämmtlich so eng, daß höchstens vier Personen darin neben einander gehen können. Diese engen Straßen und die Kanäle, welche überall die Kommunikation unterbrechen, beschränken die Bewohner Venedigs auf den Gebrauch ihrer Füße und der Gondeln; der Annehmlichkeit des Reitens und Fahrens entbehren sie ganz; Pferde und Wagen sieht man hier nie. Die Plätze sind im eigentlichsten Sinne des Wortes Winkel. Ueberall erblickt man hohe, schwarze, verfallene Häuser und Unflath. Auch in den Straßen ist der Gestank unausstehlich, weil sich hier fast überall Victualien- und Käseläden oder Handlungen von Seeerzeugnissen, die bekanntlich sehr bald in Fäulniß übergehen, befinden. Eine Lieblingsspeise des Volks sind Artischocken, die man

in dem ekelhaftesten Zustande feilbietet. Sie werden nämlich abgekocht, und damit sie nicht zusammentrocknen, in Wasser aufbewahrt. So gerathen sie bald in Gährung und vermehren den Gestank.

Bulgaris, dem daran liegen mochte, uns einen Begriff von der imposanten Größe Venedigs zu geben, führte uns durch endlose Quergassen, durch Winkel und Durchgänge, wie es uns vorkam, $\frac{1}{2}$ Stunde lang umher, ehe wir das Theater erreichten, in dessen schmutzige, hintere Seite wir eingelassen wurden. Es war 9 Uhr Abends; denn um diese Zeit erst geht hier das Theater an. Das Haus ist im Innern groß und geräumig und gut dekorirt. Wir hatten eine Loge gekauft, und wunderten uns sehr, die Sitze in der Art an beide Seitenwände der Loge aufgestellt zu finden, daß wir seitwärts gegen die Bühne gekehrt sitzen mußten. Natürlich konnte nachher Keiner von uns etwas sehen. Es war eine Oper von Donizetti angekündigt. Das Orchester stimmte so eben nach — dem Waldhorn. Der Bläser desselben kehrte das Schalloch gegen das versammlte Haus und intonirte, als gälte es die Mauern von Jericho umzublasen, eine Viertelstunde lang den Ton a, der von der ganzen Kapelle nachgekratzt und nachgeblasen wurde. Ich bin nicht im Stande zu beschreiben, wie arg es der Mann trieb. Und als nun die Ouvertüre begann, welch' ein ohrenzerreißendes Charivari mußten wir hören! Kein Instrument stimmte zum andern, und vom Takt wußten die guten Leute

gar nichts. Eben so schlecht waren die Sänger und Sängerinnen; und von der Kunst der Darstellung hatte man keine Ahnung. Wir litten unbeschreiblich, und entschlossen uns um so mehr, schon nach dem ersten Akt, um 11 Uhr, das Theater zu verlassen, als wir uns noch einen Genuß ganz besonderer Art vorbereitet hatten.

In mehreren Reisebeschreibungen und Romanen wird nämlich erwähnt, es gehöre zu den interessantesten Genüssen, des Nachts im Mondschein auf den Kanälen Venedigs herumzufahren und den lieblichen Gesang der Gondoliere zu hören. Noch leben, heißt es, Torquato Tasso und Ariost in ihrem Munde, und wenn sie aus weiter Ferne sich antworten und einander im Gesange sich ablösen, bringt dies Echo in der stillen Nacht einen zauberischen Eindruck hervor. Wir hatten uns gestern hierüber gegen Bulgaris geäußert. Es fiel uns auf, daß er einen Augenblick verlegen schien. Auf die Frage, ob Tasso den Gondolieren wohl wirklich bekannt sei, brachte er stotternd ein „Ja, allerdings" heraus, und auf die fernere Frage, ob wir denn nicht heute Nacht in einer Gondel fahren und den Gesängen der Gondoliere zuhören könnten, antwortete er nach mancherlei Einwendungen, so etwas müsse bestellt werden. Wir ließen uns aber nicht irre machen, und erklärten, daß wir die Gondoliere um jeden Preis hören müßten. Bulgaris hatte uns dann endlich versprochen, zu heute Nacht ein Paar vorzügliche Sänger zu miethen. Welch ein Ge-

danke nun, sich auf den Wellen Venedigs im Mondschein schaukeln und athemlos dem zauberischen Echo der Gondolierlieder lauschen zu können! — Zwei Gondeln empfingen uns am nächsten Kanal. Wir bestiegen die eine; in der andern saßen zwei Männer, die uns Bulgaris als die beiden vorzüglichsten Sänger unter den Gondolieren Venedigs vorstellte. Die Nacht war mild, der Himmel klar, und der Vollmond badete sich in der zitternden Fluth. Die hohen schwarzen ruinenhaften Häuser und modernden Paläste des großen Kanals lagen schweigend zu beiden Seiten. Nirgend war ein Licht, nirgend eine Spur von Leben wahrzunehmen. Man hörte nur das Plätschern der Ruder. Die Gondel mit den Sängern glitt zehn Schritte vor uns leise dahin. Keiner von uns sprach; Erwartung fesselte die Zunge.

Plötzlich begann einer der Sänger mit einem durchdringenden, lang gehaltenen Ton, aus dem sich zehn oder zwölf Takte einer wilden, aber schwermüthigen Melodie in einer Tonart entwickelten, die in den europäischen Lehrbüchern der Harmonie wohl nicht zu finden sein dürfte. Bald schien es d, bald fismoll zu sein; der letzte Ton endigte indessen unverkennbar in cesmoll, worauf die zehn Takte wieder von vorn begonnen wurden. Zehn Minuten lang wiederholte der Gondolier die schreckliche Monotonie seines Gesanges aus heiserer, versoffener Kehle mit markdurchbohrendem Geschrei. Ich will nicht in Abrede stellen, daß der Gesang etwas Nationelles hatte;

allein er klang wie der Gesang der Baschkiren-Regimenter, die wir im Jahre 1813 zu hören Gelegenheit gehabt haben, und ich befand mich im Lande der Kunst und vorzugsweise der Musik! Als der Gondolier erschöpft geendigt hatte, wurde er augenblicklich von seinem Kameraden abgelöset. Ein gleich heiseres Geschrei intonirte dieselbe Melodie von wenigen Takten, durch den Reiz hoher Fisteltöne noch verschönt, gleichfalls zehn Minuten lang. Dies sollte ein Echo bedeuten. Und so wechselten die beiden Gondoliere unaufhörlich mit einander ab; sie müheten und quälten sich, daß ihnen der Schweiß von den Gesichtern troff. Und während sie sangen, vergaßen sie zuweilen zu rudern, und ihre Gondel näherte sich dadurch so sehr der unsrigen, daß sie uns buchstäblich in die Ohren schrieen. Aus einem Seitenkanal scholl uns jetzt plötzlich eine fröhliche Musik von Blaseinstrumenten entgegen. Gern hätten wir zugehört, allein unsere brüllenden Sänger erlaubten dies nicht.

Bulgaris bewachte mit argwöhnischen Augen den Ausdruck unserer Empfindungen. Der Mond schien so hell, daß wir unsere Gesichtszüge gegenseitig sehr genau erkennen konnten. Nicht wahr, das ist schön? flüsterte er uns wohl hundert Mal zu, während uns Ströme von Angstschweiß bedeckten; denn die Kanäle stanken in der luftlosen Nacht noch ärger als bei Tage und die Flöhe stachen uns mit heißer Gier. „Was singen denn die Leute?“ fragte ich endlich. „„Nun Torquato Tasso,““ antwor-

tete Bulgaris, wie verletzt über die Frage. Ich vermochte nicht zu beurtheilen, in wiefern er Wahrheit sagte; denn man konnte kein Wort des Gesanges verstehen. Meine Ueberzeugung war aber, daß man uns ein Näschen drehte, und daß den venetianischen Gondolieren Torquato Tasso eben so unbekannt ist, als den Schiffern auf der Donau oder Spree Göthe und Schiller. Endlich konnten wir das Gebrüll nicht länger ertragen. Wenige Takte ohne alle Abänderung $\frac{3}{4}$ Stunden lang hören zu müssen, ist für ein musikalisch organisirtes Ohr eine furchtbare Qual. „Zum Teufel," rief ich, „kommt uns doch mit der Gondel nicht so nahe; aus weiter Ferne muß man den Gesang hören." Die Gondoliere entfernten sich, schrieen nun aber um so ärger. Auf unserm Todtenbette wird uns dieser Gesang noch in die Ohren schrillen. Bulgaris allein schien in Entzückung versunken. Wir waren inzwischen auf dem Kanal der Giudecca angelangt; Venedig lag uns gegenüber, und gewährte mit seinen Thürmen und den hier und da sichtbar werdenden Lichtern, so wie der Hafen mit seinen Schiffen in der Mondscheinbeleuchtung ein ächt romantisches Bild. Allein hier in den Lagunen war es so empfindlich kalt, daß wir uns in die Mäntel hüllen mußten, und das ewige Geschrei der Gondoliere trug ebenfalls dazu bei, uns die Annehmlichkeit des Augenblicks zu vergällen. Längst würde ich meinerseits den Befehl gegeben haben, aufzuhören und nach Hause zu fahren, wenn mich nicht Scham da-

von abgehalten hätte; denn Keiner mochte sich gestehen, daß er angeführt worden sei; Jeder wartete, daß der Andere den Wunsch, nach Hause zu fahren, zuerst aussprechen möchte. Wir bogen wieder in den großen Kanal ein. Halb todt von der Mißhandlung, die meinen Ohren wiederfuhr, fragte ich hier Bulgaris, ob denn die Gondoliere nicht freundliche Schifferliedchen singen könnten? Er bejahte dies, und rief den Sängern zu, daß sie ein Lied beginnen möchten. Dem Himmel sei Dank! jetzt sangen sie ganz leidlich ein Paar italienische Canzonetten. Die Leute waren aber nach gerade so heiser geworden, daß wir ihnen, ohne sie zu kränken, gebieten konnten, aufzuhören. Ueberdies war die Nacht weiter vorgerückt und wir wünschten nun einstimmig nach Hause. Wir legten an der Piazetta an, und bezahlten hier für die verlebte italienische Wonnenacht 2 Friedrichsd'or. Ein kostbares Vergnügen! —

Es ist jetzt 2 Uhr Nachts. Meine Reisegefährten schlummern süß, während ich das Erlebte in mein Tagebuch eingetragen habe. Ach und so müde ich bin, werde ich mich doch noch nicht niederlegen können, denn die Flöhe der hesperischen Gefilde zerfleischen mich fast. Glückliche Schläfer um mich, die ihr eure Jagd längst beendigt; mir steht sie nach so vieler Mühe des Tages noch bevor. Rasch denn zur Flohjagd!

Sechstes Kapitel.

Santa Maria della salute. Das Fenice-Theater. Der Dogenpallast. Die Bleidächer. Die unterirdischen Schauerkerker. Erinnerung an Stralow und Treptow in Venedig. Die Piazzetta di S. Giovanni e Paolo mit der Kirche gleiches Namens und dem Monumento Colleoni. Die Braut. Der Exercierplatz. Die Kuh. Der Fischer im Troge. Der Sonntagabend in Venedig. Klägliche Vergnügungen der Venetianer. Französische Trachten. Mangel an hübschen Frauen. Romantische Stimmung im Mondschein.

Venedig, am 2. Juni.

Heute morgen fuhren wir auf einer Gondel nach der Kirche Santa Maria della salute. Diese Kirche ist im Jahre 1631 von Balthasar Longhena erbaut worden. Im Jahr 1630 brach an der Stelle, wo sie steht, die Pest aus, welche in kurzer Zeit 44,000 Einwohner hinraffte. Die Republik beschloß, die Befreiung von der Seuche durch Errichtung einer prächtigen Kirche zu feiern, und so entstand S. Maria della salute, deren hohe Kuppel alle Blicke auf sich zieht. Die schöne Façade ist von zusammengesetzter Ordnung. Das Innere der Kirche zeigt sich fast überla-

den von Pracht und Zierwerken; man zählt darunter 125 Statuen. Ueberall sieht man treffliche Gemälde, besonders am Plafond, über den Altären und in der Sakristei. Der Hochaltar ist mit Statuen geschmückt.

Wir besuchten hierauf die nahe gelegene Akademie der schönen Künste, welche eine ausgezeichnete Sammlung von Gemälden, vorzugsweise der venetianischen Schule, enthält, und begaben uns dann nach dem Theater della Fenice (Phönixtheater). Da in demselben nur zur Zeit des Karnevals gespielt wird, so mußten wir uns mit der Besichtigung des Hauses begnügen. Es liegt an der Piazza di S. Fantino, ist im Jahre 1791 von Selva erbaut, im Innern sehr geräumig und schön eingerichtet, und soll 3000 Zuschauer fassen. Das Parterre ist 54, das Proscenium 13, die Bühne 71 und das ganze Gebäude 235 pariser Fuß tief; die Breite des Hauses dagegen beträgt 117 solcher Fuße, wovon 58 auf das Parterre, 39 auf das Proscenium und 61 auf die Bühne kommen.

Unsere Gondel führte uns weiter nach dem Dogenpallaste, dessen innere Gemächer wir mit einem wunderbaren Gefühl in Augenschein nahmen. — Welche historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Gebäude! — Der Löwenrachen, von dem indessen nichts mehr vorhanden ist, das Audienzzimmer des Dogen, der Saal der 1500 Edlen, der Versammlungssaal des Senats, das Zimmer der zehn Inqui-

sitoren und das der gefürchteten Drei sind Merkwürdigkeiten, welche selbst der oberflächliche Romanleser kennt. In vielen Gemächern befinden sich Gemälde der vorzüglichsten venetianischen Meister, deren Pinsel einst die Großthaten der Republik prahlerisch verkündete, und reich mit Gold und Bildern verzierte Plafonds.

Wir hatten gegen Bulgaris den Wunsch ausgesprochen, die berüchtigten Bleidächer kennen zu lernen. Ich erwähnte dabei Casanova's, und äußerte, daß die Beschaffenheit dieser Gefängnisse die menschliche Natur empören müsse. Diesen Vorwurf gegen ein venetianisches Institut ließ sich Bulgaris nicht gefallen. „Der Canova" — wie er Casanova, von dem er vermuthlich noch nie etwas gehört, nun nannte, — „der Canova," sagte er erzürnt, „ist ein Schurke; es hat gar nichts auf sich mit diesen Gefängnissen; ich will sie Ihnen öffnen lassen." Von der Höhe des Pallastes zeigte er uns zwei schmale, lange, mit Blei gedeckte Dächer, und führte uns dann zu demjenigen Theil der Gefängnisse hin, welcher unter dem auf der rechten Seite befindlichen Dache gelegen ist. Wirklich fanden wir sie hoch und geräumig, ja freundlich und kühl. Sie standen sämmtlich leer; von dem einen behauptete Bulgaris mit größter Keckheit, es sei das Gefängniß Casanova's. Die andere Seite der Bleidächer war dem Zugange der Fremden verschlossen und mit Gefangenen angefüllt. Wir wissen freilich nicht, wie es dort aussehen mag. Bulgaris

freute sich herzlich, als wir ihm erklärten, daß die Gefängnisse, welche wir jetzt gesehen, wirklich sehr gut eingerichtet seien, und wurde zutraulich. „Sehen Sie," sagte er, „der Canova hat gelogen; aber es existiren hier Gefängnisse aus ganz alter Zeit; ja, die sind furchtbar, und die sollen Sie nun auch sehen; — der Lump, der Canova der!" — Ich bemerke hierbei, Bulgaris sprach vollkommen deutsch, da er 8 Jahre in Deutschland gelebt hat. Und nun begaben wir uns hinab in das Reich der Finsterniß und des Entsetzens.

Ein Greis, hoch in die Siebenzig, der früher Diener bei dem Rathe der Drei gewesen ist, und selbst manches unschuldige Opfer über die Seufzerbrücke geführt haben mag, empfing uns an der Pforte des Todes. Drei Reihen Kerker liegen an der Seite desjenigen Kanals, der zwischen dem Dogenpallast und den neuen Gefängnissen unter der berüchtigten Seufzerbrücke hindurch läuft, in der Art über einander, daß die untern Reihen tief unter dem Bette des Kanals befindlich sind. Wir stiegen mit Wachslichtern eine schmale Treppe hinab, und gelangten in einen feuchten, engen Gang, an dem sich eine Reihe scheußlicher Kerker hinzieht, die nur durch ein kleines, rundes Loch Luft erhalten. Aber noch schrecklicher sind die Kerker, welche eine Etage tiefer unter dem Wasser liegen. Schon auf dem Gange vor denselben glänzen die schwarzen Quadersteine von der durchsickernden Nässe. Gebückt gelangten wir durch ein niedriges, viereckiges Loch in

das Innere eines solchen Schauerkerkers. Er ist in Form eines Sarges erbaut, und insbesondere die Decke wie ein Sargdeckel gestaltet. Um das Bild eines Sarges noch mehr zu vergegenwärtigen, hatte man früher das Innere dieses schrecklichen Behältnisses, welches etwa 6 Fuß lang, 6 Fuß breit und 5 Fuß hoch ist, ganz mit Holz bekleidet, welches uns theilweise in morschen Trümmern entgegenfiel. Ein rundes, enges Loch in der auf der Seite des Ganges befindlichen Wand ließ einst Luft und Speise ein. Vom Tageslicht konnten die hier lebendig begrabenen Unglücklichen nicht das Mindeste wahrnehmen. Der greise Aufseher über diese schauderhaften Ueberbleibsel der Tyrannei zeigte uns hier unten noch die Vorkehrungen zu heimlichen Hinrichtungen; ja wir sahen noch Blutspuren an den Wänden, als schreckliche Erinnerungen an die Justizverwaltung der mächtigen Republik. Die schlechte Luft in den Kerkern und unheimliches Angstgefühl drohten uns zu ersticken. Gern verzichteten wir darauf, noch tiefer hinabzusteigen. Die Seufzerbrücke steht mit diesen Kerkern in geheimer Verbindung. Sie heißt deshalb so, weil die zum Tode verurtheilten Verbrecher darüber ihren letzten Gang antreten mußten. Wir wollten sie sehen, auch gelangten wir bis zu der schweren eisernen Doppelthür, welche den über die Brücke führenden bedeckten Gang verschließt; hier wurde uns aber gesagt, daß derselbe gegenwärtig vermauert sei, und wir mußten daher umkehren.

So weit wir die Stadt bis jetzt kennen, hat sie sich uns nirgends so gezeigt, wie wir sie uns vorgestellt haben. Es ist heute Sonntag. Man vergegenwärtige sich das Bild eines Sonntags in einer größern deutschen oder französischen Stadt. Ueberall Gewühl von Karossen und zierlich gekleideten Fußgängern beiderlei Geschlechts; überall Geselligkeit und Gesittung, selbst unter den niedern Ständen! Möge man es auch lächerlich finden; ich bekenne, daß ich so prosaisch gewesen bin, mich in den Kanälen Venedigs der Berliner Spree und der sonntäglichen Gondelfahrten nach Stralow und Treptow zu erinnern. Welche Freude, welches Leben herrscht dann bei uns! Von allen Seiten eilen reinlich gekleidete Leute des niedern Standes herbei; die bunten Kleider und Bänder der Frauen und Mädchen schmücken das zierlich angestrichene Schifflein, welches mit flatternden Wimpeln bei dem Klange der Leier dahin gleitet. Wir hatten geglaubt, daß die Gondeln Venedigs einen schönern Anblick gewähren würden. Heute wenigstens zweifelten wir nicht, die Kanäle und Lagunen mit zahllosen Gondeln bedeckt zu sehen und überall heiteres Gelächter, Gesang und Saitenspiel erschallen zu hören: — wie sehr hatten wir uns getäuscht! — Die wenigen schwarzen Trauernachen, welchen wir begegneten, glitten so schweigsam wie gestern an uns vorüber; nur hier und da nahmen wir darauf einen einzelnen Bürger oder einen melancholischen Pfaffen, oder irgend einen gemeinen Kerl in

Spitzhut und Lumpen wahr. Nein, Venedig macht einen unangenehmen Eindruck! —

Nachmittags mietheten wir abermals eine Gondel, und durchschifften die Stadt wieder in verschiedenen Richtungen. An der Piazza oder richtiger der Piazetta di S. Giovanni e Paolo, so genannt von der auf demselben befindlichen berühmten Kirche dieses Namens, stiegen wir aus, und betrachteten das Monumento Colleoni, die bronzene Reiterstatue des Bartolomeo Colleoni, berühmten Generals der Republik, verfertigt von Alessandro Leopardo im Jahr 1495. Die steife Haltung des Reiters und der lang gestreckte Leib des Pferdes kann wohl von Niemanden schön gefunden werden; dagegen ist das Piedestal (korinthischer Ordnung) lobenswerth gearbeitet.

Demnächst besuchten wir den botanischen Garten, und erfreuten uns des Anblicks der grünen Natur, da man in Venedig eigentlich nichts weiter sieht als rußige Häuser und Wasser. Auf dem Wege dahin den wir theilweise zu Fuß zurücklegen mußten, begegneten wir einem ziemlich hübschen Mädchen an der Seite ihres Bräutigams in ihrem Brautstaate. Ich notire dies als eine Merkwürdigkeit; denn es ist das erste leidliche Mädchengesicht, welches wir in Italien gesehen haben, nnd in der öden Straße fiel uns diese freundliche Erscheinung noch mehr auf.

Als wir unsre Gondel wieder erreicht hatten, fuhren wir nach dem neu angelegten großen Exercierplatze, einer wirklich bedeutenden Fläche, wie man sie in

BIBLIOTHECA CIVITATIS BAMBENBERGENSIS

Venedig nicht erwartet. Sie gewährt ebenfalls einen Blick über die Lagunen. Hier sahen wir endlich an einem andern Ort, als auf dem Markusplatze, Menschen, aber freilich nur aus den niedern und Mittelständen. Es waren etwa hundert Personen verschiedenen Geschlechts. Einige Männer vergnügten sich damit, Schwalben zu schießen, die in ungeheurer Menge umherflogen, andre sahen theilnehmend zu. In der Nähe der Häuser, welche den Platz begrenzen, weidete eine Kuh; das einzige vierfüßige Thier, welches wir in Venedig gesehen haben.

Auf der Rückfahrt durch die Kanäle trafen wir auf eine Gondel, die uns zuvorzukommen suchte, was ihr aber nicht gelang. Neben ihr schwamm ein Fischer halbnackt in einem hölzernen Troge von so geringer Größe, daß er die Füße an den Leib ziehen mußte, um nicht das Wasser damit zu berühren. Auf dem Rücken liegend suchte er sich durch Rudern mit den Händen fortzubewegen. Einige auf dem Quai*) versammelte Leute schrieen laut vor Freude über seine drolligen Bewegungen. Kaum sah die Wasserratte, daß die fremde Gondel uns nicht zu folgen vermochte, als sie mit verdoppelter Anstrengung uns nachruderte. Es dauerte nicht eine Minute, als der närrische Kauz an uns vorbeischoß, dann

---

*) Einzelne Kanäle Venedigs bespülen die Grundmauer der Häuser, andere haben an beiden Seiten einen schmalen Quai für Fußgänger.

BIBLIOTHECA CIVITATIS

dicht an uns heran ruderte und sich seinen Lohn ausbat, den wir ihm lachend zuwarfen.

Abends hatten wir endlich die Freude, Venedig in lebendiger Aufregung zu sehen. Die ganze Bevölkerung ging, sonntäglich gekleidet, auf der Riva degli Schiavoni spazieren. Dieser Quai und der Markusplatz, wohin der Quai führt, sind wirklich die einzigen belebten Gegenden Venedigs. Auf dem Quai befinden sich mehrere Kaffeehäuser. Auch werden längs dem Ufer überall Früchte und Erfrischungen verkauft, insbesondere sieht man jetzt zahlreiche Buden mit sicilischen Apfelsinen, von vorzüglicher Größe und Schönheit prangen; (denn auch in Venedig wachsen keine Orangen.) Die Tracht der Vorübergehenden war durchaus französisch und in keiner Beziehung abweichend von der bei uns gebräuchlichen. Die Seeleute tragen hier indessen schon die rothen Mützen, welche man auf den italienischen Bildern zu sehen pflegt. Wir mischten uns alsbald unter die Spaziergänger und wurden von dem Schwarm unwillkürlich nach dem Markusplatze gezogen. Nirgend bemerkten wir ein hübsches Gesicht. Im Auf- und Abgehen, im Niederlassen vor den Kaffeehäusern, im Angaffen und Begafftwerden auf einer und derselben, und verhältnißmäßig kurzen und schmaler Promenade, besteht das einzige und klägliche Vergnügen der Venetianer! — Ich zog mich bald aus dem Gewühl nach der Mitte des Platzes zurück, wo ich mich ganz allein befand. Der Vollmond schien und warf

den riesigen Schatten des Markusthurms über den Platz, die Kuppeln und die Façade der Markuskirche leuchteten im Silberlicht des Mondes, während die entgegengesetzte Seite des Platzes in tiefes Dunkel gehüllt war. Aber rechts und links schimmerten aus den Säulengängen der alten und neuen Prokuratie Hunderte von Lichtern hervor, die sekundenlang von den vorüberwandelnden, dunkeln Gestalten verdeckt wurden. Es war schön; aber ließ ich mich nicht durch den Gedanken täuschen: Du bist auf dem Markusplatz zu Venedig? —

Siebentes Kapitel.

Regenwetter. Gondoliertaxe. Rechnung des Gastwirths und unverschämte Uebertheuerung. Marco, der Gondolier. Abschied von Bulgaris. Abreise nach Mestre. Gondelfahrt durch die Lagunen bei stürmischer Witterung. Abermalige Zudringlichkeit des Pöbels in Mestre. Dolo. Schmutziges, rußiges und verfallenes Ansehen der italienischen Städte und Dörfer. Beschaffenheit der italienischen Dörfer. Landhaus des Herrn Danieli. Ankunft in Padua. Paßzoll.

Padua, am 3. Juni.

Als wir heute früh in Venedig das Bette verlassen hatten und an's Fenster traten, waren die Lagunen grau, die Schiffe schwankten im Winde und ein dichter Regen fiel. Ich glaubte, das Wetter in Italien sei nicht so veränderlich; allein ich merke wohl, wir werden Alles anders finden, als wir gedacht. Die Schlammstadt Venedig und schlechtes Wetter, dem Anschein nach auf längere Zeit! Das war nicht zu ertragen und wir beschlossen daher abzureisen. Gern hätte uns Bulgaris noch in Venedig zurückgehalten, namentlich versprach er uns eine zweite Sängerfahrt in der Nacht; allein er hätte wohl keinen schlechtern

Köder auswerfen können. Wir blieben unerbittlich, und trugen ihm auf, die Pässe und ein Schiff nach Mestre zu besorgen. Unsere Gondoliere erklärten sich bereit, uns herüber zu fahren, und Bulgaris rieth, dies anzunehmen, weil es sehr redliche Leute wären und ihre Gondel wohlfeiler sein würde, als ein Postschiff. Zu bemerken ist, daß die Gondoliere eine polizeiliche Taxe haben und nach der Stunde bezahlt werden. Eine Gondel kostet bei Tage auf die erste Stunde 23 Kreuzer, auf jede der folgenden die Hälfte. Wir gingen daher den Vorschlag ein.

Nachdem wir unsere Sachen gepackt hatten, wurde die Rechnung vom Wirth gefordert. Herr Danieli, wahrscheinlich erzürnt, daß wir bei ihm nicht zu Mittag gegessen hatten, sandte uns eine Rechnung, die wirklich unverschämte Ansätze enthielt. So war z. B. für 4 Portionen Kaffee des Morgens jedesmal ein Napoleonsd'or angesetzt. Ich erklärte, daß wir uns bei der Polizei beschweren würden, wenn wir nicht gleich eine billigere Rechnung erhielten. Das half; wiewohl wir immer noch übertheuert blieben, ließ sich die Forderung nun doch bezahlen. Zur Entschuldigung führte Hr. Danieli an, er habe uns für Engländer gehalten und geglaubt, daß wir all' inglese gefrühstückt hätten! — Wir fuhren nun mit unsern Sachen in einer Gondel nach dem uns lieb gewordenen hôtel d'Angleterre, um dort noch Mittag zu speisen. Inzwischen hatte es noch heftiger zu regnen angefangen und der Wind blies

lebhaft vom Meere her. Im hôtel d'Angleterre machte man bedenkliche Miene; wir waren aber fröhlich beim Glase Wein und achteten nicht auf das Wetter. Da erschien einer unserer Gondoliere. Ich muß ihm ein Denkmal in meinem Tagebuche setzen; denn die Persönlichkeit dieses Menschen wird mir unvergeßlich sein. Er ist ein hagerer, hochgewachsener, muskelkräftiger Mann mit ausdrucksvollen, ächt italienischen Zügen, kurzem, schwarzem Haar und blauen Augen. Sein gebräuntes, männlich schönes Gesicht verräth unverkennbar Biederkeit und Herzensgüte, und ein leiser Anflug von Schwermuth, der sich darüber verbreitet, deutet an, daß er mit seinem Schicksal nicht zufrieden ist. Er trägt blau und weiß gestreifte leinene Pantalons und ein schneeweißes Hemde, dessen Aermel aufgekrempelt sind und seine nervigen braunen Arme sehen lassen; den Kopf deckt eine kleine blaue Schiffermütze. Dies ist das Bild eines venetianischen Gondoliers, wie ich ihn mir gedacht. Er heißt Marco. Gewiß ist er ein so redlicher Mann, als er zu sein scheint; wir haben nicht Ursache gehabt, mit ihm unzufrieden zu sein, und so möge es ihm wohl ergehen! —

Marco also trat ein. „Das Wetter ist gefährlich," sprach er, wir müssen über die Lagunen nach Mestre, ich und mein Kamerad regieren die Gondel nicht allein; es sind noch zwei Leute erforderlich. Wir gaben ihm ein Glas Wein und überließen ihm, die Fahrt einzurichten, wie er wolle. Er trank auf

unsere Gesundheit und entfernte sich. Nach einer Weile kam er wieder, und erinnerte uns, daß es Zeit sei. Es schien aber, als könnten wir Venedig nicht verlassen; wir scherzten und tranken fort, und wurden wiederholentlich vergebens erinnert. Endlich brachen wir auf. Wir bezahlten nun unsern Bulgaris, dem wir, außer der üblichen Taxe der Lohnbedienten, noch die Hälfte darüber als Trinkgeld gaben. Wir glaubten, daß er sehr erfreut sein müsse; allein zu unserm Befremden strich er kalt sein Geld ein, und als wir ihn fragten, ob er etwa nicht zufrieden sei, antwortete er mürrisch: Ich bin mit Allem zufrieden, was Sie mir geben. —

Wir nahmen unsern Weg durch den großen Kanal und den Rialto, und bogen dann in den Kanal ein, der nach Mestre führt. Bald waren wir in den Lagunen. Der Regen hatte jetzt nachgelassen; allein graue Wolken jagten am Himmel und ein heftiger Wind hob die Wellen schäumend empor. Es war so kalt, daß wir uns dicht in die Mäntel einhüllen mußten. Die Gondoliere spannten ein Segel auf, und pfeilschnell schoß die schmale Gondel durch die empörte Fluth dahin. Bei jedem Windstoß legte sich das Schifflein auf die Seite und drohte umzuschlagen. Wir befahlen das Segel einzuziehen; die Gondoliere erklärten uns indessen, daß sie allein die Gondel nicht regieren könnten. Unsere Fahrt war wirklich gefährlich. Aber das graue, schäumende flutende Meer, das Romantische der Lage,

in der wir uns befanden, beschäftigte zu sehr unser Gemüth, als daß wir an Furcht hätten denken können. Es war entzückend schön!

Nach drei Viertelstunden hatten wir Mestre erreicht. Als wir in den Kanal dieses Städtchens einfuhren, stürzten mehrere Männer das Ufer entlang nach dem Landeplatze, um uns ihre Hilfe beim Auspacken anzubieten. Wir bedienten uns indessen unserer Gondoliere. Marco schritt rüstig voran. In der Glocke (la Campana) nahmen wir unsern Wagen wieder in Empfang. Zehn Hände waren beschäftigt, ihn aus der Remise herauszuziehen, und zwanzig, unsre Sachen hinein zu packen. Wie vor einigen Tagen umringte uns Gesindel aller Art und zwang uns seine Dienste anzunehmen. Marco und seine Gefährten wurden nunmehr bezahlt. Er hatte uns so lieb gewonnen, daß er beim Abschiede uns tausend Segen wünschte und uns die Schultern küßte. Wie wohl war uns, als wir endlich wieder im Wagen saßen! Von allen Seiten öffneten sich nun die Hände; nach allen Richtungen wurde Geld verstreut. Wir mußten dies schon thun; es schien, als ob man den Wagen sonst festhalten würde.

Die Reise ging nach Dolo an zahlreichen Dörfern und Landhäusern vorüber. Ein italienisches Dorf sieht indessen ganz anders aus, als ein deutsches. Alle Häuser sind massiv, haben mehrere Stockwerke und unterscheiden sich durchaus nicht von den Häusern in den Städten. Wie überall derselbe

Schmutz, dasselbe Schwarz oder Grau der Gebäude. Der Eindruck, den eine italienische Stadt oder ein italienisches Dorf machen, ist fast immer ein unangenehmer. Es scheint unglaublich, ist aber dennoch wahr! Wenn ich sonst vor den Thoren Berlins spazieren ging und die freundlichen Villen im Thiergarten oder längs der Potsdamer Chaussee sah, dachte ich mir immer, wie schön müssen die italienischen Städte sein, die aus lauter solchen Villen bestehen! Aber wie schmerzlich bin ich in meiner Erwartung betrogen worden! — Nur die Formen der Häuser sind in Italien zuweilen schön; allein man kommt vor Schmutz, Schwärze und Spinngeweben nicht dazu, sie zu erkennen. In der Regel sind die italienischen Häuser hoch und schmal. Die Fensteröffnungen haben keine Mauerbrüstung und reichen bis auf die Diele des Zimmers. In einer solchen Fensteröffnung befindet sich nicht etwa ein weiß angestrichenes Fensterkreuz mit vier eingepaßten Scheibenflügeln, wie bei uns, sondern zwei lange bis auf die Diele des Zimmers reichende Flügel theilen die Fensteröffnung in zwei gleiche Theile. An der Stelle, wo sich bei uns die Mauerbrüstung befindet, ist von außen ein eisernes Stabgitter von etwa 3 Fuß Höhe angebracht. Steht man also am offenen Fenster, so kann man von unten bis auf die Füße gesehen werden; das Gitter vertritt die Stelle der Brüstung und eines Balkons. Viele Fenster haben gar keine Scheiben; bei den meisten sind die Flügel stets geöffnet, und da sie

nach dem Zimmer zurückliegen, so sieht man in der Entfernung nichts als die große viereckige Oeffnung der Mauer, welche zum Fenster bestimmt ist, deren innerer Raum natürlich in Schatten tritt und sich als dunkle Luft darstellt. Diese schwarzen Oeffnungen in den schmutzigen, schwarzgrauen, oft verfallenen Häusern tragen nur dazu bei, den üblen Eindruck zu vermehren, zumal sich in den Fenstern selten ein menschliches Gesicht erblicken läßt und man daher immer glauben muß, ein verödetes Gemäuer zu sehen. Bei uns erfreuen nicht nur die glänzenden Scheiben in den weißen zierlichen Rahmen der Fensterkreuze, sondern auch reinliche Vorhänge und gut gekleidete Bewohner hinter den Scheiben; man fühlt, daß man sich im Lande der Civilisation befindet; in Italien gleichen die Fenster in der Regel schwarzen, viereckigen Löchern, und Städte und Dörfer mehr oder minder einer Ruine! — Sehr gebräuchlich sind Jalousien; aber nicht von der Farbe des freundlichen Grün, sondern schmutzig weiße und graue, die Unreinlichkeit und der Einfluß der Witterung längst hat schwarz werden lassen. Sie bestehen ebenfalls aus zweien Flügeln, welche die ganze Länge des Fensters einnehmen, und nach außen herausgeklappt und festgehakt werden. Nur bei ganz neuen Gebäuden kann man ihre Farbe erkennen.

Als eine Eigenthümlichkeit der italienischen Städte bleibt ferner zu erwähnen, daß die Namen der Straßen an den Ecken mit sehr hübschen, scharf gezeichneten,

großen lateinischen Buchstaben auf ein mit weißem Kalk übertünchtes, zwei oder drei Fuß breites Viereck verzeichnet sind, und daß namentlich im lombardisch-venetianischen Königreiche auf gleiche Weise auch die Namen der Dörfer auf dem an der Straße gelegenen ersten Hause angezeigt werden. Da die Häuser stets rußig aussehen, so nimmt sich darauf das weiß übertünchte Viereck mit seinen schwarzen Buchstaben wie ein angeschlagener Zettel aus.

Hinter Dolo verfolgten wir einen anmuthigen Weg längs dem rechten Ufer des Flüßchens Brenta, welcher durch Barken belebt war. Das Wetter hatte sich wieder aufgeheitert. Die Landhäuser und Dörfchen vermehrten sich; unter den erstern befanden sich einige von sehr hübscher Bauart; auch sahen wir hier die Villa unsers Wirths in Venedig, des Hrn. Danieli, welche auf die so eben angeführte Weise, mit großen Buchstaben auf weißem Kalkgrund, den Vorüberfahrenden verkündet, daß der Eigenthümer Besitzer eines brillanten Gasthofs in Venedig sei. Der Mann muß seine Schäfchen in's Trockne gebracht haben.

Es war vollkommen finster, als wir hier in Padua anlangten, wo man uns gleich die Pässe abnahm. Unser Gasthof ist abermals sehr schlecht, wiewohl wir den besten gewählt. Unsern Fenstern gegenüber steht, so weit wir es in der Dunkelheit zu erkennen vermögen, eine mächtige Kirche, deren sechs Kuppeln wie Riesenhäupter in die Luft ragen.

Sie ist, wie ich höre, dem heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Stadt, gewidmet. Da wir noch zum Frohnleichnamsfest nach Florenz wollen, so ist unsre Zeit sehr kostbar, und wir werden die Kirche daher schwerlich morgen besichtigen können. —

So eben bringt man die visirten Pässe, und fordert dafür drei Zwanzigkreuzer an Gebühren und ein Trinkgeld.

Achtes Kapitel.

Padua. Finstere und schlechte Bauart der Sadt. Die St. Antoniokirche. Die Reiterstatue des Generals Gattamelata. Rovigo. Der Postmeister daselbst. Die Grenze des lombardisch-venetianischen Königreichs. Die päpstliche Grenze. Paßzoll. Schreiende Bettler. Ferrara. Der unzufriedne Postillon. Elende Mittagsmahlzeit. Einförmigkeit des gepriesenen Weinfestons. Malalbergo. Capo d' Argine. Bologna. Aufenthalt am Thore, veranlaßt durch einen betrunkenen Beamten. Ein italienischer Teller Suppe. Der flegelhafte Facchino. Die Flöhe Bologna's. Gestank zum Frühstück. Italienisches Brot. Artigkeit der Polizei. Nochmals Paßzoll und Trinkgeld.

Bologna, den 4. Juni.

Beim Ausfahren aus Padua heute früh überzeugten wir uns, daß die Stadt theilweise finster und schlecht gebaut ist und daß düstere Kolonaden unter den geschwärzten Häusern ihr ein melancholisches Ansehen geben. Die St. Antoniokirche ist indessen ein schönes, gothisches Gebäude. Wir kamen an der hübschen Reiterstatue des Generals Gattamelata, einem Werke Donatello's, vorbei. Die Landstraße führt nach der Bergkette, die wir schon auf dem Markusthurm zu

Venedig aus der Entfernung erblickt hatten. Ueberall sahen wir Maulbeerbäume und Wein. Wir passirten die Etsch und gelangten, nachdem uns zu wiederholten Malen ekelhafte Bettler Viertelmeilen weit schreiend verfolgt hatten, um 11 Uhr Vormittags nach Rovigo, einer alten Stadt, die nichts Interessantes darbietet.

Bis hierher waren wir von Berlin aus mit zwei Extrapostpferden gefahren. Der Postmeister in Rovigo erklärte uns indessen, daß wir 3 Pferde nehmen müßten, und es blieb uns nichts übrig, als uns in seinen Willen zu fügen. Auch hier nahm man uns, ungeachtet wir nur umspannen ließen, unsere Pässe ab, und visirte sie — für Geld. — Während wir darauf warteten, brachten uns Schaaren von Bettlern fast zur Verzweiflung. — Wer Gelegenheit gehabt hat, die scheußliche Brut dieser italienischen Vagabunden kennen zu lernen, wird diesen Ausdruck nicht für übertrieben halten. Bei Polisella begrüßten wir den mächtigen Po, den wir anfangs zur Linken behielten und dann wieder aus den Augen verloren, bis wir die Stelle erreichten, wo eine Fähre über denselben in's päpstliche Gebiet führt. Eine ganze Stunde verging, bevor es den Fährleuten vom jenseitigen Ufer herüberzukommen beliebte. Von dem am Ufer stationirten Grenz-Kommando wurden uns die Pässe abermals abgenommen und visirt. Wir stellten uns, als ob wir nicht wüßten, was die geöffneten Hände bedeuten sollten. Einer der Grenzauf-

seher machte sich besonders viel in unserer Nähe zu schaffen. Man sah ihm an, daß er gar zu gern eine Kleinigkeit erhascht, und wenn es irgend möglich gewesen wäre, die aus dem Lande Herausgehenden visitirt hätte. Mein Blick schweifte über den rechts weithin strömenden Fluß hinaus; am Horizont lagen hier die schneebedeckten Tyroler Alpen, deren Gipfel in der Mittagssonne wie mattes Gold glänzten. Um mich über die Gegend zu unterrichten, rief ich den Grenzaufseher heran. Er sprang mit größter Behendigkeit herbei, und erklärte mir, was ich wissen wollte, hielt aber auch sogleich wieder die Hand auf. — Endlich kam die Fähre, und wir setzten langsam nach Ponte di Lagoscuro über. Es war Nachmittags 2 Uhr geworden, und uns hungerte jämmerlich; allein jetzt erwarteten uns nun erst die päpstlichen Grenzbeamten und die Douane des Kirchenstaats! Unsere Pässe wurden abermals abgenommen, und das Stück für 2 Paoli (à 4 Sgr. 4½ Pf. preußisch) visirt. Dann erschienen die Douaniers, die indessen nicht unempfindlich waren, als ein erkleckliches Sümmchen in ihre Hände glitt. Nichts desto weniger mußten wir aussteigen, und man legte uns einen Revers vor, in dem wir auf unsere Ehre versichern mußten, während unserer Anwesenheit in den päpstlichen Staaten nichts gegen deren Sicherheit zu unternehmen. Nachdem uns auch hier Schaaren von schreienden Bettlern den Angstschweiß ausgepreßt hatten, durften wir endlich unsern Weg fortsetzen. Es mochte gegen 3 Uhr sein, als

wir Ferrara erreichten, welches ganz in der Ebene liegt und einen angenehmen Anblick gewährt. Wir hatten dem Postillon ein vorzügliches Trinkgeld versprochen, weil wir uns nach Speise sehnten. Wir gaben ihm nun 4 Gulden in Konventionsgeld, allein er erklärte sich damit keinesweges zufrieden! —

Nach kurzer Rast und nachdem wir uns mit einer elenden Mahlzeit begnügen müssen und einen sauren Kloß statt des Brotes hinuntergewürgt hatten, fuhren wir weiter, da wir Bologna noch heute erreichen mußten. Wir reiseten mit außerordentlicher Schnelligkeit, da die Postillone noch immer die Pferde stets im stärksten Trabe, oft im Galopp gehen lassen. Das Wetter war schön, und die Gegend glich einem Garten. Meilenweit sahen wir nichts als Bäume mit Weinfestons. Es ist dies allerdings sehr hübsch; allein auf die Dauer nicht zu ertragen. Der Reisende will sehen; sein Blick soll in die weite Ferne schweifen; er will den Anblick der Städte, der Gebirge haben, die das Charakteristische einer Gegend bilden; allein das ewige Einerlei eines Gartens oder Waldes ermüdet. Wie oft sind mir diese italienischen Weinfestons als entzückend schön geschildert worden; jetzt kenne ich sie, und bin — entzaubert. Wir sehnten uns einstimmig nach — einer Gegend. Einförmigkeit kann nie schön sein.

So gelangten wir über Malalbergo und Capo d'Argine nach Bologna, wo am Thore sofort die Pässe wieder abgenommen wurden. Es war schon 10 Uhr

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Abends, und die Stadt mit ihrer Umgebung nicht mehr zu erkennen. Wir hatten an diesem Tage $10\frac{1}{2}$ Stationen, also 21 Meilen, zurück gelegt und sehnten uns daher nach Ruhe. Allein wir mußten am Thore über eine halbe Stunde halten, ohne daß unsere Abfertigung erfolgte; der Beamte, der unsere Pässe in Augenschein nahm, war betrunken. Wir konnten aus dem Wagen gerade in die Stube hineinsehen, in der er saß. Die deutschen Buchstaben würde der päpstliche Beamte nüchtern schon für Chaldäisch gehalten haben; der Weinnebel verwandelte sie ihm in kribbelnde Ameisen. Er hob das Licht und leuchtete, und die Pässe waren mehrmals in Gefahr, ein Raub der Flamme zu werden. Endlich stieg ich aus, und erklärte mich höchst verdrießlich bereit, ihm zu helfen. Der gute Mann wurde aber sackgrob, fragte, wer mich gerufen hätte und behandelte mich wie einen Lump. Nach unsäglicher Mühe gelang es mir, ihn zufrieden zu stellen. Er trug unsere Namen ein; raisonnirte aber auch jetzt noch, sprach von Verhaftung, und nur die äußerste Nachgiebigkeit von meiner Seite bewog ihn, mir die Pässe zurückzugeben, wobei indessen doch noch die Anweisung erfolgte, sie bei der Polizei visiren zu lassen.

Am 5. Juni, Morgens.

Der Teufel hat hier sein Spiel! Gestern Abend, todtmüde von der langen Tagesreise, baten wir in der Locanda reale nur um einen Teller Suppe, um uns

bald zur Ruhe begeben zu können. Allein einen Teller Suppe kennen die Gastwirthe in Italien nicht. Man setzte uns Bouillon mit Parmesankäse, vier Schüsseln mit Gemüse und Fleischspeisen, 4 Schüsseln Dessert und Wein vor. Wir mußten schweigen; denn bezahlen hätten wir doch müssen. Als wir zu Bette gehen wollten, bat ich den Cameriere dringend, dafür Sorge zu tragen, daß wir nicht geweckt würden. Er versprach es: Mein Unstern wollte, daß gerade über uns eine Familie logirte, die heute früh abreisen wollte, und daher befohlen hatte, sie um 3 Uhr zu wecken. Der Facchino (Hausknecht, eigentlich Lastträger) versah sich in der Etage und schlug heute früh um 3 Uhr mit fürchterlicher Gewalt an unsere Stubenthür. Was halfen meine tausend Donnerwetter! Wir waren geweckt und ich wenigstens konnte nicht wieder einschlafen. Nachdem ich mich ein Paar Stunden schlaflos umhergewälzt, und mich mit den bissigen Flöhen Bologna's abgeärgert hatte, machte ich den Vorschlag aufzustehen und sofort abzureisen, um wo möglich Florenz heute noch zu erreichen. Wir verließen daher die Betten und begaben uns in den gemeinschaftlichen Speisesaal auf dem Flur der Etage. Hier hatte man rücksichtslos so eben ein heimliches Gemach ausgetragen; der entsetzliche Gestank benahm uns fast den Athem, schien aber den italienischen Nasen recht wohl zu gefallen. Wir verlangten eiligst Frühstück, und man kann sich denken, daß ich den Cameriere (Kammerdiener, Zimmerkellner) nicht mit

besonders guter Laune begrüßte. Eine Stunde verging; das Frühstück kam nicht. Eben so fehlten unsre Pässe noch. Wir konnten nicht abreisen, und dennoch waren wir um 3 Uhr geweckt worden! Der Gestank wurde immer ärger; endlich um halb 8 Uhr kam das Frühstück. Der Kaffee war gut; allein die Semmel bleibt sauer. Noch jämmerlicher ist die zweite Art Semmel, deren ich schon erwähnt; sie besteht aus einem ungesäuerten, steinharten, stets 14 Tage alten, fade schmeckenden Backwerk, welches etwas kleiner als die saure Semmel mit allerlei Knollen und Spitzen versehen ist. Diese Knollen und Spitzen vermehren noch die Härte der Rinde; verderbt man sich an der sauren runden Semmel den Magen, so geräth man bei der knolligen in Gefahr, sich die Zähne auszubeißen. Das sind die Gefilde Hesperiens! Nur in Triest und Venedig hatten wir leidliche Semmel; in Triest gab es namentlich noch das angenehme Backwerck, welches in Oestreich Hörnchen (Hörnel) genannt wird. —

Das Frühstück ist verzehrt; aber noch können wir die Stadt nicht verlassen; denn von der Polizeibehörde läßt man uns so eben sagen, vor neun Uhr werde das Büreau nicht geöffnet, früher würden wir daher unsere Pässe nicht erhalten. Wir haben bereits einen Vorgeschmack von der Ordnung, die in den päpstlichen Staaten herrschen muß. — —

Es ist halb 10 Uhr, so eben bringt ein uns ganz unbekannter Kerl die Pässe, fordert für dieselben zu-

sammen 6 Paoli (20 gGr.) und für sich ein Trinkgeld, ungeachtet wir einem Diener des Hauses die Besorgung übertragen haben. Ach, da kommt auch dieser Diener mit offener Hand! Freilich, was Einer thun kann, geschieht in Italien, wie wir uns überzeugen, stets von Mehrern, auf daß so viel Personen, als möglich, von dem Geldbeutel des Fremden profitiren. Adieu Bologna! Was unsre Rechnung hier beträgt, will ich verschweigen. —

Neuntes Kapitel.

Bologna. Düstre Bauart der Stadt. Die hängenden Thürme. Johann von Bologna's Neptun. Anblick der Apenninen. Eine italienische Landschaft. Naßkaltes Regenwetter im Juni. Die Begeisterung der Reisenden für Italien nimmt immer mehr ab. Pianoro. Streit mit dem Postmeister. Anrede an das Volk. Hohn desselben. Aussicht in den Apenninen. Die Kneipe zu Filigare. Die toskanische Grenze zu Pietramala. Der genügsame Zollbeamte. Coviglia jo. Monte Carelli. Charakter der Apenninen. Monte Fo. Das grüne Thal, eine Merkwürdigkeit in Italien. Cafaggiola. Fontebuona. Glühwürmchen. Der italienische Himmel steht dem deutschen nach. Ankunft in Florenz. Italienisches Postwesen. Politik der italienischen Bettler. Florentinisches Ungeziefer. Das Mittagsmahl in Filigare. Italienische Betten.

Florenz, am 6. Juni.

Als wir gestern früh von Bologna ausfuhren, überzeugten wir uns, daß es eine große bevölkerte Stadt ist, in der sich eine Menge schöner Bauwerke befindet. Bologna hat 70,000 Einwohner und treibt bedeutenden Handel. Auch in dieser Stadt bringen die Bogengänge unter den Häusern und die engen stinkenden Straßen einen düstern und unange-

nehmen Eindruck hervor, und wiewohl sich daselbst einiger Sinn für das heitere Aussehen der Wohnungen zeigt (denn wir bemerkten sogar, unerhört! — ein Paar Häuser, welche neu abgeputzt waren), so ist doch im Ganzen Bologna eben so wenig freundlich zu nennen, als andere italienische Städte. Mit Verwunderung betrachteten wir die beiden Thürme Asinelli und Garisenda. Jener ist vorzüglich hoch und schlank, und beide ragen schief in die Luft. Auch widmeten wir Johann von Bologna's Meisterwerke, dem bronzenen Neptun auf dem Springbrunnen des großen Marktplatzes, noch einige Augenblicke.

Vor dem Thore sahen wir die Apenninen, an deren Fuße Bologna liegt, und deren niedrigste Verzweigungen die Stadt umgeben. Eine Menge von Gärten und Landhäusern zwischen einzelnen Cypressen bedecken die nahen Höhen, und gewähren im Verein mit der bedeutenden Stadt und deren zahlreichen Thürmen ein eigenthümliches, fremdartiges Bild. Dennoch — vermißten wir in der Landschaft, die gewiß ächt italienisch war, den Zauber, der über die grünen Fluren unsers deutschen Vaterlandes verbreitet ist. Nirgend sahen wir das saftige Grün unserer Auen; vielmehr hatte die Gegend einen bräunlichen Anstrich; sie sah verbrannt aus. Man glaube nicht, daß dies Wirkung der Sonnenstrahlen sei; es ist, wie wir uns überzeugen, mit der italienischen Sonne nicht weit her; bis jetzt haben wir auch nicht die mindeste Verschiedenheit im Vergleich

mit Deutschland bemerkt; ja es ist gestern, am 5. Juni, oft so kalt gewesen, daß wir die Mäntel umnehmen mußten, und heute haben wir hier in Florenz naßkaltes Regenwetter. Es ist hier jetzt Frühling, wie in Deutschland. Das düstre, todte, verbrannte Ansehen der italienischen Gegenden kommt daher, weil die Erde dort fast nirgend Gras erzeugt und weil die italienischen Bäume alle nur klein und laublos und meistentheils schwarz- oder graugrün sind. Die Cypresse sieht fast schwarz aus; auf saftgrünem Grunde würde ihr Schwarz sich heben; auf dem Braun der dürren Erde erscheint sie recht eigentlich als der Baum der Trauer. Wie so ganz anders habe ich mir Italien gedacht! Ach, unsere Begeisterung für dies Land fängt an abzunehmen! —

Von Rovigo an waren wir nun unausgesetzt mit drei Postpferden gefahren. Es ist bekannt, daß wenn man einmal ein Postpferd mehr bekommen hat, man es selten wieder los wird. Wir hatten indessen eigentlich wohl darauf gerechnet, in Italien 3 Pferde nehmen zu müssen, und fanden uns daher in diese schon bedeutende Mehrausgabe. Auf der ersten Station hinter Bologna in Pianoro aber, wohin wir auf ebener Chaussee im Thal gelangten, bemerkten wir, als wir hielten, und sich nach der gewöhnlichen Art ein Haufe ekelhafter Müßiggänger um uns versammelt hatte, daß der Posthalter eifrig mit dem Postillon sprach, und hörten, daß er den Befehl gab, 4 Pferde vor unsern Wagen zu legen. Wir reisen

in einer gewöhnlichen Chaise und haben nur einen kleinen Koffer bei uns. Indem wir betreten auf die Worte des Postmeisters achteten, schrie eine widerliche Galgenbrut von Bettlern rechts und links in unsern Wagen herein. Je mehr Almosen wir austheilten, je mehr Bettler zeigten sich aus der Entfernung in Anmarsch.

Nicht ohne Verlegenheit sahen wir, daß wir im Angesicht der Menge einen Strauß mit dem Posthalter zu bestehen haben würden. Zum Unglück für mich war ich von uns Reisenden der Einzige, der genügend italienisch sprach. Ich ermannte mich, rief den Posthalter heran, und erklärte ihm, daß wir nicht vier Pferde nehmen würden. „Sie müssen!“ antwortete der giftige Italiener. Sofort verlangte ich nun das Postreglement zu sehen. Er brachte dasselbe ohne alle Einwendungen. Es stand darin, daß eine mit einem Koffer bepackte Chaise, auf der 4 Personen säßen, von Pianoro nach Lojano ein drittes Pferd (il terzo cavallo) zu nehmen verpflichtet sei. Ich machte bemerklich, daß wir das dritte Pferd schon hätten; er entgegnete aber, daß il terzo hier il quarto bedeute, weil wir schon mit 3 Pferden angekommen wären. Unser Wortwechsel zog von allen Seiten höhnisch lachende Zuhörer herbei. Man denke sich uns Verlassene in einem Lande, wo auf den Schutz der Behörden so gar nicht zu rechnen ist! — Dennoch sprang ich aus dem Wagen und verlangte nach der Polizei geführt zu werden. Sogleich öffnete

ein Kerl seine Hand und führte mich, nachdem ich ihm zuvor ein Trinkgeld gegeben hatte, einige Schritte weit in ein Haus hinein, wo man erst behauptete, der Polizei-Beamte sei ausgegangen; dann sich aber ein klägliches Subjekt sehen ließ, das sehr verlegen war, als ich ihm den Fall zur Entscheidung vorlegte. Ich erklärte, daß ich nach Rom ginge und dort der Regierung Anzeige machen würde. Diese Drohung machte aber nicht den mindesten Eindruck. Mit vieler Höflichkeit nöthigte ich den Mann, der wie ein Arbeitsmann bei uns gekleidet war, an unseren Wagen heran. Hier ereignete sich ein tragi-komischer Auftritt. Ich und der Posthalter interpretirten der unglücklichen Obrigkeit, Jeder auf seine Weise, die Stelle des Reglements. Sprach ich, gab der Polizeimann mir, sprach aber der Posthalter, gab er diesem Recht. Allmälig gewann meine Ueberredungskunst die Oberhand. Allein nun funkelten des Postmeisters Augen vor Wuth: der Polizeimann nahete sich mir voller Angst, und suchte mich durch Bitten zur Nachgiebigkeit zu bewegen; endlich aber gab er mir aus Furcht geradehin Unrecht. Da es uns nicht gleichgiltig sein kann, ob wir die weite Reise durch Italien hin und zurück mit drei oder mit vier Pferden machen, indem es sich letztern Falls um eine Mehrausgabe von mehreren Hunderten handelt; so versuchte ich auf das Ehrgefühl der Leute zu wirken. Ich merkte, daß man uns für Engländer hielt, die in Italien das Geld auf die unsinnigste Weise verschwen-

den und dadurch allen ärmern Reisenden schaden. In dieser Voraussetzung haranguirte ich das versammelte Gesindel gut oder schlecht, und erklärte, wir seien Deutsche, nicht Engländer, hätten so viel Schönes von Italien und von der Rechtlichkeit und Gastfreundschaft seiner Bewohner gehört, und müßten nun die Erfahrung machen, daß Italiener gegen ihre fremden Gäste in deren ganz gerechter Sache offenbar Partei nähmen. Dies haben wir, setzte ich hinzu, nicht gedacht, und wir sehen also, daß — man ließ mich nicht aussprechen, und fiel mir höhnend in's Wort: „Sie sehen also, daß Sie sich geirrt haben!“

Inzwischen hatte sich die Polizei verkrümelt, die 4 Pferde waren vorgelegt, und um unsern Verdruß noch zu vermehren, sahen wir, daß sich zwei Postillone aufsetzten. Was blieb uns übrig? Wir mußten umkehren, oder — uns fügen. Dies thaten wir, und dahin sausten nun die Pferde im rasenden Galopp.

Nachdem wir die Hälfte des Weges von Pianoro nach Lojano zurückgelegt hatten, führte derselbe bergan in die Apenninen hinein. Je höher wir kamen, je eigenthümlicher wurde das Bild, welches sich rings um uns aufrollte. Hinter uns sahen wir in die unermeßliche Ebene bis Padua, in weiter Ferne zur Linken das adriatische Meer; vor uns breitete sich die lange Kette der Apenninen aus, deren beide Hauptkämme wir gestern noch zu übersteigen hatten. Noch lebten die unvergleichlich schönen Gegenden Steyer-

marks, die mächtigen Alpen und die in duftiges Grün gekleideten Berge unsers deutschen Vaterlandes in unserem Gedächtnisse. Wie ganz anders sind diese Apenninen! — Zwar ist ihre Form schön und mahlerisch, da sie sich in mächtigen Wellenlinien am Horizonte hinziehen; allein nur an ihrem Fuße zeigt sich Vegetation; schon in geringer Höhe bis zum Gipfel kahl und schauerlich öde, erscheinen sie in der Nähe schwarzgrau, in der Entfernung grauröthlich gefärbt; es sind gewaltige Riesengräber auf braunen, verbrannten Ebenen in dem Lande der Ruinen! —

In Filigare, dem päpstlichen Grenzort an Toskana, speiseten wir in einer elenden Kneipe zu Mittag. An einer Menge von Schüsseln fehlte es, wie in allen italienischen Albergen nicht; allein die Speisen waren für italienische Magen und Gaumen berechnet, frisch geschlachtete, zähe und übelriechende Hühner setzte man uns als Leckerei vor. Wie sich von selbst versteht, wurden uns auch hier die Pässe für den gewöhnlichen Zoll abgefordert.

Pietramala war der erste toskanische Grenzort. Neue Qual durch die Douane und das Visiren der Pässe! Abermals steckten wir die Hand in den Beutel; allein mit Freude überzeugten wir uns, daß der toskanische Grenzbeamte ein Ehrenmann war. Er begnügte sich mit unserer wahrheitgemäßen Versicherung, daß wir keine steuerpflichtigen Gegenstände bei uns hätten, wies ein Geldgeschenk höflich zurück, und ließ uns sehr bald weiter fahren. Es schmerzt

mich sagen zu müssen, daß uns bis jetzt eine solche Genügsamkeit in Italien noch nicht vorgekommen ist. Hinter Pietramala erreichten wir Covigliajo; dann Monte Carelli.

Und immer höher stiegen wir. Rings um uns erhob ein Riesenberg über den andern das Haupt; nirgend sahen wir Vegetation; es schien als führen wir durch vulkanische Trümmer; hier und dort gähnten uns schauderhafte Abgründe entgegen, ragten Felsenrisse in die Luft. Nirgend ein Mensch, nirgend ein Haus, nirgend ein Thier. Und dazu die Schwermuth erweckende grauröthliche Farbe, wohin das Auge reichte. Der Charakter der Apenninen ist verschieden von dem aller nördlichen Gebirge. — Die Straße von Bologna nach Florenz soll so unsicher sein, als die von Rom nach Neapel. Es kann aber auch in der That keine Gegend geben, die geeigneter zu Räubereien wäre, als die der Apenninen. Jeder Berg bietet Schlupfwinkel dar, während der Reisende sich von aller Hilfe verlassen sieht.

Vor Monte Carelli überstiegen wir den Monte Fo, einen der höchsten Kämme des Gebirges. Die Luft war rauh und unfreundlich. Wir mußten einander daran erinnern, daß wir in Italien waren. Von Monte Carelli nach Cafaggiola senkte sich der Weg in das weite Thal hinab, welches von den beiden Hauptkämmen der florentinischen Apenninen eingeschlossen wird. Die Chaussee ist auch hier vortrefflich, zwar schmal und ohne Bäume, aber fest wie

die Diele und kunstreich im Zickzack von den steilsten Bergen herabgeführt. An einzelnen Stellen führen schöne Brückenbogen über Abgründe. Bald gelangten wir in die Tiefe. Fruchtbare Thäler liegen hier ausgebreitet. Während sich der Weg am Fuße einer Hügelkette kunstreich aufgemauert hinzog, sahen wir zum ersten Male in Italien mit dem Gefühl des Entzückens eine grüne Wiese zur Linken ausgebreitet, und edle Kastanienbäume verschönten dies anmuthige Bild. Allmälig stiegen wir hinter Cafaggiola wieder in die Höhe, das Freundliche der Gegend verlor sich, der Abend brach herein, und es war schon gegen 10 Uhr und vollkommen Nacht, als wir in Fontebuona anlangten.

Auf dem Wege von Fontebuona nach Florenz, der sehr reizend sein soll, was wir aber nicht mehr wahrnehmen konnten, hatten wir ein entzückendes Schauspiel. Es ging vor Florenz unaufhörlich bergab; der Abend war sehr schön, der Himmel klar und mit Millionen blitzender Sterne besäet, die Luft milde und in den Gesträuchen zur Seite des Weges glänzten Tausende von Glühwürmchen von ungewöhnlicher Größe, die sich gaukelnd in die Luft erhoben, unsern Wagen umkreiseten und das reizendste Feuerspiel darstellten, welches man sehen kann. Die Luft erschien uns um so milder, als wir den Tag über in den Apenninen an Kälte gelitten hatten, und noch immer von dem innigen Wunsche durchdrungen, Italien schön zu finden, genossen wir mit vollen Zügen aus

dem Wonnebecher der Natur. Da wir so viel von dem italienischen Himmel gehört und gelesen hatten, so betrachteten wir ihn nun sorgfältig, mit dem besten Willen, ihn anders und besser zu finden, als bei uns. Allein wir mußten uns sämmtlich bekennen, daß wir ihn bei uns in Deutschland unzählige Mal schöner und die Sterne viel größer und heller gesehen haben. Nun, in Rom oder in Neapel werden wir ja wohl den hesperischen Himmel noch kennen lernen!

Erst in der Nacht um halb 1 Uhr kamen wir in Florenz an, wo wir am Thore natürlich examinirt und unserer Pässe beraubt wurden, und dann die Erlaubniß erhielten, im hôtel d'Angleterre bei Schneiderf logiren zu dürfen. Wir hatten im Ganzen 9 Posten, also 18 Meilen, zurückgelegt, und dabei die Apenninen quer durchschnitten.

Es ist nicht zu läugnen, daß man in Italien auf den Hauptrouten in so fern vortreffliche Postanstalten trifft, als man sehr schnell auf den Stationen weiter befördert wird und, wie erwähnt, außerordentlich schnell fährt; allein man ist zu sehr der Willkür der Posthalter und ihrer Leute überlassen. Wir haben nunmehr seit Pianoro stets 4 Pferde und 2 Postillone nehmen müssen. Merkwürdig war es uns besonders heut in den Apenninen, daß diese Menschen die steilsten Anhöhen nur im Galopp hinauffuhren. Es scheint dies Grundsatz zu sein. Dreißig Schritt von der Anhöhe wurden die Pferde jedes Mal aus dem starken Trabe in Schritt versetzt, um dadurch

neue Kraft zu gewinnen, und am Fuße der Anhöhe fingen sie von selbst an zu galoppiren. Was würde ein deutscher Fuhrmann dazu sagen? — Die italienischen Pferde sind zwar klein, wahre Katzen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt; aber wild, feurig und tückisch. Ueberdies werden dem Postreisenden nur Hengste vorgelegt. Das Riemenzeug ist mit Schellen, und oft, insbesondere am Kopfe, mit Stücken rauhen Pelzwerks verziert. Die Postillone haben keine Hörner, sondern nur Peitschen, mit denen sie ungemein geschickt nach dem Takte zu knallen verstehen und die in unaufhörlicher Bewegung sind. Wenn sie durch Ortschaften kommen, so knallen sie damit so anhaltend und blitzschnell, daß dem Reisenden, den schon das unaufhörliche Geläute der Schellen quält, Hören und Sehen vergeht. Die Taxe des Trinkgeldes für den Postillan beträgt im Kirchenstaate 3½ Paoli (à 4 Sgl. 4½ Pf.) und im Florentinischen 3 Paoli; allein wiewohl wir jedem Postillon 1 Piaster, im Ganzen also 2 Piaster oder nach unserm Gelde zusammen 2 Rthlr. 20 Sgl. für die Station an Trinkgeld gaben, so waren sie doch nie zufrieden, und forderten immer noch mehr. Das Peinlichste für den Reisenden ist dabei, daß, wie ich schon angeführt, alle Erörterungen stets auf den Stationen vorfallen und dann eine Menge müßigen Gesindels den Wagen umsteht, welches sogleich Partei gegen den Fremden nimmt, und zwar nicht in Thätlichkeiten ausartet, ihn aber auf eine so verletzende

und beschämende Weise behandelt, daß ein Mann von Ehrliebe auf jeder Station gern unverhältmäßige Opfer bringt, um diese Menschen nur in Ruhe zu halten. Am glücklichsten fühlen wir uns, wenn wir auf der Landstraße fahrend im Wagen sitzen; mit Schrecken nahen wir der neuen Station, weil wir im Voraus wissen, daß wir, so lange der Pferdewechsel dauert, den peinlichsten Gefühlen Preis gegeben sind; entweder giebt es Zank mit dem Posthalter, oder die Postillone sind mit dem bedeutendsten Trinkgelde nicht zufrieden, oder eine Schaar von Bettlern und Bettlerinnen erhebt ein ohrenzerreißendes Geschrei. Die Postillone zeigen das Trinkgeld, die Bettler das Almosen, welches sie vom Fremden erhalten haben, sogleich umher, und lauter Hohn ist die Strafe des Letztern, wenn er die Erwartung nicht erfüllt hat.

Reichten doch Worte aus, nur einen schwachen Begriff von der Höllenqual zu gewähren, welche die italienischen Bettler verursachen können! Ich erwähne nicht, daß ihr Anblick Ekel, oft Schauder erregt, denn nirgend haben wir so scheußliche Krüppel gesehen als in Italien; sondern ich will hier nur von der zudringlichen Frechheit dieses Auswurfs sprechen. Sie verfolgen den Wagen Viertelstunden mit durchbohrendem Geschrei; der Fremde ist eine Beute, die sie wie der Geier die Taube packen, und nicht eher loslassen, als bis ihre Absicht erreicht ist. Ich übertreibe wahrlich nicht. Das Geschrei, welches die italienischen

Bettler erheben, ist so schneidend, daß ich die feste Ueberzeugung habe, sie üben sich darin, wohl wissend, daß Jeder schnell in die Tasche greifen muß, um eine solche Unannehmlichkeit los zu werden. Allein kaum hat man gegeben, als aus einem andern Schlupfwinkel ein andrer Bettler hervorstürzt, der den Erfolg seines Kameraden abgewartet hat und nun noch entsetzlicher schreit, um den Abgefertigten zu überbieten. Wie kann man unter solchen Umständen in harmloser Gemüthlichkeit dem Eindruck der Natur sich hingeben? — Hier aber in Florenz, im ersten und in der That vortrefflich eingerichteten Gasthofe, peinigt mich, indem ich diese Worte schreibe, das hüpfende Ungeziefer so entsetzlich, daß ich Italien zu tausend Teufeln wünschen möchte! Wir wechseln täglich die Wäsche; allein vergebens. —

Dazu kommt, daß man, wenn man sich nicht in dem vorzüglichsten Gasthofe der Hauptstädte befindet, überall Speisen erhält, die ein civilisirter Mensch kaum herunterwürgen kann. Stehe mir bei, Muse der Kochkunst, unser gestriges Mittagsmahl in Filigare genauer zu beschreiben! In einer kleinen, elenden, einfensterigen Stube, die von Flöhen wimmelte, wurde uns ein schmutziges Tischtuch aufgedeckt. Weibliche Bedienung findet sich in Italien gar nicht oder doch höchst selten; selbst die Betten werden in der Regel von Männern gemacht. Auch hier bediente uns ein Cameriere. Zuvörderst trug er eine Suppe

auf, welche aus Hammelbrühe bestand, worin sich mietige Fadennudeln befanden. Dazu gab es mul- trigen Parmesankäse. Hierauf folgte halb gahres Hammelfleisch, Hühnerleber in Baumöl gesotten, knorplichter Ziegenhals in einer Sauce von Roth- wein, Baumöl und englischem Gewürz und der frischgeschlachtete, zähe und noch ganz nach Hüh- nerfedern riechende Hühnerbraten. Der gewöhn- liche saure Kloß vertrat die Stelle des Brotes. Als Dessert wurden Kirschen und Aprikosen ge- reicht. Diese Früchte mußten uns sättigen. Das Couvert dieser Göttermahlzeit kostete 1 Piaster; einen andern Preis kennt man in Italien nicht. Und um des größten Uebels zu erwähnen, welches uns den Aufenthalt in den hesperischen Gefilden verleidet, wir überzeugen uns, daß wir nicht mehr auf Schlaf des Nachts rechnen dürfen. Die italienischen Bet- ten haben nämlich an der Stelle der Kopfkissen dicke, runde Wulste, die in der Art unter den Nacken zu liegen kommen, daß das Genick abstirbt und man des Morgens gleichsam mit zerschlagenen Gliedern aufsteht. Wenn nicht die Schmerzen, die dieser Wulst verursacht, den Schlummer verscheuchen, so sind es die schmerzlichsten Flöhe- und Wanzenstiche, und ist man einmal so glücklich, ein Bett zu finden, welches frei ist von Ungeziefer, so treibt das italie- nische Volk, selbst in den kleinsten Orten, des Nachts bis zum frühen Morgen hin ein so unauf- hörliches Getöse, daß von Schlaf keine Rede sein

kann. So ist es uns auch diese Nacht in Florenz gegangen. Bei Tage giebt es also Aerger in Menge und so elende, schmutzige Kost, daß man hungern muß, und des Nachts kann man nicht schlafen. Wie ist es möglich, Gefallen an dem Lande zu finden, welches solche Unannehmlichkeiten bereitet! —

Zehntes Kapitel.

Vergebliche Anstrengung der Reisenden, dem Frohnleichnamsfeste in Florenz beizuwohnen. Der Cameriere des Gasthofes giebt ihnen seine Verachtung zu erkennen. Das Frühstück der Ueberhungerten. Italienische Butter. Florentiner und Florentinerinnen. Fortdauerndes Regenwetter. Italienische Art, den Mittagstisch zu serviren. Bauart von Florenz. Schamlosigkeit und Unflätherei. Die Metropolitankirche St. Maria del Fiore. Prozession in der Kirche. Das Baptisterium. Der Pallast Pitti und der Boboligarten. Poggio imperiale. Das Theater della Pergola. Das Ballet in Florenz. Florentinisches Flohballet.

Florenz, am 6. Juni.

Wir haben, wie schon erwähnt, die Reise von Venedig nach Florenz deshalb so schnell zurückgelegt, weil wir hier der großen Prozession des Frohnleichnamsfestes, welches heute beginnt, beizuwohnen, wünschten. Ueberall fanden wir gestern Vorbereitungen zu diesem höchsten Feste der katholischen Christenheit; insbesondere sahen wir die Wege zur Kirche überall mit buntfarbigen Stangen eingefaßt, welche, mit Leinwand überspannt, einen angenehmen Schat-

tengang bildeten. Selbst in Venedig wurden, als wir dort waren, auf dem St. Markusplatz schon die hölzernen Säulen eingerammt, welche zu der Prozession aus der Patriarchal-Kirche dienen sollten. Als wir heute Nacht in Florenz angekommen waren, fragten wir sogleich, wann ehe die Prozession hier beginnen würde. Man antwortete uns: um 9 Uhr Morgens. Wir standen daher schon um 7 Uhr auf, hörten aber nun mit Verdruß, die Prozession habe bereits um 5 Uhr Statt gefunden; es sei abgeändert worden. Alle unsere Anstrengung war sonach vergeblich gewesen!

Wir hatten in der Nacht zwei Zimmer, jedes mit zwei Betten erhalten. Als wir heute früh nach dem Frühstück klingelten, öffnete man den neben unsern Zimmern befindlichen Saal, der sehr gut gemalt und möblirt, und mit einem Fortepiano versehen war, und ersuchte uns, in demselben zu frühstücken. Die übermäßige Theurung, welche wir bis jetzt in Italien gefunden haben, hatte den Entschluß, möglichst zu sparen, in uns erzeugt, und wir erklärten daher, daß wir des Saales nicht bedürften, sondern in unsern Zimmern frühstücken und speisen würden. Sogleich rümpfte der Cameriere mit äußerstem Befremden die Nase. „Sie werden doch nicht im Schlafzimmer speisen?“ fragte er mit wegwerfendem Hohn und mit einer so beleidigenden Verachtung im Blicke, daß wir gern nachgaben, um uns eine freundliche Aufnahme zu sichern. Wir hatten zum Frühstück Kaffee, Semmel und Butter verlangt. Schon in

Venedig war uns gesagt worden, daß Butter ein kostbarer Artikel in Italien sei; auf der ganzen Reise hierher haben wir denselben auch nicht wieder gesehen. Hier in Florenz ist uns nun zwar Butter vorgesetzt worden; wir erhielten aber nur vier dünne runde Scheibchen von der Größe und Dicke eines Thalers, die in Wasser auf einem gläsernen Teller schwammen. Die Semmel ist hier leidlich und weniger sauer, als in den andern Orten, die wir bis jetzt berührt. Als wir nun jeder unser Kläckchen herausfischten und voller Freude waren, uns einmal wieder sättigen zu können, sahen wir diese Freude bald zu Wasser werden; denn jeder fand vier oder fünf große Flöhe in der Butter. Der Appetit verging uns sogleich, obwohl wir buchstäblich schon seit anderthalb Tagen hungerten.

Hierauf legten wir uns in's Fenster. Das Hotel liegt sehr angenehm am Quai des Arno dicht an der zierlichen Carrajabrücke. Die Prozession war beendigt und das Volk strömte, von der Kathedrale kommend, in allen Richtungen nach Hause; ein großer Theil zog über die Brücke an unsern Fenstern vorüber. Alle waren festlich gekleidet. Die Männer trugen meist Sammetjacken und Beinkleider von dunklen Farben; die Weiber Sammetjäckchen, Männerhüte von Filz mit schwarzen Federn, und weiße Schürzchen. Es sah allerliebst aus; allein hübsche Gesichter scheint es auch hier nicht zu geben. Und wir sind in Florenz! — Der Regen hatte nachgelas-

sen und gönnte uns einen Blick über den jenseits des Arno liegenden Theil der Stadt und die dicht hinter derselben emporsteigenden Apenninen. Der Quai zu beiden Seiten des Arno ist mit Pallästen und freundlichen, mindestens 3 Stockwerke hohen Häusern besetzt, deren niedrige, ächt italienische Dächer mit den hohen und eigenthümlich geformten Schornsteinen einen fremdartigen Eindruck machen. Alle diese Häuser sind nicht so verfallen und rußig, wie in Venedig, sondern bewohnt und besser in Ordnung gehalten; zwar schimmern sie nicht in frischen Farben, wie die großer Städte Deutschlands; aber wir sehen, wenigstens aus unsern Fenstern, nicht Schmutz und Spinneweben an den Mauern, sondern überall eine reinliche Steinfarbe. Der Fluß, der die Stadt in zwei Hälften theilt, mit seinen vier schlanken Brücken, ist die schönste Zierde in dem Gemälde, welches vor uns liegt. Aber schon ziehen sich die Wolken wieder zusammen, die Apenninen hüllen sich in Nebelgewand, und es scheint, als werde es tagelang regnen. Wir müssen uns unaufhörlich daran erinnern, daß wir in Italien sind. Den gerühmten Himmel, die gerühmte Gleichförmigkeit und Milde des Klima's haben wir noch nicht gefunden.

Der Regen hat uns heut Vormittag nicht erlaubt, auszugehen. Die Mittagsmahlzeit war gut. Die italienische Art zu serviren besteht darin, daß nach der Suppe, zu der stets geriebener Parmesankäse gereicht wird, noch drei Gänge, jeder Gang zu vier

Schüsseln gerechnet, folgen müssen. Der erste Gang enthält Entremets, Gemüse und Fische, dann folgen im zweiten Gange Braten und Mehlspeisen und im dritten endlich Früchte und Backwerk. Jedem Couvert wird eine Karaffe mit Landwein zugefügt. So haben wir es bis jetzt überall getroffen. Jedes Mal werden die vier Schüsseln zugleich auf den Tisch gesetzt und der Cameriere tranchirt und reicht umher. Dies geschieht aber Alles mit so drängender Eile, daß man die Speisen herunterwürgen muß. Auch hier fehlen Seefische nicht, die von Livorno gesandt werden. Je ekelhafter eine Art derselben stinkt und schmeckt, je mehr läßt man sich angelegen sein, sie dem Fremden vorzusetzen. Von zweckmäßiger Auswahl und Zusammenstellung der Speisen ist keine Rede. Man giebt dieselbe Fleischart drei bis vier Mal des Mittags, nur anders bereitet, Tauben gekocht, frikassirt, gebraten; das Pikante vor dem Faden. Der italienische Wein, den wir bis jetzt getrunken haben, ist roth; zwar feurig, aber sauer. Uns gegenüber lesen wir mit großen Buchstaben: Vendita di birra. Allein unsere Neugierde, es kennen zu lernen, ist bitterlich bestraft worden. Italienisches Bier! O ihr Götter! —

Nachmittags hatte der Regen abermals etwas nachgelassen. Wiewohl es trübe und unfreundlich blieb, suchten wir doch die Zeit zu benutzen. Wir durchwanderten den Hauptttheil der Stadt jenseits des Arno. Allein unsere Erwartungen waren durch den

allerdings sehr freundlichen Anblick der Häuser, welche am Flusse liegen, zu hoch gespannt. Wiewohl die Straßen theilweise eine angemessene Breite haben und wir recht viel zierlich gebaute Häuser sahen, zeigte sich doch auch hier, im Charakter aller italienischen Städte, das Rußige und Schmutzige vorherrschend. Hier und da saßen anständig gekleidete Männer frei in den Nebenstraßen und verrichteten schamlos ihre Nothdurft. Das Pflaster fanden wir überall vorzüglich schön. Es sind ungemein große, breite, auf der Oberfläche glatt behauene Vielecke, auf denen man wie auf einer Diele geht.

Wir begaben uns vor allen Dingen nach der Metropolitankirche, welche der St. Maria del Fiore geweiht ist. Nie wird der Eindruck, den dieser erhabene Tempel auf uns machte, verwischt werden! Dies ist das kolossalste Gebäude, welches ich bis jetzt gesehen habe. Es hat 426 Fuß Länge, 363 Fuß Breite, und eine dem entsprechende Höhe. Die prächtige Kuppel hat die Form eines Oktogons, dessen Diameter von einem Winkel zum gegenüberstehenden 140 Fuß lang ist. Das ganze Gebäude ist von außen mit weißem und schwarzem Marmor mosaikartig bekleidet. Gleich rechts neben der Kirche erblickt der von Bewunderung durchdrungene Beschauer den ganz frei stehenden, 280 Fuß hohen, schlanken, viereckigen Glockenthurm derselben von außen bis an die Plattform ganz mit Mosaik von weißem und schwarzem Marmor belegt und mit Statuen verziert. Die

Kirche ist im 13. Jahrhundert nach einer Zeichnung von Arnolph Lapo, die prächtige Kuppel von Philipp Brunelleschi, der Glockenthurm von Giotto erbaut. Das Innere des Tempels entspricht dem Aeußern. In allen Kirchen Italiens findet man hinter den Eingangsthüren große, zum Theil seidene und in der Regel rothseidene Vorhänge, welche den Eingang bedecken, wenn auch die Thüren geöffnet sind. Da zur Feier des Frohnleichnamsfestes so eben eine zweite Prozession der Geistlichkeit, dies Mal jedoch ohne den Erzbischof, in der Kirche Statt fand, so waren die Vorhänge zurückgeschlagen, und aus weiter Entfernung strahlten uns vom prächtigen Hochaltar tausend brennende Wachskerzen entgegen, welche in Pyramidenform aufgestellt waren. Und schon begann Musik und Gesang, der Weihrauch duftete, das Volk stand zusammengedrängt in der Mitte des Schiffs und die zahlreichen, in Festgewänder gehüllten Priester hielten mit dem sinnberauschenden Pomp des katholischen Gottesdienstes, unter Vortragung von Fahnen, Kruzifixen und Schaukleinodien, brennende Kerzen in den Händen, mit dem Baldachin, der das Allerheiligste deckte, langsam den Umzug in der Kirche. Wir wußten nicht, wohin wir unsere Augen richten sollten, ob auf die Prozession oder ob auf die Pracht der Kirche. Alle Säulen des erhabenen Tempels waren mit rother Seide bekleidet; die gewölbte Decke strahlte von Gold und köstlichen Bildern; marmorne Statuen und Basreliefs von Michel Angelo, Bandi-

nelli, Donatello und Sansovino schmücken die weiten Hallen, Mosaik von Marmor in den gefälligsten Zeichnungen den Fußboden und herrliche Glasmalerei ziert die Fenster. Wie in der Stephanskirche zu Wien verbreitet das Licht, welches durch diese Fenster dringt, einen magischen Schein. An dem heutigen trüben Tage war es fast dunkel in der Kirche, um so prächtiger flammten die Kerzen des Altars, um so zauberischer war das Helldunkel, welches alle Gegenstände umfloß.

Dem Haupteingange der Metropolitankirche gegenüber steht das Baptisterium derselben, welches die Gestalt eines Oktogons hat, und gleichfalls ein erhabenes Gebäude genannt werden muß. Drei bronzene Thüren mit vortrefflichen Basreliefs, die älteste von Ugolini, die andere von Ghiberti, schließen den Eingang. Auch hier befinden sich treffliche Bildsäulen; die gewölbte Decke ist Mosaik von Andreas Tafi, und das Aeußere des ganzen Gebäudes ebenfalls mit Marmor belegt.

Nachdem wir uns noch etwas in der Stadt umgesehen und einige hübsche Fontainen in Augenschein genommen hatten, begaben wir uns nach dem Boboligarten, hinter dem Pallast Pitti. Der Pallast selbst, die Wohnung des Großherzogs, ist ein braunschwarzes Gebäude, dessen dicke Mauern der Ewigkeit zu trotzen scheinen und welches, wenn gleich von edler etruskischer Bauart, doch eher einem düstern Gefängniß, als einer Wohnung der Freude gleicht. Auf der Gartenseite zeigt sich im

Hofe ein schöner Springbrunnen. Der Garten ist groß, auf einem Hügel angelegt und unbestritten sehr schön. Angenehme Alleen, Boskets, Marmorstatuen, Fontainen, Bassins, Belvedere wechseln mit einander; wir sahen hier Lorbeerbäume und Lorbeerhecken, immergrüne italienische Eichen, Cypressen und Orangenbäume; die letztern aber auch hier nur in Kübeln. Eine den Hügel hinabführende düstere Cypressenallee endigt vor einem großen Bassin, in dem eine reizende kleine Insel liegt, die rings von einem weißen Marmorgeländer umschlossen ist, auf welchem Orangenbäume in Töpfen mit vielen Früchten beladen und Blumen standen, und in deren Mitte eine Fontaine springt. In dem klaren Wasser, welches dies Eiland umgiebt, spielen glänzende Goldfischchen. Von der Höhe einer Terrasse überschauten wir einen Theil der Stadt und die Gebirge. Es war zwar noch trübe, aber doch hell genug, um die Gegenstände in ziemlicher Entfernung erkennen zu können. In der braungrünen Färbung der Gegend nahm sich die Menge von Landhäusern sehr angenehm aus; die Stadt ragte mit ihren Kuppeln neugierig aus dem Thal hervor, und hinter uns erhoben sich die Apenninen, deren Fuß hier mit Oliven- und edlen Kastanien-Bäumen bewachsen ist. In einiger Entfernung zur Linken zeigte man uns in den Bergen das großherzogliche Lustschloß Poggio imperiale.

Abends begaben wir uns in das Theater della Pergola. Wir sahen bei dieser Gelegenheit, daß eine

der Hauptstraßen von Florenz so eng ist, daß sich zwei Wagen darin nicht ausweichen können, und begreifen durchaus nicht, wie Florenz den Namen der Schönen erhalten konnte. Das Theater della Pergola hat einen sehr schlechten Eingang. Desto hübscher fanden wir es im Innern. Allein auch hier sind die Plätze in den Logen an den Seiten derselben in der Art angebracht, daß der darauf Sitzende die Logenwände, nicht aber die Bühne sieht. — Die Vorstellung begann um 8 Uhr. Man gab die Unbekannte von Bellini und zwischen dem ersten und zweiten Akte der Oper Anna Erizo, oder die Eroberung von Negroponte, ein tragisches Ballet in 5 Akten von Antonio Monticini, jetzigen Koreographen in Florenz. Das Haus war überfüllt. Dieselben Moden wie in Deutschland, dieselben Physiognomien unter den bessern Ständen, und was uns auffiel, eben so viel blonde Männer und Frauen, als man sie in dem Theater einer deutschen Stadt gefunden haben würde. Allein vergebens suchten wir unter den Damen nach einem hübschen Gesichte. Es muß ein Unstern über uns walten, oder die verzückten Berichterstatter über Italien sind auch in dieser Beziehung — Lügner. Wir haben ferner vielfältig gehört und gelesen, daß die Italiener in ihren Opern einen so unaufhörlichen Lärm machen, daß man nicht im Stande sei, die Musik zu verfolgen. Auch dem muß ich widersprechen. Sowohl in Triest als in Venedig und hier in Florenz hörte man mit Aufmerksamkeit zu, wiewohl in den

Zwischenakten allerdings der Lärm größer war, als in den deutschen Theatern.

Das Orchester war gut; die Aufführung der Oper tadellos; Sänger und Sängerinnen verdienen alles Lob. Insbesondere sang Signora Anna Del Sere vorzüglich. Allein das Ballet übertraf alle unsre Erwartungen. Italien ist das Vaterland der Pantomimen; schon unter den ersten römischen Kaisern kannte man die Saltatio pantomimorum. Man hat in Deutschland keine Ahnung von dem Standpunkte der Vorzüglichkeit, zu dem das Ballet erhoben werden kann. Wer glaubt, daß es sich im Ballet nur davon handle, die Beine zu recken und auf wollüstige Stellungen zu raffiniren, oder Windmühlenflügel darzustellen, der wird freilich mit den deutschen und französischen Tänzern zufrieden sein; allein wer ein Drama durch Geberden und durch rhythmische und harmonische Bewegung des Körpers wahr und schön dargestellt sehen will, der gehe nach Florenz, und überzeuge sich, daß auch das Ballet dem Gebiete der wahren Kunst angehört. Mir wird die Eroberung von Negroponte unvergeßlich bleiben. Der Verfasser hat darin für Handlung und für den raschen Wechsel lyrischer Momente Sorge getragen; die Darstellung war bewunderungswürdig. Das zahlreiche Balletpersonale schien nur ein Körper zu sein, der seine Glieder stets gleichzeitig in schöner Harmonie bewegte; jeder Augenblick brachte neue überraschende Stellungen hervor, die das ausdrucksvollste und lebhafteste Mienen-

spiel begleitete. Das Ganze aber war der anmuthigste Tanz, wiewohl es der eigentlichen Tanzstücke nur wenig gab. Dazu angemessene Dekorationen, eine seltene Pracht der Anzüge und eine berauschende Musik! Der Vorhang wurde in den Zwischenakten des Ballets nicht niedergelassen; sondern es erfolgte nur ein Wechsel der Dekoration, worauf die Handlung sogleich ihren Fortgang nahm. Nur zuweilen konnten wir uns dem angenehmen Eindrucke der Darstellung nicht hingeben, wenn nämlich die hüpfenden Thierchen, die in Italien eine so große Rolle spielen, ein zu lebhaftes Ballet auf unserem Körper aufführten. Auch jetzt, wo ich dies schreibe, peinigen sie mich; es bleibt nichts übrig, als, wie es die Italiener machen, ganz nackt in's Bett zu springen und hier zum zweiten Mal am heutigen Tage die Wäsche zu wechseln. Und so sei es! —

Eilftes Kapitel.

Fortdauerndes Regenwetter. Der Palazzo vecchio. Die Piazza dell' Annunziata. Die Florentiner Gallerie; die mediceische Venus, der Apollin, der Faun, der Schleifer, die Gruppe der Niobe u. s. w. Wiederholter Besuch der Metropolitankirche. Die Kirchen St. Maria Novella, St. Croce mit Michel Angelo's, Galilei's, Macchiavelli's und Alfieri's Grabmälern, S. Lorenzo, die Fürstenkapelle. Nochmaliger Besuch des Theaters della Pergola. Schaaren von Flöhen im Parkett.

Florenz, am 7. Juni.

Heut Vormittag begaben wir uns bei abwechselndem Regenwetter abermals in die Stadt. Zuvörderst besuchten wir den Palazzo vecchio, ein altes kastellähnliches Gebäude, auf dem sich der weltberühmte Wunderthurm erhebt, der schlank und viereckig, unten über dem Dache schmal und oben rings im breiteren Viereck heraustretend, nach den Zeichnungen Arnolfo's erbaut worden ist. Interessante Bildwerke zieren den Platz vor dem Pallaste. Man sieht hier die Reiterstatue Cosmo I. von Johann von Bologna; eine von Nymphen und Tritonen umgebene Fontaine mit der

Statue Neptuns; bei dem Eingange in den Pallast Michel Angelo's David und Bandinelli's Herkules und Kakus. Zur Rechten des Beschauers ein zierliches Gebäude, die Loggia de' Lanzi, erbaut nach der Zeichnung Orcagna's und vor demselben der bronzene Perseus von Benvenuto Cellini, der Raub der Sabinerinnen von Johann von Bologna, die unter dem Namen Judith bekannte Gruppe Donatelli's.

Auf der Piazza dell' Annunziata bewunderten wir die bronzene Reiterstatue Ferdinand I. von Tocca.

Dann besuchten wir die Gallerie. Sie ist bekanntlich von der Familie Medicis gestiftet und enthält eine reiche Auswahl von Statuen und Büsten, von Basreliefs, Sarkophagen, Urnen, Kunstwerken in Bronze, Gemälden, Gemmen, Medaillen und andern Gegenständen. Unter den Statuen werden mir die Venus des Kleomenes, die mediceische genannt, 4 Fuß 9 Zoll hoch, gefunden in der Villa Hadriana zu Tivoli, der Apollin des Praxiteles, der tanzende Faun, die Gruppe der Kämpfer, der Schleifer (l'arrolino) das ist der Scythe, der das Messer wetzt, um Marsyas zu schinden, die großartige Gruppe der Niobe, der Hermaphrodit und Bandinelli's Copie das Laokoon unvergeßlich bleiben. Die Bilder anlangend, so fühlte ich mich vorzugsweise durch Raphaels Johannes in der Wüste, durch ein Magdalenen-Köpfchen von Carlo Dolci, eine Kreuzesabnahme von Andrea del Sarto und durch die beiden Venus des Titian ergriffen. Die vorzüglichsten Kunstwerke der Plastik

und Malerei sind im Mittelpunkt der Gallerie, einem kleinen, aber hohen und mit einer Kuppel überwölbten Saale in Form eines Oktogons, von ungefähr 21 Fuß Durchmesser, welcher den Namen Tribüne führt, aufbewahrt. In einem andern kleinen Saal der Gallerie befanden sich mehrere ausgezeichnete ägyptische Alterthümer, insbesondere Inschriften, auch Hieroglyphen auf Papyrus. Der Mumien sahen wir nur wenige.

Nachmittags nahmen wir, da es unaufhörlich regnete, einen Wagen, und begaben uns nochmals in die Metropolitankirche. Auf dem Wege dahin begegneten wir einem Leichenzuge. Der Anblick der schwarz verhüllten Männer, welche theils den Sarg trugen, theils ihm folgten, war schauerlich. — In der Kirche wirkte das Halbdunkel, welches der trübe Himmel und die bunten Glasscheiben hervorbrachten, mit magischer Gewalt auf unsere Sinne. Ich begriff, wie einzelne kräftige Männer und Anhänger des Protestantismus zur katholischen Kirche überzugehen vermochten. In dieser Stimmung besuchten wir noch einige andere Kirchen. Zuvörderst bewunderten wir Sa. Maria Novella, die eine der schönsten Italiens sein soll. Buonarotti nannte dies herrliche, prächtig geschmückte Bauwerk la sposa (die Braut). Jede Kapelle der Kirche ziert ein Meisterbild. Die mächtige Kirche Sa. Croce, den Franziskanern gehörig, ist, wie alle Kirchen dieses Ordens, durchaus einfach und frei von strahlendem Schmuck; allein merkwürdig

durch die an den Wänden umher befindlichen Grabmäler Michel Angelo's, Galilei's, Macchiavelli's und Alfieri's! — Buonarotti's Sarkophag ist ein Werk seines Schülers Lorenzo, aus karrarischem Marmor. Ueber dem Sarkophag zeigt sich des unsterblichen Mannes Antlitz, von der Hand des Schülers gemeißelt; rechts, links und in der Mitte erblickt man vor einem Marmorsarge drei lebensgroße unvergleichlich gearbeitete weibliche Gestalten in tiefer Trauer: die Malerei, Sculptur und Architektur. In allen drei Künsten war Michel Angelo bekanntlich gleich groß. Nie werden Buonarotti's Züge in meinem Innern erlöschen; sie sind nicht schön, aber geistvoll und männlich; die Nase ist etwas eingedrückt; das Auge tiefliegend und finster; dünnes Haar umspielt die denkende Stirn.

Noch sahen wir die St. Lorenzkirche, deren Hochalter aus Marmor und den kostbarsten Steinen zusammengesetzt ist, und die beiden herrlichen Sakristeien derselben von Brunelleschi und Michel Angelo. Hier bewunderten wir die zum Theil noch nicht vollendeten Statuen des Tages, der Nacht, der Morgenröthe und der Dämmerung, Kunstwerke Michel Angelo's von höchster Vortrefflichkeit, und die prächtige Fürstenkapelle hinter dem Chor, strahlend von Jaspis, Achat, Chalcedon, Lapis lazuli und andern kostbaren Steinen. Unter derselben modern die Ueberreste der Mediceer. Der obere Theil des zu dieser Ka-

pelle gehörigen Kreuzganges enthält die mediceische Bibliothek, von Buonarotti's Architektur.

Abends besuchten wir wieder das Theater della Pergola, wo die Oper Ivanhoe von Paccini, und für den Zwischenakt das gestrige Ballet angekündigt war. — Armer Walter Scott, wie hat man dich gemißhandelt! Es ist mir lieb, daß ich den Namen des Dichters nicht zu erfragen im Stande bin; Zettel und Textbuch enthalten darüber nichts. Der Zustand der Musik in Italien scheint überaus kläglich zu sein; bevor ich mir indessen ein bestimmtes Urtheil erlaube, will ich noch Rom und Neapel abwarten. Rhythmus und Skandal, oder rhythmisch abgemessenes Gerassel der großen Trommel, vereint mit dem durchdringenden Schall der Becken und dem schneidenden Ton der Pikkolflöte: das ist die neuere italienische Musik! — Wir saßen dies Mal, um besser sehen zu können, im Parkett; allein die Vorstellung ging uns dadurch fast ganz verloren, denn wir mußten uns unablässig mit der Legion von Flöhen beschäftigen, die hier unten uns anfiel. Das Haus war voll; es gab der geschmückten Damen in Menge, aber keine, die man schön hätte nennen können.

Zwölftes Kapitel.

Das Wetter ändert sich. Die Brücke della Trinità. Der Pallast Pitti. Raphaels Madonna della Sedia, Perugino's heilige Familie und Canova's Venus. Naturhistorisches Museum. Darstellungen in Wachs aus dem Reiche der Verwesung. Das erste hübsche Mädchen in Italien. Die Handwerker arbeiten auf den Straßen. Unfläthérei. Beschreibung der Gegend von Florenz, die in Italien für die schönste nach der von Neapel gehalten wird. Beweis, daß sie nicht schön sein kann. Beschaffenheit der italienischen Bäume. Die Cascine, der Prater von Florenz. Schmarotzerpflanzen. Kälte im Juni. Flöhe.

Florenz, am 8. Juni.

Der heutige Tag war wieder hell und freundlich. Wir nahmen zuerst die schöne, von Michel Angelo erbaute Brücke della Trinità in Augenschein. Nachdem wir hierauf ein Paar genußreiche Stunden in der Gallerie zugebracht, besuchten wir den Pallast Pitti, wo wir Raphaels Madonna della Sedia (sitzende Madonna), Perugino's heilige Familie und Canova's Venus bewunderten. Sodann begaben wir uns in das naturhistorische Museum, dessen vortreffliche anatomische Wachspräparate, unter Fontana's Leitung

angefertigt, in vielen großen Sälen alle Theile des menschlichen Körpers in natürlicher Größe und Farbe mit seltener Treue darstellen. Die Mineraliensammlung, welche hier gezeigt wird, ist vorzüglich. Außerdem sahen wir hier in einem Kabinet, worin einige ägyptische Alterthümer bewahrt werden, noch ein Paar Kunstwerke eigenthümlicher Art, die kein Reisender zu sehen versäumen möge. Es waren Bilder der Verwesung, Darstellungen aus dem Reiche des Todes in kleinen Wachsfiguren, mit Staffage und Hintergrund von Wachs, naturgetreu gefärbt, unter Glas, in einem etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten und 1 Fuß hohen Kästchen. Die furchtbare Wahrheit, mit welcher der Künstler, dessen Name mir leider entfallen ist, seine Aufgabe gelöset, erschütterte uns tief. Das eine Bild stellt die große Pest in Marseille, das andere die schauderhaften Geheimnisse im Innern eines Sarkophags vor.

Auf dem Rückwege zu unserm Gasthofe sahen wir Mittags das erste wirklich reizende Mädchen in Italien, eine Blumenhändlerin, das Körbchen in der Hand, mit rothen Wangen und Lippen, schalkhaft aus blitzenden Augen unter dem schwarzen Männer-Filzhute hervorlächelnd. Sie warf uns, freundlich grüßend, Blumen in den Wagen, und es schien Galanterie, nicht Bettelei zu sein; denn der Wagen fuhr so schnell vorbei, daß sie auf Zahlung nicht rechnen durfte. Da ich mich immer mehr überzeuge, daß es ein Ereigniß in Italien ist, ein weib-

liches Wesen zu sehen, welches man hübsch nennen kann, so habe ich nicht unterlassen, der Kleinen hier ein Denkmal zu setzen.

So weit wir durch die Stadt kamen, bemerkten wir, was wir bis jetzt in allen italienischen Ortschaften gesehen hatten, daß die Handwerker auf den Straßen arbeiten. Welche abscheuliche Gewohnheit, und wie trägt sie dazu bei, Gestank und Unflath zu erzeugen und zu vermehren! — Wie kann so etwas von der Polizei gelitten werden? — Je schmutziger das Gewerbe ist, um so sicherer darf man in Italien darauf rechnen, daß es im Freien getrieben wird. Wer irgend Sinn hat für Reinlichkeit und Ordnung, wird mir beipflichten müssen, daß es keinen erfreulichen Eindruck hervorbringen kann, wenn in engen Straßen der blutbesudelte Schlächter, der schmutzige Schuhflicker, der Schneider, Tischler, Schlosser und Klempner seine Werkstätte aufgeschlagen hat, und wenn man das Pflaster durch Lederstücke, alte Sohlen, Tuchflicken, Hobelspäne oder Fleischabgang verunreinigt sieht *). Vorzugsweise erblickt man Schuster, die das Privilegium zu haben scheinen, Pfriemen und Pechdraht auf der Straße zu handhaben. Man denke sich außerdem diese arbeitenden Handwerker als ein ekelhaftes Gesindel mit schwarzem struppigem Haar, voller Ungeziefer, mit unreinlicher Kleidung und widriger Ausdünstung,

*) Hier in Florenz haben indessen die Fleischer ihre besonderen Scharrn.

und man wird nicht besondere Lust verspüren, eine italienische Stadt kennen zu lernen. Das Thermometer meiner Hoffnungen sinkt immer mehr.

Nachmittags besuchten wir das Atelier eines Bildhauers; Abends die Umgegend der Stadt. Unser Cicerone hatte uns gesagt, daß die Gegend von Florenz nach der von Neapel die schönste Italiens sei, und wir brannten daher vor Begierde, sie kennen zu lernen. Wir fuhren nach dem Belvedere, einer dicht vor der Stadt auf einem Hügel gelegenen Villa. Auf dem Wege dahin begegnete uns abermals ein Leichenzug; in schauerlicher Unheimlichkeit schlichen die schwarzen Vermummten an dem haltenden Wagen vorüber. — Die Sonne hatte den ganzen Tag geschienen und dennoch war es hier, am südlichen Abhange der Apenninen, empfindlich kalt! Wir traten in den freundlichen Garten der Villa ein, wandelten durch Lorbeerhecken und standen bald an einer niedrigen Mauer auf der Höhe des an dieser Seite ganz freien Hügels, welcher uns nunmehr die gerühmte Aussicht öffnete. Nun ja, sie ist eigenthümlich, fremdartig, und, im italienischen Charakter, d. h. wenn man die Anforderung reiner, nicht nationell bedingter Schönheitsregeln aufgiebt, auch wohl schön; allein was würdet Ihr sagen, Ihr Bewohner von Florenz, wenn Ihr Euch, um nur ein Beispiel aus unserm Vaterlande anzuführen, auf dem Lorenzoberge bei Prag befändet und diese herrliche Kaiserstadt mit ihrem Walde von Thürmen, ihren rothen Dächern, ihren glänzenden Pallästen und ihren grünen Auen, die mächtig hinflu-

thende Moldau, mit ihren herrlichen Brücken und ihren belebten Inseln, und die fernen blauen Mittelgebirge, von der Abendsonne beleuchtet, zu schauen vermöchtest? — Ich empfinde hier nicht als Deutscher, sondern als ein fühlender Mensch. Ganz mit Unrecht verlangt man vom Reisenden, er solle die Nationalität des fremden Volks, den Geist des fremden Landes erst erforschen und in diesem Geiste das fremde Land beurtheilen. Das heißt ja befangen urtheilen. Es giebt abstrakte Schönheitsregeln, die sich auf Alles, was schön sein soll, anwenden lassen müssen, oder es ist nicht schön oder nur bedingt schön. Und so ist die Gegend von Florenz bedingt, die von Prag aber unbedingt schön. Doch ich will versuchen, zu schildern, was ich sah.

Dicht vor uns lag im Thale, in schöner Gruppirung zwischen Gärten, die nicht unbedeutende Stadt mit ihren Pallästen. Aber nur wenig Kuppeln und Thürme zierten das Bild. Die schwarzbraunen, gewaltigen Mauern der Palläste, welche zur Zeit der Befehdung erbaut, Ueberbleibsel alter Kastelle sind, schließen noch jetzt das Dach mit einer ausgezackten Brustwehr ein. Jenseits der Stadt und zwar unmittelbar hinter derselben erhoben sich terrassenförmig die Apenninen, deren hintere, aber ebenfalls ganz nahe gelegene und nackte Berge in schwarzgrauer Färbung mit scharfgezeichneten Wellenlinien den Horizont begrenzten. Eine Kette derselben flachte sich zur rechten Seite nach der Hügelreihe ab, auf der wir standen, und schloß hier das Thal, welches zur Linken in eine von den Apenninen begrenzte

weite Ebene überging, in welche die Sonne hinabsank. Unzählige Villen und Gärten zierten die untere Terrasse des Gebirges, so weit wir es zu übersehen vermochten und die Gegend rings umher; noch in weiter Entfernung schimmerten Landhäuser, von der Abendsonne beleuchtet, wie helle Punkte am Fuße der Bergkette, welche die Ebene begrenzte. Wohin wir unter uns blickten, so wie rings am untern Abhange der Gebirge, sahen wir Oelbäume, hier und da zerstreut, Maulbeer-, Feigen- und edle Kastanienbäume, auch immergrüne Eichen und einzelne Cypressen. Ueber der Ebene zur Linken lag dichter Höhenrauch, den die Strahlen der untergehenden Sonne graugelb färbten; in dies Gelb mischte sich das Grün einzelner Bäume und der bräunliche Farbenton der italienischen Fluren. Stadt und Thal erhellte die Sonne, während das uns gegenüberliegende Gebirge im Schatten lag, da ihm die nach der Ebene vorspringende Bergkette das Licht des schon am Horizont ruhenden Sonnenballs entzog. Vor uns auf der Mittelhöhe der Terrassen moderten die Trümmer der alten Stadt Fiesole.

Das liest sich nun, indem ich meine Beschreibung übersehe, recht angenehm, und die Phantasie eines Dritten, besonders eines solchen, der Hesperiens Gefilde als das Eldorado seiner Hoffnungen betrachtet, wird sich in Entzückungen baden. Allein ein Paar Worte noch mögen mir vergönnt sein. Der Totaleindruck, den die Stadt machte, war allerdings angenehm; ließ man indessen das Auge längere Zeit auf Einzelheiten ruhen, so erreg-

ten vielen rußige Häuser und schwarze Fensterlöcher, so wie der Mangel an rothen Dächern bald ein unbehagliches Gefühl, welches unwillkürlich zu einer Zergliederung der ganzen Gegend führte. Vergebens suchten wir in der grauen Oede der Apenninen den violetten Duft, welcher die grünen Häupter unserer nördlichen Gebirge umhüllt, und wenn sich auch rings bis gegen die Mitte der Berge, so wie im Thale Vegetation zeigte, so blieb doch die Färbung todt, da Italien des lebhaften Grüns unserer Fluren entbehrt. Wie hübsch hatte ich mir den Oelbaum gedacht! Aber gerade der Oelbaum ist es vorzugsweise, der einer italienischen Gegend ein so todtes Ansehen giebt. Er sieht aus, wie unsere Weide, hat in der Regel einen morschen Stamm wie sie, und ein ähnliches Blatt; nur ist die Farbe der Blätter noch grauer, als bei den Weiden, auch erreicht der Oelbaum nicht die Höhe derselben. Man denke sich nun eine Gegend, die, so weit das Auge reicht, mit Weiden bepflanzt ist, und nur hier und da durch das Laub einiger anderer Bäume Schattirung erhält; kann sie wohl Jemand, der an das saftige Hellgrün der nördlichen Fluren gewöhnt ist, schön finden? Ich habe ferner schon gesagt, daß Cypresse und italienische Eiche schwarzgrün aussehen. Auch die Blätter des Feigenbaums haben eine schwarzgrüne Farbe, und wenn man erwägt, daß dieser Baum mit seinen großen handförmigen Blättern und knorrigen Aesten und Stämmen einem Krüppel zu vergleichen ist, so kann er nicht schön sein. Der Maulbeerbaum hat nur, wenn das Laub noch jung

ist, eine lebhaft grüne Farbe. Ein wirklich schöner Baum ist dagegen der edle Kastanienbaum. Seine zierlichen, am Rande fein gezackten Blätter prangen im schönsten, saftigsten Grün; er erreicht eine Höhe von etwa 18 bis 24 Fuß und entfaltet seine Zweige in den anmuthigsten Formen. Allein wo er nicht in großer Menge steht, geht sein liebliches Grün in der Färbung des Ganzen mehr oder weniger unter. Aus dem Angeführten erhellet, daß die Gärten, die wir sahen, im Allgemeinen sich grünlich schwarzgrau darstellten. Der Blick in die Ebene zeigte die schon erwähnte bräunlich grüne Färbung. Statt der reinen krystallhellen Luft Italiens, die so sehr gerühmt wird, sahen wir die Ebene in graugelben Nebel gehüllt, und Wasser, das unumgängliche Erforderniß einer schönen Gegend, fehlte ganz; denn vom Arno war, wenigstens von unserm Standpunkte aus, gar nichts zu sehen. Die Trümmern der kleinen Stadt Fiesole endlich sind unbedeutend, und mit deutschen Burgtrümmern nicht zu vergleichen. Wer unbefangen ist, wird mir nunmehr einräumen müssen, daß mein obiges Urtheil über die Gegend von Florenz begründet ist. Dennoch labte ich mich an ihrem Anblick, mit empfänglichem Gemüth dem Zauber des Fremdartigen mich hingebend. Es ist gewiß und wahrhaftig nur der Reiz des Fremdartigen, der die italienischen Gegenden verschönert. Prüfet Euch, Ihr Enthusiasten, Ihr werdet im Stillen Euch bekennen, daß ich Recht habe! — Ich wiederhole, daß es jetzt hier in Italien noch keinesweges Sommer

ist; man kann also nicht sagen, daß die todte Färbung der Gegenden von schon vorgerückter Jahreszeit herrühre. Wir befinden uns im Gegentheil mitten im italienischen Frühling, denn fast alle Bäume stehen in Blüthe; die Blätter haben, wie man uns versichert, alle ihre frischeste Färbung. —

Noch ehe die Sonne hinabgesunken war, verließen wir die Villa und fuhren nun nach dem Cascine*), dem Prater von Florenz. Am Eingange dieses öffentlichen Parks steht zur Rechten ein freundliches, großes Gesellschaftshaus; vor demselben ist ein freier Platz, auf dem wir mehrere Damen und Herren, in ihren Karossen haltend, in geselliger Unterhaltung mit einander erblickten. Eine Barriere trennte den freien Platz von einer kleinen Kunstwiese, die von den Bäumen des Parks eingeschlossen war und auf welcher Kühe weideten. Rings um den Garten führt ein anmuthiger Fahrweg, der sich auf dem Hinwege bis zur Grenze des Parks eine Viertelstunde weit am rechten Ufer des Arno entlang erstreckt und auf dem Rückwege den Blick auf die mit Landhäusern besäeten unteren Apenninen gestattet. Die Bäume des Parks, Rüstern und italienische Eichen, standen so dicht und waren theilweise mit Schlingpflanzen und Unkraut so üppig durchwachsen, daß sie an mehreren Stellen undurchdringlich erschienen. Sehr häufig bemerkten

---

*) Cascina heißt die Kuhweide, die Melkerei, die Käsekammer. Am besten übersetzt man daher Cascine wohl durch Meierhof oder Schweizerei.

wir hier den Stamm der Bäume bis zu den untersten Zweigen rings in Epheu eingehüllt. Ueberhaupt haben wir dergleichen Schmarotzerpflanzen in Italien viel gesehen. Man läßt sie fortwuchern; ja, der Landbau Italiens ist auf dies System gegründet. Denn wo sich nicht wild eine Schlingpflanze erzeugt hat, rankt man den Weinstock an den in regelmäßiger Entfernung auf den Feldern stehenden Bäumen empor, und säet Mais auf die Zwischenräume. So entzieht der Mais und die Rebe dem Baume einen guten Theil seiner Kraft, und eine natürliche Folge ist, daß sich der Baum nie zu einer Höhe wie in nördlichen Gegenden erheben kann, und daß er in der Regel schwach belaubt ist. Ich habe schon angeführt, daß Italien im Ganzen wenig Bäume hat; diese Bäume sind alle nur klein oder doch nur von sehr mäßiger Höhe, und abgesehen davon, daß die Färbung der Blätter bei den meisten Arten todt erscheint, trägt auch das dürftige Laub dazu bei, eine italienische Gegend öde zu machen. Außer der immergrünen, richtiger immer schwarzen, Eiche, mit länglich runden, gerispeten und vorn zugespitzten schwarzgrünen Blättern, giebt es hier zwar auch die bei uns einheimischen Eichenarten mit helleren und ausgezackten Blättern; allein welch ein klägliches Surrogat sind diese Bäume für die hohen, mächtigen Eichen Deutschlands! — Ihr Blatt ist kleiner, als das unserer Eichen, nicht von so lebhafter Farbe, und die ganze Höhe eines solchen Baums beträgt hier etwa 24 Fuß. Die gerühmte außerordentliche Vegetation Italiens besteht also wohl

nur in Hervorbringung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen? — Doch ich will nicht zu früh urtheilen.

Ganz durchschauert von Frost kamen wir um 9 Uhr, Abends nach Hause. Es ist der 8. Juni, und wir sind in Italien! Jetzt zwar nun erwärmt, peinigt uns das Ungeziefer, welches in den kostbaren Teppichen, die unsere Zimmer zieren, nur noch bequemer nisten kann. Was wird geschehen, wenn wir noch südlicher kommen? Unter dem Teppich befindet sich Estrich; denn alle Zimmer in Italien haben keine Dielen, sondern bestehen aus fest eingefugten Ziegelsteinen, oder aus einem braunen, oder graubraunen oder grauschwarz gesprenkelten und blank polirten Estrich. Theils mag dies zur Kühlung dienen sollen, theils beabsichtigt man aber wohl, sich auf diese Weise gegen das Ungeziefer, welches leicht in den Ritzen der Dielen nistet, einiger Maaßen zu schützen.

Dreizehntes Kapitel.

Gute Manier, den Fremden Waaren aufzudringen. Letzter Besuch der Gallerie zu Florenz. Die Wirthsrechnung. Bedienungszwang. Abreise von Florenz. Die italienische Pinie. St. Caciano. Tavernelle. Poggiboni. Schnelles Fahren der Postillone. Castiglioncello. Glühwürmchen. Siena. I passaporti! Der Gasthof zu den drei Königen. Italienische Volksgesänge; Höllengebrüll. Schlaflose Nacht. Flöhe von Wanzengröße.

Siena, den 9. Juni.

An jedem Morgen, den wir in Florenz zubrachten, fanden wir, sobald wir aus unsern Schlafzimmern in den Saal eintraten, Erzeugnisse des Florentiner Kunstfleißes und der Betriebsamkeit auf einem Tische zur Ansicht und zum Kaufe ausgebreitet. Bald waren es Alabaster- bald Mosaik-, bald Strohwaaren. Die Verkäufer sind gute Freunde des Cameriere, und verstehen, gemeinschaftlich mit demselben, ihre Waaren dem Fremden aufzudringen.

Heute Vormittag besuchten wir in Florenz die Gallerie zum letzten Male. Mit inniger Freude verweilten wir wieder sowohl in der Tribüne, als vor

unserer Magdalene und vor Bandinelli's Kopie des Laokoon. Dann begaben wir uns nach dem Gasthofe zurück, um frühzeitig speisen und dann abreisen zu können. Sehr heitern Sinnes und nun schon an Uebertheuerungen gewöhnt, zahlten wir ohne Aerger dem Wirthe 620 Paoli (etwa 62 Piaster) und außerdem 20 Piaster an Trinkgeld für die Bedienung. Für das Heruntertragen des Koffers und einiger Kleinigkeiten mußte dem Facchino ein Piaster gezahlt werden *)! In Deutschland zahlt man dafür 4 Gr.! — Dann brachte man die Pässe, die längst in Wien vom päpstlichen Nuntius und vom neapolitanischen Gesandten visirt, in Florenz abermals von der Gesandtschaftsbehörde des Kirchenstaates und Neapels hatten besichtigt werden müssen. Da man uns jetzt Geld dafür abforderte, so konnten wir uns die Veranlassung dieser Maaßregel sehr wohl erklären.

Vor der Thür erwarteten uns, statt der geforderten zwei Postpferde, vier Pferde und zwei Postillone. Es war 2 Uhr, als wir Florenz verließen. Wir hatten bis Siena $5\frac{1}{2}$ Post, = also etwa 11 Meilen, zurückzulegen.

Der Weg führte bald über bewachsene Anhöhen, bald durch Thäler, die mit Wein, Mais und Oelbäumen bebaut waren, bald zwischen dürren Hügeln hin, auf denen wir die ersten Pinien sahen. Die

---

*) Selbst wer Bedienung mitbringt, muß sich diesem Zwange unterwerfen.

Pinie (italienische Kiefer) ist durchaus von der deutschen Kiefer verschieden. Sie hat einen langen Stamm und oben viel aufwärts gekrümmte nackte Aeste, die in einem breit abgestumpften Büschel von schwarzgrünen Nadeln zusammenlaufen. Auch sie trägt dazu bei, den Charakter einer italienischen Gegend zu verdüstern, der Landschaft das Ansehen einer unfruchtbaren Einöde zu geben.

Wir berührten St. Casciano, einen Flecken auf der Höhe eines Hügels, Tavernelle, Poggibonzi. Von Tavernelle nach Poggibonzi fuhren wir 2 Meilen in einer kleinen Stunde. Wir saustem im Galopp dahin; bei einer Krümmung des Weges, der über eine schmale Brücke bog, wären wir fast über die niedrige Brustwehr gestürzt. Da die italienischen Postillone stets vom Sattel fahren, so kümmert es sie wenig, ob die Reisenden gerädert werden; sie selbst haben ja nichts zu befürchten. Der Befehl, langsamer zu fahren, fruchtet nicht; sie glauben, der Reisende fürchte sich und fahren in sich kichernd noch schneller. Wollte man sich auf der nächsten Posthalterei beschweren, würde man nur verlacht werden. —

Ungefähr 6 Miglien vor Siena hinter Cagtiglioncello ging es bergab, der Horizont trat nach und nach zurück; aber es war acht Uhr und die Nacht brach so plötzlich herein, daß, als wir in Siena anlangten, es völlig dunkel war, und wir die Lage der Stadt nicht mehr erkennen konnten. Auch heut

erfreuten wir uns des zauberischen Schauspiels der in den Hecken am Wege leuchtenden und in allen Richtungen die Luft durchkreuzenden Glühwürmchen.

Am Thore weckte uns das sich stets wiederholende „i passaporti (die Pässe)!“ aus unsern Träumereien. Wir kamen aus Florenz, der Hauptstadt; allein der Paßzoll mußte ja entrichtet werden! — Wir sind in dem kläglichen Gasthofe zu den drei Königen eingekehrt, in dem man uns zwei elende Schlafzimmer eingeräumt hat. Auf der Straße ist ein unerträglicher Lärm. Von allen Seiten herbei strömen Spaziergänger an unsern Fenstern vorüber und singen im Chorus mit durchdringender Stimme und so unmelodisch, daß ich nicht glauben kann, daß wir uns im Lande der Musik befinden. Jedenfalls klingt der Gesang des gemeinen Volks in Deutschland harmonischer. Unsre deutschen Handwerker singen zwar meistens nur im kräftigen Unisono, aber doch in der Art, daß man die Melodie erkennt; diese italienischen Volksgesänge sind aber völlig ohne Melodie; durchdringende Fisteltöne erschüttern mit der abscheulichsten Disharmonie die Luft. Viel kreischende Weiberstimmen mischen sich in das Gebrüll der Männer. Großer Gott, sind wir denn in Italien? — — —

Es ist ein Uhr Nachts. Noch währt der brüllende Höllengesang, das Lärmen dieser unruhigen Menschen fort. Vergebens habe ich zu schlafen gesucht. Aus dem Fenster sehe ich noch immer Schaaren vorüberziehender Spaziergänger. In den Bet-

ten peinigen Flöhe von Wanzengröße, außerdem droht bei jeder Bewegung das elende Lager zusammen zu brechen. — —

Es ist zwei Uhr. Sparsamer lassen sich jetzt die Sänger hören. Allein völlig ruhig wird's in Italien wohl nie des Nachts. Ich will noch einmal versuchen, ob ich schlafen kann. Ach, wer in der Heimath wäre! —

Vierzehntes Kapitel.

Italienische Dankbarkeit. Bon viaggio. Selbst Wasser kostet in Italien Geld. Italienische Landschaften sind nicht schön. Buonconvento. Untersuchungen über die Klarheit der italienischen Luft. Torrinieri. Die Spelunke Ricorsi. Das Amorraspiel. Das Mittagsmahl zu Ricorsi. Die alte Feste Radicofani. Der toskanische Grenzbeamte. Gebiet vulkanischer Zerstörung. Oede Gegend. Die Bettelmönche. I passaporti! Pontecentino. Die gierigen Douaniers. Sechs Pferde und drei Postillone. Aquapendente. I passaporti! Der schwarze Adler. Die Abendmahlzeit. Die Postillone und die Cameriere zu Aquapendente. Die holde Unbekannte.

Aquapendente, den 10. Juni.

Wir haben heute bis 8 Uhr Abends $8\frac{1}{2}$ Post-, also etwa 17 Meilen, zurückgelegt, und doch erst um 8 Uhr früh Siena verlassen. Die Chausseen sind noch immer vortrefflich, fest und glatt wie Estrich, wenn gleich etwas schmal und ohne Bäume, die Postmeister noch immer auf ihren Vortheil bedacht und bereit, mehr Pferde vorzulegen, als erlaubt. Jetzt fahren wir mit sechs Pferden und drei Postillonen: vive l'italie! Die Postillone fahren nach wie vor außeror-

dentlich schnell, galoppiren die Anhöhen hinauf, und sind und bleiben unzufrieden mit Trinkgeldern, die ein deutscher Postillon für fürstliche Geschenke erachten würde. Nur wenn wir uns entschließen, noch ein zweites kleines Trinkgeld zuzulegen, äußern sie ihre Zufriedenheit durch ein bon viagg' (buon viaggio, glückliche Reise)! Nie aber danken sie, so wie wir überhaupt, den ehrlichen Marco in Venedig ausgenommen, in Italien noch von keinem Menschen ein Wort des Dankes gehört haben. Es ist dies gewiß höchst charakteristisch, und eben so sehr, daß ein Postillon, wenn man seine Habsucht befriedigt hat, nicht „ich danke“ sagt, sondern daß er statt dessen dem Geber eine glückliche Reise wünscht. Ein Paar Mal ließen wir uns heute Trinkwasser in die Flaschen füllen. Auch dafür mußte bezahlt werden. Die kleinste Dienstleistung, welche in Deutschland Jedermann aus Gefälligkeit erzeigt, wird in Italien Gegenstand des Gewinnes. In Pederina, wo wir in peinigender Sonnenhitze heute Mittag einem der Postillone, die uns gefahren hatten, die Wasserflasche herausreichten, um sie im nahen Brunnen zu füllen, verlangte der freche Mensch, dem wir schon sein Trinkgeld gegeben hatten, sofort Bezahlung für diese kleine Mühe, und verließ den Wagen nicht eher, als bis er seinen Willen durchgesetzt hatte. Ueberall gafften uns heut wieder die höhnenden Müßiggänger in's Gesicht; auf jeder Station peinigten uns Schaaren von Vagabunden durch Bettelei.

Je tiefer wir in das Innere Italiens vordringen, je mehr überzeuge ich mich, daß mein Urtheil über Land und Volk vollkommen begründet ist. Auch das Land, als Landschaft betrachtet, ist keinesweges schön. Einzelne Oasen in der Wüste machen die Wüste nicht zu einer reizenden Flur. Der Weg von Siena nach Aquapendente ist, besonders von Buonconvento an, sehr gebirgig. Siena selbst liegt mit seinen Thürmen auf der Höhe eines Berges und in wirklich freundlicher Gegend. Bald aber wird die Gegend kahl und öde. Dann sieht man höchstens noch das erstorbene Grün der Olive, entlaubte Maulbeerbäume und etwas Wein. Wie altes verfallenes Mauerwerk klebt hier und da eine Stadt, ein Flecken, ein Dorf am Felsen oder auf der Höhe eines Berges. Fast alle Ortschaften sind auf Bergspitzen gelegen. Dies ist eigenthümlich, denn in deutschen und nordischen Gebirgsgegenden sind im Gegentheil die Thäler bebaut. Sehr natürlich, im Norden sucht man die gegen Sturm und Wind geschützten wärmeren Thäler; im Süden entflieht man der Hitze in den Thälern, und siedelt sich auf luftigen Höhen an. Welch ein klägliches Bild gewährt eine solche auf der Höhe liegende italienische Ortschaft! — Schwarze verfallene Mauern mit schwarzen viereckigen Löchern, in öder Gegend! — Und unbegreiflicher Weise sieht man aus der Entfernung nie eine Spur von Leben; während im Innern solcher Höhlen im Gegentheil eine im Verhältniß zum

Raum ganz ungewöhnliche Bevölkerung wahrgenommen wird, und selbst im kleinsten Orte ein Lärmen und ein Treiben Statt findet, wovon sich deutsche Kleinstädter keinen Begriff machen können. Die bräunliche Färbung der Gegenden hat zugenommen. Ich aber rechnete darauf, nun bald Orangen und Palmen zu sehen! — Wir sind heute meilenweit über dürre Bergrücken fortgefahren, wo wir keine Spur von Vegetation wahrnahmen, ungeachtet wir uns keinesweges im Hochgebirge befanden.

Heut Mittag hatten wir übrigens Gelegenheit, Betrachtungen über die Klarheit der italienischen Luft anzustellen. Täglich haben wir seit unserer Anwesenheit in diesem Lande uns bemüht, die Luft klarer, als bei uns zu finden. Bis jetzt war es uns nicht möglich gewesen. Heute aber fiel es mir auf, daß die auf öden, schwarzgrauen Anhöhen vielleicht eine Meile von uns gelegenen Ortschaften sich in der Mittagssonne wie mit einem Krystallglase bedeckt, ausnahmen, und daß man, ich möchte sagen, jede Steinfuge zu erkennen im Stande war. Der Aether umfloß alle Gegenstände wie Krystall, es war als zitterte an den Bergen und Häusern ein ätherisches Fluidum. Als wesentlicher Unterschied im Vergleich mit unsern Gegenden stellte sich insbesondere dar, daß gerade zur Mittagszeit, wo bei uns jede Landschaft verliert und wo die Sonne im Spätfrühling und im Sommer ihre Strahlen gewöhnlich in Höhenrauch taucht, alle Gegenstände so ungemein

klar und deutlich hervortreten, wie bei uns an schönen klaren Sommerabenden. Ich machte meine Reisegefährten hierauf aufmerksam; allein alle drei bestritten die Richtigkeit meiner Bemerkung, und fanden ihrerseits, daß auch heute die Luft nicht klarer sei, als bei uns.

Bei Torrinieri, 3 Posten von Siena, passirten wir diejenige Gegend, in welcher zur Rechten Montalcino und zur Linken Montepulciano auf der Höhe des Gebirges gelegen ist. Beide Ortschaften sind durch ihren Wein berühmt. In Ricorsi, einem einzelnen Hause zwischen nackten Bergen, entschlossen wir uns, unsere Mahlzeit einzunehmen, da die Mittagszeit längst vorüber war, die Postillone uns die Trefflichkeit der hier Statt findenden Bewirthung angepriesen hatten und drückende Sonnenhitze uns peinigte. Es war indessen immer noch nicht so heiß, als an jenem Vormittag vor Wien.

Der Eingang des Hauses glich einem Stalle. Die Hausthür führte unmittelbar in die kothige Küche, in welcher mehrere Leute an einer schmutzigen Tafel saßen und Speise verzehrten. Durch einen engen Durchgang zur Linken gelangten wir an eine schmale steinerne Treppe, welche zum zweiten Stockwerk führte. Hier wies man uns ein Paar leidliche mit Backsteinen gepflasterte und zum Empfang von Gästen nothdürftig eingerichtete Stübchen an, in denen es wenigstens kühl war. Eine Stunde verging, be-

vor das Mittagsmahl aufgetragen wurde. Ich sah inzwischen aus dem kleinen Fenster, welches nach der Straße führte, und bemerkte mit Erstaunen, welche Anzahl von Menschen selbst in diesem einzelnen Hause wohnte. Fünf Männer und ein Paar Weiber mit ihren Kindern hatten sich vor dem Hause im Schatten versammelt; die Männer trieben eine wunderliche Beschäftigung. Zwei von ihnen sahen einander starr in die Augen, ihre linke Hand ruhte zusammengekniffen am Leibe, während sie die rechte mehrmals hinter einander zu gleicher Zeit vor sich auswarfen und sich einen, oder mehr oder weniger Finger derselben entgegenstreckten, wobei Jeder von ihnen mit lauter Stimme eine Zahl ausrief. Die drei andern Männer sahen aufmerksam zu. Es war ein Spiel, das merkte ich wohl. Wenn Einer der Spielenden verloren hatte, so trat ein Anderer von den Zuschauern an seine Stelle. Zuweilen geriethen die beiden Spielenden in solchen Eifer, daß ihre Augen flammten und ich jeden Augenblick befürchtete, daß die ausgeworfene Hand des Einen den Andern ergreifen und mißhandeln würde. Wir erkundigten uns und hörten, daß dies das Amorra- (alla morra) oder Lieblingsspiel des gemeinen Volks in Italien sei. Die Theilnehmer einigen sich über den Gegenstand des Spiels, der eine Flasche Wein, oder ein Stück Geld oder dergl. zu sein pflegt, und über die Zahl der Points. Dann sehen sie einander scharf in die Augen, nicht aber auf die Hände, und rufen nun willkürlich eine

Zahl (die sich jedoch nicht über zehn erstrecken darf, weil an zweien Händen nur zehn Finger befindlich sind), wobei sie gleichzeitig eine willkürliche Anzahl von Fingern der ausgeworfenen Hand ausstrecken. Trifft nun die Zahl der Finger beider einander entgegengestreckten Hände mit der in demselben Augenblick von einem der Spieler ausgerufenen Zahl zusammen, so hat derjenige, der die Zahl der Finger auf diese Weise zufällig errieth, einen Point gewonnen. Das Spiel ist wirklich unterhaltend; besonders ergötzlich aber war es uns, diese lebhaften Südländer damit beschäftigt zu sehen.

Ein junges, leidliches Mädchen, also, hier abweichend von der Regel, kein Cameriere, trug uns endlich das Essen auf. Es war eine entsetzliche Zumuthung, davon zu genießen. Dünne elende Brühe, die man durch multrige Fadennudeln und schlechten Käse pikant zu machen gesucht hatte, zähe, frischgeschlachtete Hühner, deren Magen und Lebern als ein besonderes Gericht in Oel gesotten waren, und der schon erwähnte abscheuliche Knorpel mit Sauce von Rothwein, Oel und englischem Gewürz, so wie saure Semmel, dies war die Götterspeise, mit der man uns für die Kleinigkeit von 1 Piaster für den Mann, zu Ricorsi erquickte. Um nicht zu hungern, ließen wir uns noch frische Eier kochen, die in Gemeinschaft mit dem trefflichen Wein, den man uns hier und zwar ächt italienisch in einer mit Binsen umflochtenen Bauchflasche, mit langem, oben abge-

brochenem und mit einem Weinblatte verstopftem Halse vorsetzte, uns einiger Maaßen entschädigte. Auch hatte ich von Siena ein wenig bessere, d. h. etwas weniger saure, Semmel mitgenommen, und da ich genügsam bin, so war ich zufrieden. Das, was wir in Deutschland Brot nennen, haben wir in Italien noch nicht gesehen. Der Wein aber war Montepulciano, von dem der Dichter Redi singt:

Monte pulcian, che d'ogni vino è il re,
(Montepulcian, der König aller Weine ist!)

Nachmittags gelangten wir zuerst nach Radicofani, einer alten Feste auf dem Gipfel eines weit hinschauenden Berges. Schon in Ricorsi sahen wir das alte Gemäuer vor uns am Horizonte liegen. Wir fuhren fortwährend bergan und kamen auf der rechten Seite dicht unter der Festung vorbei. Der Abhang des Gipfels unter den Mauern war hier in wilder Unordnung mit schwärzlichen Stein- und Felsenklumpen bedeckt, die unverkennbar vulkanischen Ursprungs sind. Einige Häuser weiter unten am Fuße des Berges bilden den Flecken Radicofani, wo sich die toskanische Grenzwache und Douane befinden. Wir wurden hier sehr lange aufgehalten. Ich mußte absteigen und der Grenzbeamte unterhielt sich mit mir ungemein freundlich. Er theilte mir mit, daß erst vor Kurzem ein Preuße, den er einen sehr lieben Mann nannte, hier durchgegangen sei, und hatte so lange zu erzählen, bis ich die Gebühren für die Visirung unserer Pässe, da ein halber Piaster seine uns auf-

haltende Geschwätzigkeit nicht enden wollte, verdrießlich um einen ganzen Piaster vermehrte. Kaum sah der treffliche Beamte den Piaster, als seine Beredsamkeit versiegte, und er mit einem bon' viaggio mich entließ.

Von Radicofani bis Pontecentino geht der Weg über ein weites Gebiet vulkanischer Zerstörung. So weit man sieht, erstrecken sich nach allen Richtungen hin die furchtbar zerrissenen, langen, röthlich grauen, flachen Rücken der Berge, auf deren Höhe man dahin fährt. Hier ist keine Spur von Vegetation; von allen Seiten gähnen furchtbare Schründe entgegen; zuweilen fuhren wir blitzschnell an tiefen Abgründen vorüber. Bald schien es uns, als seien wir von aller Welt völlig abgeschieden, so öde ist diese Gegend, die gleichwohl als Schöpfung einer furchtbaren Naturkraft und durch die weite Ausbreitung dieser Zerreißungen ein romantisches Gemüth tief ergreifen muß. Und als uns nun plötzlich auf der Landstraße ein Paar Bettelmönche entgegen kamen, die einzigen Wesen, welche außer uns, die Einsamkeit der Natur störten, war es wieder der Reiz des Fremdartigen, der Gewalt über uns übte, und gern gaben wir diesem Eindrucke uns hin. Ohne daß sie uns ansprachen, erhielten die Mönche ein Almosen; unfehlbar nahmen sie uns für rechtgläubige Christen. Verwunderungsvoll und segnend blickten sie noch lange dem Wagen nach, der doch nur arge Ketzer barg. Der Weg führte unablässig Berg ab. Sehr bald sa-

hen wir Pontecentino, ein Dorf wie in einen Abgrund eingeengt, vor uns liegen. Hier hieß es abermals „i passaporti;“ außerdem stürzten die päpstlichen Douaniers zitternd vor Geldgier herbei, wir zogen die Geldbeutel, verstreuten nach allen Seiten Paolis und Piaster, und glaubten bereits alle Unannehmlichkeiten überstanden zu haben, als wir mit Schrecken bemerkten, daß uns sechs Postpferde vorgelegt wurden und drei Postillone sich in die Sättel schwangen. Nach unbeschreiblichem Aerger mit der Stalliere und dem Posthalter mußten wir uns abermals der Willkür unterwerfen.

Allmälig erhob sich der Weg wieder und vor Aquapendente, welches wie eine große Ruine malerisch auf einem hohen Berge zwischen Felsen- und Baum-Gruppen gelegen ist, begriffen wir, weshalb uns sechs Pferde aufgedrungen worden waren, weil wir hier eine steile Höhe zu erklimmen hatten. In den steyerschen Alpen waren wir aber noch viel steilere und größere Berge mit zwei Pferden hinaufgefahren. Es begann zu dunkeln. Der Abend war schön und milde; abermals leuchteten die Glühwürmchen. Allein der Himmel sah aus wie — bei uns. „I passaporti!“ war das Erste, was man uns an den Thoren von Aquapendente, einem elenden Städtchen, entgegenrief. Ich protestirte mit der Bemerkung, wir hätten ja eben erst an der Grenze unsere Pässe vorzeigen müssen. Allein man achtete hierauf nicht, und wir mußten die Pässe abgeben, welche

offenbar nur deshalb eingetragen wurden, um uns dafür Geld abnehmen zu können.

Wir stiegen darauf im aquila nera (schwarzen Adler) ab, wo alsbald der Wirth die Pässe zum dritten Mal forderte, um sie bei der Polizei visiren zu lassen und uns dieselben später gegen Entrichtung von zwei Paoli für jeden einzelnen Paß und eines Trinkgeldes für den Besorger zurück gab. Auf diese Weise hatten uns die Pässe in einem Zeitraum von 3 Stunden ungefähr 5 Thaler in preußischem Gelde gekostet! —

Kaum angekommen, wurden wir mit den zudringlichsten Fragen gequält, was wir zur Abendmahlzeit beföhlen; ungeachtet wir bereits erklärt hatten, daß wir nur vier Teller Suppe und zwei Portionen Braten zu haben wünschten. Man hätte uns am liebsten bis Mitternacht warten lassen und uns dann die in Italien üblichen Gänge, oder 13 Schüsseln vorgesetzt. Wir wiederholten sehr bestimmt, daß wir nur 2 Portionen Braten und 4 Portionen Suppe erwarteten; worauf uns der Cameriere, ein langer, widerlicher Gesell, sogleich höhnische und verächtliche Blicke zuwarf. Dies geringschätzende Benehmen vermehrte sich noch, als jetzt einer unserer Postillone in's Zimmer trat und wir demselben erklärten, daß er nur dann mit seinen Kameraden auf ein vorzügliches Trinkgeld rechnen könne, wenn er Sorge trüge, daß wir morgen früh nur 3 Pferde erhielten, wie dies reglementsmäßig sei, und daß wir bis dahin nur das

Fixum der Taxe zahlen würden. Wir haben nämlich bemerkt, daß das Vorlegen einer größern oder kleinern Anzahl von Pferden hauptsächlich von dem Willen der Postillone abhängt. Der Postillon nahm die Taxe in Empfang und versprach, sich entfernend, unsere Wünsche zu erfüllen. Inzwischen deckte der Cameriere den Tisch und setzte zwei Bauchflaschen mit Wein auf. Diese Art und Weise, den Fremden zu Ausgaben gleichsam zu zwingen, empörte uns, und wir erklärten ihm, indem wir ihm eine Flasche zurückgaben, wir hätten gar keinen Wein verlangt, jedenfalls genüge eine Flasche. Er setzte dieselbe sogleich wieder auf den Tisch und antwortete noch höhnischer: „Das bleibt sich gleich, Sie mögen trinken oder nicht!“ Gewiß dachte er: das sind einmal erbärmliche, deutsche Lumpe! —

Nach einer Weile kam der Postillon zurück. Er versicherte, daß er Alles unsern Wünschen gemäß eingerichtet habe, und verlangte nun für sich und seine beiden Kameraden das größere Trinkgeld. Wir erklärten ihm, daß er dies nicht eher erhalten könne, als morgen früh, falls wir dann wirklich nur drei Pferde vor unserm Wagen sehen würden. Nun begann ein Hin- und Herreden, ein lästiges Drängen und Quälen; endlich äußerte er, daß er noch heut mit seinen Kameraden nach Pontecentino zurück müsse, und um nur endlich Ruhe zu haben, zahlten wir ihm noch 2 Piaster. Kaum hatte der Postillon sie eingestrichen, als er für seine Bemühungen beim Postmeister,

noch ein besonderes Trinkgeld forderte! Ein Jähzorniger würde einem so frechen Menschen das Erste, Beste gegen den Kopf geworfen haben. Wir unterdrückten den Ausbruch des Zornes, und warfen ihm, um nur endlich Ruhe zu gewinnen, im Gegentheil noch ein Geldstück hin. Ich genoß dann nur ein Paar Löffel Suppe, da mir Aerger die Kehle zuschnürte.

Während ich jetzt an meinem Tagebuche arbeite, hören wir unserer Wohnung gegenüber auf einem total verstimmten, schlechten Fortepiano phantasiren. Ich erwähne dessen, weil es das erste Mal ist, daß ich in Italien ein Fortepiano spielen höre. Man sagt mir, eine Dame spiele. O holde, italienische Unbekannte, wie ergreifen Ihre Disharmonien mein Herz! Wie sehne ich mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nacht in Aquapendente. Das englische Frühstück. Die Wirthsrechnung. Der spitzbübische Cameriere. Die Sanskülotten zu Aquapendente. St. Lorenzo nuovo und rovinato. Der Bolsenasee. Ein italienischer Wald. Montesiascone. Viterbo. Der Kräutermarkt daselbst. Die päpstliche Wachtparade. Sechs Pferde und drei Postillone. Kampf mit dem Stalliere. Politik der italienischen Postillone. Die Gegend duftet. Imposta. Freie Aussicht auf der Höhe. Der Lago di Vico. Ronciglione. Eintritt in die wüste Campagna di Roma. Monterosi. Die alte kassische Straße. Baccano. Anblick von Rom. La Storta. Die Reisenden fahren im Galopp nach Rom. Porta del popolo. Der alte Enthusiasmus kehrt wieder. Bescheidenheit römischer Mauthbeamten. Das Hôtel de Paris, bei Martignoni.

Rom, den 11. Juni.

Wir sind in Rom! Die Königin der Städte schließt uns in ihre Arme! Unbeschreiblich ist meine Freude. Endlich werden sich unsre Erwartungen erfüllen! Endlich werden wir Entschädigung finden für alle Widerwärtigkeiten, die uns Italien bereitet. Was haben wir heute wieder gelitten! —

Aquapendente, Dein Name bringt fieberisches Zucken in mir, in uns Allen hervor. Eine Nacht, wie die vergangene, habe ich noch nicht erlebt. Unser Lager in Siena war köstlich gegen das in Aquapendente. Die hölzernen Bettstellen knackten in ihren Fugen und wankten hin und her, und zu den Schaaren von Flöhen, welche in der Matratze und den Decken nisteten, gesellten sich noch hungrige Wanzen von ungewöhnlicher Größe. Ueberdies war es schwül in den Stuben und das Lager so wie die Wulst unter dem Kopfe so hart, daß uns alle Glieder schmerzten. Als sei es Hohn über unsre Leiden fuhr die Dame uns gegenüber fort, lustig zu musiciren und unsre Ohren noch durch die Dissonanzen der verstimmten Saiten zu mißhandeln. Wir konnten kein Auge schließen, und verließen um 6 Uhr Morgens, nach vergeblichen Anstrengungen, in Schweiß gebadet, zerbissen, zerstochen, zerkratzt und gelähmt das abscheuliche Lager. Wir verlangten eiligst das Frühstück und die Postpferde; in der freien Luft und Morgenkühlung gedachten wir uns wieder zu erquicken. Erst nach einer Stunde brachte man den Kaffee; einige Klumpen gebackenen Sauerteigs vertraten die Stelle des Brotes und der Semmel. Glücklicher Weise setzte man uns, was auch in Florenz und Siena geschehen war, noch weiche Eier nach dem Kaffee vor, eine Sitte, die durch die reisenden Engländer in Italien eingeführt ist.

Endlich konnten wir abreisen. Wir forderten die Rechnung und trauten kaum unsern Augen, als wir 9

Scudi (also fast 13 Thaler*)) angesetzt fanden. Dafür hatten wir 4 Betten, 4 Portionen Suppe, 2 Portionen zähen frischgeschlachteten Huhns, einen Teller voll fauler Kirschen, 4 Portionen Kaffee mit Semmel und 8 Eier gehabt. Der Wein war nur berührt worden, kostet auch hier nur so viel, wie etwa eine Flasche Bier in Deutschland. Wir bezahlten, denn wo hätten wir Klage anbringen können! Seit jenem Vorfall mit der Polizei in Pianoro hatten wir die Lust verloren, den Schutz italienischer Behörden in Anspruch zu nehmen.

Einer von uns, der die Kasse führte, gab nun dem Cameriere 4 Napoleonsd'or zum Wechseln; gleichzeitig trug er ihm auf, ein Dutzend Apfelsinen holen zu lassen, um sie zur Stillung des Durstes mitnehmen zu können. Während der Cameriere sich zu diesem Behufe entfernt hatte, stiegen wir in den Wagen, vor dem wir, wie zu erwarten war, nicht 3 Pferde, aber auch zur Ehre des Postmeisters in Aquapendente sei es gesagt, nicht 6, sondern 4 Pferde und 2 Postillone erblickten. Der Cameriere kam zurück, brachte die Apfelsinen und zahlte unserm Kassenführer das für die Napoleonsd'or eingewechselte Silbergeld, in die Hände. Unser Reisegefährte forderte den Cameriere auf, sich das Geld für die Apfelsinen (die beiläufig gesagt, nicht etwa in Aquapendente gewachsen

*) 1 Scudo à 100 Bajochi in preußischem Cour. 1 Thlr. 12 Sgr. 9½ Pf.

waren, denn auch dort giebt es noch keine Orangengärten) gleich abzuziehen. Dies geschah, und da wir, aufgebracht über die uns widerfahrene Behandlung, dem Cameriere kein Trinkgeld zahlen wollten, so machten wir Miene fortzufahren. Plötzlich rief nun der Cameriere: „Die Apfelsinen sind noch nicht bezahlt!“ Wir wandten befremdet ein, daß er sie ja abgezogen habe. Er bestritt dies, und um keine Weitläufigkeiten zu haben, bezahlten wir ihm die Apfelsinen noch einmal, befahlen aber nun ärgerlich den Postillonen, zuzufahren. Der Cameriere sah kaum, daß der Wagen anrückte, und daß er kein Trinkgeld erhalten sollte, als er bebend vor Wuth ausrief: e niente per il cameriere? (und Nichts für den Kammerdiener?) — Wir warfen ihm jetzt 2 Paoli zu. Die Geringfügigkeit dieser Summe vermehrte die Wuth des Italieners; der Wagen fuhr ab; eine Sekunde lang stand der Kerl sprachlos; — er sah, daß wir ihm in der nächsten Minute aus den Augen sein würden; — der Augenblick drängte; — seine Bosheit sann und fand blitzschnell ein Mittel sich zu rächen und uns zu prellen. — „Halt, halt,“ rief er uns nach, und der versammelte Pöbel-Haufen, der Zeuge des ganzen Vorfalls gewesen war, begann sich mit ihm in Lauf zu setzen, „halt, Sie haben einen Napoleon zu viel bekommen!“ „„Einen Napoleon zu viel,““ brüllte die Menge, „„haltet den Wagen!““ Wir hielten, oder richtiger die Postillone hielten; denn diese Nation lebt, wie ich mich immer

mehr überzeuge, in stillschweigender Verbrüderung gegen Alles, was Fremder heißt. Der Cameriere forderte jetzt mit flammenden Augen einen Napoleon-d'or zurück. Er war so wüthend, daß ihm fast die Stimme versagte. Rings um uns Vagabonden und Sanskülotten mit wilden drohenden Mienen! Jeder Aufenthalt mußte uns verhaßt sein; wir wollten heut noch nach Rom. Einwendungen waren vergebens. Der Kerl versicherte, sich versehen zu haben; und — ein Napoleon glitt in die Tasche des triumphirenden Betrügers! — Dahin sauste nun der Wagen durch die Straßen, und lautes Hohngelächter schallte hinter uns her.

Das aber war Aquapendente, eine Stadt, welche in den hesperischen Gefilden liegt.

Eine Stunde lang drehte sich unser Gespräch lebhaft um die uns widerfahrne Betrügerei. Der Weg führte durch eine angebaute Ebene, die sich der Höhe Aquapendente's anschließt. In der Nähe der ersten Station St. Lorenzo nuovo sahen wir hier und da in den Seitenwänden der Hügel von Tuff kleine Höhlen, die den Hirten als Zufluchtsort dienen mögen. Nachdem wir wieder bergan gestiegen waren, gelangten wir auf die Spitze des Hügels, auf dem St. Lorenzo liegt, ein neugebautes Städtchen in Form eines Vierecks, welches einen großen Platz einschließt, von dem wir vor uns in der Ebene den hellblauen Spiegel des Bolsenasees erblickten. Während wir den Bergrücken hinabfuhren, zeigte sich uns, zum er-

sten Mal in Italien, ein fast vaterländisches Bild. Der Bolsenasee hat 7 Meilen im Umfange, und ist rings von Basalthügeln umgeben, welche mit frisch grünem Laubholz bekränzt sind. In dem See, der ein versunkener Krater sein soll, liegen zwei Inselchen, deren eins sich wie ein kleiner Berg aus den Wellen emporhebt. Der Charakter der Gegend am See hat durchaus nichts Italienisches; nur die räucherigen Ortschaften, welche hier und da sichtbar sind, erinnern, und zwar auf unangenehme Art, an Italien. Am Fuße der Bergkette liegen im Laubgebüsch die Ruinen des alten Fleckens St. Lorenzo, jetzt St. Lorenzo rovinato genannt, weil die freundliche Gegend hier so ungesund ist, daß der Flecken zerstört werden mußte! —

Hinter St. Lorenzo rovinato erreichten wir das Ufer des Sees, der von keinem Lüftchen bewegt, krystallhell vor uns lag. Wir fuhren am Fuße der Hügelkette fort, während wir den See zur Rechten behielten. Bald erreichten wir das Dorf Bolsena, von dem der See seinen Namen hat, ein elender Steinhaufen, Ueberbleibsel des alten Bulsinium, einst eine der vorzüglichsten Städte Hetruriens. Allmälig erhebt sich der Weg und führt durch ein Eichwäldchen nach Montefiascone, welches, wie eine große, mit Kuppeln versehene Kirche, auf der Höhe eines Berges liegt, und früher auch wahrscheinlich nur ein großes Kloster gewesen ist. Ich erwähne des Wäldchens darum, weil unser italienisches Reisetaschenbuch als

eine Merkwürdigkeit dieser Gegenden berichtet, es liege hier ein dichter Wald, dessen Bäume durch ihr Alter Ehrfurcht einflößten. Was doch die Leute hier für Begriffe von einem Walde haben! — Wälder, in unserm Sinne, giebt es, so weit wir in Italien gekommen sind, gar nicht. Stehen etliche hundert kleiner laubloser Bäumchen in weiten Zwischenräumen von einander auf einem Hügel, so nennen es die Italiener Wald. Die Bäume, die wir hier sahen, standen ebenfalls sehr weit aus einander und waren ungeachtet ihres Alters nur mäßig hoch und mit wenigem Laub bedeckt.

In Montefiascone trat der Posthalter an unsern Wagen und kredenzte uns trefflichen Muskatwein der dortigen Gegend. Gleichzeitig bat er uns dringend, zu Viterbo in dem Wirthshause einzukehren, welches ihm gehöre. Wir hatten kein Vertrauen, und antworteten, daß wir schon einem andern Gasthofe empfohlen wären. Mit unangenehmster Zudringlichkeit wiederholte der Mann sein Gesuch, und rannte, als die Pferde gewechselt worden waren, mehrere hundert Schritte neben dem Wagen her, indem er nicht aufhörte, die Vortrefflichkeit seines Gasthofes anzupreisen. Endlich versprachen wir, seine Bitte zu erfüllen.

Der Weg von Montefiascone nach Viterbo führt durch eine traurige Gegend, überall sieht man Spuren vulkanischer Gewalt. Zur Zeit brennender Mittagshitze kamen wir in Viterbo an. Nachdem uns das

wohl bekannte „i passaporti“ entgegengebrüllt war und unser Geldbeutel geklungen hatte, kehrten wir im Albergo reale des Posthalters zu Montefiascone ein, wo wir wirklich eine gute Bewirthung fanden und auch nicht übertheuert wurden. Insbesondere erhielten wir treffliche Kirschen. Viterbo ist ein eng gebauter, räucheriger Steinhaufen, in dem gegen 12,000 Menschen leben. Die Stadt liegt am Fuße des Berges Ciminus. Wie gewöhnlich sahen wir schmutzige Handwerke in den Straßen treiben, in denen ausgespannte Leinwand gegen die Sonnenstrahlen Schutz gewährte. Unser Gasthof lag an einem kleinen viereckigen Winkel, der mit dem Namen Kräutermarkt beehrt wird. Da das Pflaster der ganzen Stadt und also auch des Marktes aus großen, breiten, behauenen Lavasteinen besteht, so würde e i n Besen diesen kleinen Platz in Zeit einer Viertelstunde haben vollkommen reinigen können; allein Koth und Unflath, so wie faulende Ueberreste der Küchengemüse, die hier verkauft werden, scheinen seit Jahren diese breiten Steine zu bedecken. Die umliegenden Wohnungen der Menschen gleichen eher Räuberhöhlen, als den Wohnungen civilisirter Menschen. Wir blickten mit der Empfindung des Eckels auf die Straße herab, in der sich nur Gesindel zeigte. Plötzlich ertönte aus der Entfernung kriegerische Musik, die sich näherte, und bald darauf zogen päpstliche Truppen, wahrscheinlich die Wachtparade, an unsern Fenstern vorüber. Es waren etwa 30 Mann, zwölf oder sechszehn Hautboi-

sten an der Spitze, die eine schlechte Janitscharmusik machten. Man schien es mit der militairischen Ordnung nicht sehr genau zu nehmen: die Leute gingen gemächlich spazieren. Einige der Hautboisten trugen gar keine Uniform, sondern ihre bürgerlichen Kleider und einen runden Hut, was sich höchst possirlich ausnahm, und worüber wir herzlich lachen mußten.

Das Lachen sollte uns aber bald wieder vergehen. Drei Postpferde waren bestellt. Wir standen auf dem mit Schmutz und Spinnegeweben gezierten, ruinhaften Balkon des Hauses, und sahen, daß ein Postillon mit zwei Pferden die Straße heraufkam und dieselben vor unsern Wagen legte. Sollte es möglich sein? fragten wir einander leise. Kaum hatten wir indessen dem thörichten Gedanken Raum gegeben, mit zwei Postpferden in den päpstlichen Staaten fahren zu können, als wir abermals Getrappel in der Straße vernahmen und nicht zwei, sondern noch vier Pferde und ein zweiter und dritter Postillon sichtbar wurden, welche sogleich anschirrten. Wir protestirten mit lauter Stimme vom Balkon herab gegen diesen neuen Akt der Willkühr, befahlen zwei Pferde abzunehmen und uns das Postreglement vorzulegen. Erst nach mancherlei Einwendungen versprach der Stalliere es zu holen und entfernte sich. Der Cameriere des Gasthofes deckte gerade den Tisch ab, und wir konnten uns nicht enthalten, gegen ihn die bittersten Bemerkungen über die Behandlung, die den Fremden in Italien und insbesondere in den päpstlichen Staa-

ten widerfahre, auszustoßen. Er gab uns vollkommen Recht, und erzählte uns, daß von allen Fremden ohne Ausnahme gleiche Klage über die schlechte Verwaltung des Kirchenstaats geführt werde.

Es verging eine Viertelstunde nach der andern; das Reglement kam nicht, die Pferde blieben vorgeschirrt. Eine Menge widrigen Pöbels harrte gaffend auf den Erfolg unserer Weigerung. Um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, setzten wir uns endlich in den Wagen. Als die Pferde anzogen, erschien plötzlich der Postmeister mit dem Reglement. Man hatte sehr richtig kalkulirt, daß wir nun, im Abfahren begriffen, schwerlich noch Einwendungen machen würden. Ich sah flüchtig die mir vorgezeigte Stelle nach, welche von einem schwer bepackten Reisewagen sprach, fand aber alsbald eine andere, die auf uns anzuwenden war. Ich äußerte dies; natürlich ging es nun an's Streiten, und um nicht unsern Aerger nutzlos zu vermehren, schrien wir den Postillonen ein avanti (vorwärts) zu, was sie sich nicht zwei Mal sagen ließen.

Der Weg führte bis zur nächsten Station (Imposta) unaufhörlich bergan. Als die Hauptthöhe erreicht war, wurden die beiden vordersten Pferde abgeschirrt und nach Viterbo zurückgesandt. Ich habe seither anzuführen vergessen, daß auf diese Weise in ganz Italien verfahren wird, daß in der Regel da, wo die Berge auf der Station aufhören, wenn 4 Pferde gegeben worden sind, zwei, und wenn man

mit 3 Pferden fährt, ein Pferd abgespannt und zurückgeschickt werden, daß der Reisende aber nichts desto weniger für die ganze Station die Zahl der Pferde, mit der er ausgefahren ist, bezahlen muß. Eben so verlangt der Postillon, der die Pferde zurückführt, sein volles Trinkgeld.

Auf dem Wege von Viterbo nach Imposta, einem einzeln stehenden Posthause auf der Höhe des Gebirges, sahen wir weit und breit zu beiden Seiten der trefflichen Chaussee Ginster-Gesträuch mit seinen gelben Blüthen, die den lieblichsten Duft aushauchten, und als wir höher stiegen, erfreute uns der Anblick edler Kastanienbäume und kleiner Eichen. Zu Imposta erhielten wir wieder 4 Postpferde. Hinter diesem Posthause gestattete uns bald darauf eine freie Höhe einen unermeßlichen Blick in die Ferne. Rings um uns erhoben sich, besonders zur Linken, die Apenninen mit ihren Verzweigungen, beleuchtet von der Nachmittagssonne, welche das röthliche Grau der Berge an einzelnen Stellen mit goldenem Glanz bedeckte. Sie lagen so fern, daß sie nur schwach, aber auch so nahe, daß sie deutlich genug wie zart getuscht gegen den blauen Himmel abstachen. Dicht vor uns blickten einzelne Landhäuser zwischen Pinien hervor. Als die näher liegenden Gebirge den Gesichtskreis wieder beschränkt hatten, fuhren wir an dem reizenden Lago di Vico (sonst Lago di Cimino) vorbei, der etwa $\frac{3}{4}$ Meilen im Umfange hat. Endlich gelangt man zu einem alten Triumphbogen und dann

sofort nach Ronciglione, einem Städtchen von Tuffstein erbaut, mit einer Citadelle. In der Straße, in der wir hielten, war lebhaftes Treiben; vor den Kaffeehäusern sahen wir die halbe Bevölkerung unter leinenen Schattengängen versammelt. Man trat an unsern Wagen heran und verkaufte uns Limonade, die uns, da es warm war, sehr erquickte.

Hinter Ronciglione beginnt — das reizende Hesperien mit seiner gerühmten üppigen Vegetation? — nein, die 30 Meilen lange und 15 Meilen breite wüste Ebene, welche Campagna di Roma genannt wird. Zwischen Monterosi, Baccano und la Storta war die Chaussee erbärmlich. Wir hörten, daß wir auf der alten Via Cassia fuhren. Auf der Höhe hinter Baccano erblickten wir mit einer Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, das noch 4 Meilen entfernte Rom. Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen über die weite Campagna und erleuchtete die fernen Häuser, die sich auf dem grauröthlichen Hintergrunde der Berge, welche jenseit der Stadt den Horizont begrenzten, wie helle Punkte ausnahmen. Zur Rechten der Stadt, die übrigens sehr winzig aussah und einen sehr kleinen Raum einnahm, erhob sich ziemlich undeutlich eine einzelne graue Kuppel. „Das ist St. Peter!“ rief, auf dieselbe zeigend, einer unser Postillone mit freudiger Stimme. Von Baccano nach Rom führt die Straße bergab. Es war fast acht Uhr Abends, als wir la Storta, die letzte Station, ebenfalls nur aus ein Paar Häusern

bestehend, erreichten, und wir versprachen den Postillonen ein gutes Trinkgeld, wenn sie uns so schnell als möglich nach Rom brächten, um beim Einfahren in die Stadt noch etwas sehen zu können. Und wir legten die beiden Meilen, die wir noch von derselben entfernt waren, den fast viertelstündigen Aufenthalt an der das Stadtgebiet begrenzenden Barriere mit eingerechnet, in drei Viertelstunden zurück! — Wir fuhren unablässig gestreckten Galopp, so daß uns oft das Athmen erschwert wurde. Die Gegend war öde und unkultivirt. An der Barriere wurden die Pässe abgefordert und gegen Ertheilung einer Empfangsbescheinigung mit der Bemerkung behalten, daß wir uns auf der Polizei zu gestellen hätten. Diese Bescheinigung kostete, wie nicht zu zweifeln ist — Geld; doch mehr noch die Douane. Nun aber flogen wir der Stadt zu, an Nero's Grabmal vorüber, und erreichten bald Ponte molle, eine schöne Brücke, welche über die Tiber führt. Von da leitete eine lange, lange Straße, die von Gartenhäusern in einem Thale zwischen den Bergen Pincianus und Marius gebildet wird, nach der Porta del popolo. Es war noch nothdürftig hell, und mit Bewunderung und Entzücken betrachteten wir, als der Wagen am Thore innerhalb der Stadt hielt, den herrlichen Platz, der hier am Thore gelegen ist, die berühmte Piazza del popolo. Drei lange Straßen führen durch 2 mit Kuppeln bedeckte Kirchen von einander geschieden, nach der Stadt; die herrlichsten Gebäude erheben sich an bei-

den Seiten des Platzes, der in der Mitte mit einem Obelisken und rechts und links mit schönen Springbrunnen geziert ist. Tief ergriffen von diesem großartigen Bilde riefen wir aus: Ja, Rom ist herrlich, entspricht jeder Erwartung!

Aus diesem Traum des Entzückens weckte uns bald die Stimme des Mauthbeamten. Wir versicherten der Wahrheit gemäß, daß wir so eben an der Barriere den Mauthzoll entrichtet hätten, und nichts Mauthbares bei uns führten. Dies half aber nichts; er machte Anstalten, uns zu visitiren, und um dem damit verbundenen lästigen Aufenthalt zu entgehen, drückte ihm Einer von uns 1 Scudo in die Hand. Mit der größten Frechheit zeigte er den Scudo einem zweiten Beamten, der inzwischen hervorgetreten war, und fragte ihn mit lauter Stimme, ob er damit zufrieden sei. Dieser verneinte; wir gaben daher den zweiten Scudo, und nun erhielten wir die Erlaubniß weiter zu fahren. Um aber den Schein zu beobachten, erklärte der moderne Römer, er werde uns einen Beamten in den Gasthof nachschicken und hier unsere Sachen untersuchen lassen.

Wir sind indessen nun zwei Stunden hier, und noch ist Niemand erschienen. Wir logiren dicht an der Piazza del popolo im Hotel de Paris bei Martignoni, und haben heute 20 Meilen zurückgelegt.

Sechzehntes Kapitel.

Der Enthusiasmus der Reisenden ist schnell wieder abgekühlt. Beschreibung der Stadt Rom. Der Corso. Die Straßen Roms. Flöhe. Philipp, der Cicerone, genannt Mossiou. Fontaine von Trevi. Colonna Antonina und Colonna Trajana. Engelsbrücke und Engelsburg. Der Vatikan und die Peterskirche. Die Orangenwälder Roms. Das Kapitol. Gefängnisse. Der tarpejische Felsen. Das Mamertino-Gefängniß. Das Kuhfeld, einst forum Romanum. Der Triumphbogen des Titus. Das Koliseum. Roms Hügel. Der Triumphbogen des Konstantin. Spazierfahrt auf dem Corso. Dünkel der Italiener, veranlaßt durch die Thorheit der Reisenden.

Rom, am 12. Juni.

Mit Verlegenheit nehme ich die Feder zur Hand, um über unser heutiges Tagewerk zu berichten. „Rom ist herrlich und entspricht jeder Erwartung!“ riefen wir gestern in der Begeisterung, zu der die Großthaten der Vergangenheit, welche das alte Rom verherrlichten, nothwendig hinreißen müssen, und das Dunkel des Abends hüllte uns in den farbigen Schleier der Täuschung. Ach, auch in Rom haben

wir uns betrogen! Wir haben das Wunderwerk der Peterskirche gesehen; es vermag uns nicht zu entschädigen. Heute Nachmittag besahen wir die Stadt. Die Piazza del popolo, die schon gestern Abend unsere Aufmerksamkeit erregte, ist wirklich schön. Die Gebäude der nächsten Umgebung; die Fontaine; der ohne Piedestal 44 Fuß hohe Obelisk aus dem Sonnentempel zu Heliopolis, von August nach Rom gebracht; die beiden Kirchen Santa Maria di monte santo zur Linken, und Santa Maria de' miracoli zur Rechten, beide von fast gleicher Architektur; die drei langen Straßen, welche vom Platze aus in die Stadt führen, und deren mittelste, zwischen den beiden Kirchen gelegene, der berühmte Corso ist; endlich die sich unmittelbar vom Platze aus erhebende grüne Terrasse des Monte Pincio mit seinen Villen: Alles dies gewährt vereint ein erhabenes, großartiges Bild. So aber dachten wir uns ganz Rom, und leider entspricht nur noch die Peterskirche unsern Erwartungen. Wir haben zwar noch einige andere schöne Kirchen, auch mehrere ausgezeichnete Fontainen und Obelisken, gesehen; diese Einzelheiten verschwinden aber im Ganzen; denn wie alle übrige Städte Italiens besteht auch Rom aus engen, schmutzigen Straßen, die Häuser haben, mit weniger Ausnahme, räucherige, grauschwarze, unten mit Koth und Spinngeweben behangene und von Kalk entblößte Mauern; auch hier vertreten oft blos schwarze viereckige Löcher die Stelle der Fenster; die so sehr ge-

rühmten Palläste sind meistentheils alte, finster drohende Steinklumpen. Ruinen der Gegenwart neben den Ruinen der Vergangenheit! — Ein enthusiastischer Verehrer Italiens hatte mir einmal gesagt, die Leipziger Straße in Berlin erinnere fast an den Corso in Rom. Welch ein Bild schwebte mir daher vom Corso vor! Und was sah ich? Eine lange schmale, schmutzige Gasse mit vielen hohen, räucherigen Häusern *)! Freilich ist diese Straße, die in Berlin zu den schlechtern gehören würde, für Rom eine Zierde; denn mit Ausnahme der Babuino-, der Ripettastraße und weniger anderer, sind die Straßen Roms erbärmlich; viele bringen durch Koth und das Höhlenhafte der Wohnungen Ekel hervor. Dieser Ekel steigert sich dadurch, daß auch hier die schmutzigsten Handwerke im Freien getrieben werden. Besonders widerlich sind die Fleischläden, vor denen man die geschlachteten Thiere mit abgezogner Haut aufgeblasen, oft noch in der Gestalt des Lebens, aufstellt, oder bläuliches, blutiges, und anscheinend schon in Fäulniß übergangenes Fleisch am Haken aushängt. Die Fleischer selbst gleichen mit ihren struppigen schwarzen Haaren, in ihrer schmutzigen Kleidung mit aufgekrämpelten Aermeln und nackten Waden eher wilden Kanibalen, als Mitgliedern einer civi-

*) Der römische Corso ist, ein Paar Stellen ausgenommen, 50 römische Palmi breit. Ein römischer Palmo enthält 99 pariser Linien; sonach sind 50 Palmi gleich $41\frac{1}{4}$ pariser Fuß, d. i. höchstens 21 Schritten!

lisirten Völkerschaft. Die Schmiedeknechte haben ihr Feuer auf den Straßen angeschürt und schmieden, schwarzen Zigeunern gleich, daß die Funken umherstieben, während ein erstickender Schwefelgeruch die Luft verunreinigt. Wohin man blickt, hängen aus den Fenstern, selbst der vornehmen Häuser dieser angeblich prächtigen Stadt, Hosen, Strümpfe und Hemden zum Trocknen aus, sodaß man sich überall in einem Kasernenviertel zu befinden glaubt. An vielen Straßenecken steht in der schon erwähnten Art mit schwarzen Buchstaben auf einem weiß getünchten Viereck: immondezzajo (Schmutzwinkel). In einigen dieser polizeilich sanktionirten Unflathwinkel lagen Haufen von Mist und Kehricht. Oft sahen wir Käseladen, vor denen die italienischen Käse in der ihnen eigenthümlichen Flaschenform hängen und eben nicht zur Reinigung der Luft beitragen. Sonst ist von kaufmännischem Leben und Treiben wenig zu bemerken. Mönche und Weltgeistliche schleichen in den Straßen umher. Die Weltgeistlichen tragen in ganz Italien schwarze Ueberröcke, kurze Beinkleider und Strümpfe von gleicher Farbe, Schuhe mit Schnallen und dreieckige Hüte. Zuweilen rollt eine Karosse vorbei; ist sie vergoldet und stehen mehrere Bediente in reicher Livree hintenauf, so weiß man, sie gehört einem Kardinal. Auch sieht man hier und da zweirädrige Ochsenkarren, oder Landleute auf Eseln langsam vorüberziehen. Das

aber ist Roma, la superba! — Ihr Helden der Vorzeit, vermöchtet ihr einen Blick zu werfen auf die Stadt Eurer Nachkommen! —

Wir haben in unserm Gasthofe abermals zwei abgesonderte Stuben and ein gemeinschaftliches Zimmer erhalten. Letzteres gewährt einen freundlichen Blick über die Piazza del popolo nach der Höhe des Monte Mario. Die Einrichtung des Gasthofes ist gut; in den aus Binsen geflochtenen Teppichen unserer Zimmer hat sich aber das Ungeziefer so vermehrt, daß wir keinen ruhigen Augenblick mehr haben. Die höchste Reinlichkeit, der mehrmalige Wechsel der Wäsche an einem Tage, schützt in Italien nicht gegen diese Landplage. —

Wir waren heute früh kaum aufgestanden, als es leise an die Thür klopfte. Ein Herr in mittlern Jahren mit einem vollen, blühenden, etwas pockennarbigen Gesicht, dickem, schwarzem Backenbart und lebhaften verschmitzten Augen, in einen feinen dunklen Frack, graue Beinkleider und Kamaschen gekleidet, trat, einen grauseidnen Hut in der Hand, zu uns ein. Die Feinheit und Sauberkeit seiner Wäsche und eine Brillantnadel, die sein Halstuch schmückte, ließen uns glauben, daß wir den Banquier vor uns sähen, an den wir hier empfohlen sind. Zu unserer nicht geringen Verwunderung hörten wir aber, daß er ein Cicerone sei, als welcher er uns seine Dienste anbot. Das Amt eines römischen Cicerone muß also goldne Früchte einbringen. Wir erklärten, daß

wir bereit wären, uns von ihm führen zu lassen. Er heißt Philipp *), ist sehr gewandt und unterrichtet, und spricht geläufig französisch, wiewohl mit italienischem Dialekt. Da er uns nie Monsieur, sondern stets in diesem Dialekt Mossiou anredet, so haben wir ihm den Namen Mossiou gegeben. Mit etwas marktschreierischem Tone zählte er beim Antritt seines Amtes die Merkwürdigkeiten Roms an den Fingern her, und versicherte, daß wir sehr lange hier bleiben müßten, wenn wir nur die Hauptsachen sehen wollten. Wir bemerkten dagegen, daß unser Ziel Neapel sei, daß wir zur Vermeidung der größern Sonnenhitze unsere Ankunft daselbst beschleunigen müßten, daß wir aber auf dem Rückwege noch einige Tage in Rom verweilen würden, und daß er sich hiernach zu richten habe. Eine so bestimmte Erklärung ist in Italien nöthig, um die Zudringlichkeit der Ciceroni im Zügel zu halten, die mit schlauer Ueberlegung den Fremden Wochen-, ja Monden lang an einem Ort zu fesseln wissen. Deshalb muß die Anordnung dessen, was gesehen werden soll, vom Fremden selbst ausgehen, und dieser sich dazu sorgfältig vorbereitet haben.

Zuvörderst begaben wir uns nach der Fontaine von Trevi. Sie bildet die Façade des Palastes Bon compagni, welche in der Mitte durch vier korinthische Säulen, und rechts und links neben diesen Säulen durch drei korinthische Pilaster geziert, und zwei Stockwerke hoch ist. Zwi-

*) Der Italiener nennt sich bekanntlich nur nach seinem Vornamen.

schen den Säulen befindet sich eine geräumige Nische von der ganzen Höhe des Pallastes, in welcher sich die kolossale marmorne Statue des Ocean auf einem von Seepferden und Tritonen gezogenen Muschelwagen erhebt. Diese Gruppe ist vorn und an beiden Seiten mit Felsenhaufen umgeben, aus denen überall das Wasser in großer Menge hervorströmt und sich in ein großes Marmorbassin ergießt. Die Inschrift über der Nische nennt Clemens den Zwölften als Schöpfer dieses Bauwerks.

Nachdem wir mehrere Straßen durchwandert, und die Colonna Antonina auf der Piazza Colonna, so wie die Colonna Trajana auf dem Foro Trajano (pomphafte Benennung für eine Menge hier eingehegter Säulenfragmente) in Augenschein genommen hatten, gelangten wir zur Engelsbrücke und Engelsburg. Die Brücke, einst Pons Aelius, führt bekanntlich über die Tiber: ein unbedeutender Fluß, auf dem man nur wenig Barken sieht, die zwar breiter und höher, aber nicht so lang sind, als die Elb- oder Oderkähne. Sie besteht aus fünf Bogen und ist auf der Brustwehr an beiden Seiten mit ziemlich räucherigen Engelstatuen verziert. Ich habe viel schönere Brücken gesehen. Die Engelsbrücke stößt unmittelbar auf die Engelsburg, einst das Mausoleum Kaiser Hadrians, jetzt ein Kastell, in Form einer kolossalen, plumpen Rotunde ohne Fenster, bei deren Anblick man höchstens anerkennt, daß die alten Mausoleen ungeheure Gebäude waren. Mossiou

kramte hier seine Gelehrsamkeit aus, und trug uns die halbe römische Geschichte vor. Wir strebten aber, die Peterskirche zu sehen, deren Kuppeln uns schon auf der Brücke links jenseits der Tiber entgegen winkten. Endlich gelang es uns, Mossiou von dem alten Steinklumpen loszureißen, und bald standen wir, aus einer engen Straße hervortretend, auf der Piazza di S. Pietro al Vaticano.

Hier durchdrang uns jenes erhabene Gefühl, welches wir gestern Abend beim Anblick der Piazza del Popolo empfunden hatten. Das ist ein Tempel des Herrn! Vor uns öffnete sich als erster Vorhof des Tempels ein großer, 588 Fuß tiefer Platz in Form eines quer liegenden Ovals, rechts und links im Halbzirkel von einem schönen Portikus in der Art eingeschlossen, daß die ganze Breite der mächtigen Kirche dem Auge frei bleibt. Jeder der beiden Portiken besteht aus vier neben einander laufenden 60 Fuß hohen Säulenreihen von Tuffstein. Im Ganzen enthalten sie 284 dorische Säulen und 64 Pilaster. Das Hauptgesimms trägt rings herum eine Balustrade, auf welcher 192, zehn bis zwölf Fuß hohe Statuen von Heiligen vertheilt sind. In der Mitte dieses schönen Platzes, der Bernini's Werk ist, erhebt sich der Obelisk des Vatikan aus ägyptischem Granit, 72, und mit dem Kreuze 126 Fuß hoch. Mossiou belehrte uns, daß Caligula diesen Obelisken habe nach Rom bringen lassen. Auf der rechten und linken Seite des Obelisken befinden sich in der Mitte

jedes Halbzirkels zwei vortreffliche ganz gleiche Fontainen, die das Wasser zwar nicht sehr hoch, aber in sehr großer Menge, garbenförmig nach allen Seiten über zwei in einander gesteckte Schaalen ausgießen.

Unmittelbar an diesen Vorhof schließt sich der zweite Vorhof des Tempels in Form eines irregulären Vierecks an, dessen längere Seiten zur Rechten und Linken ebenfalls bedeckte Gallerien einschließen, deren jede 360 Fuß Länge und 23 F. Breite hat. Von außen sind diese Gallerien mit Pilastern geziert und oben auf der Balustrade über dem Hauptgesimmse Statuen in der Art aufgestellt, daß jede derselben von einem Pilaster unterstützt wird. Die Hälfte dieses zweiten Vorhofs nimmt die flache, zierliche Marmortreppe ein, welche in die Kirche führt.

Die Kirche selbst steht auf der Stelle, wo sich einst der Cirkus und die Gärten Nero's befanden, und wo der Tyrann das große Blutbad unter den Christen anrichtete. Die Körper dieser Unglücklichen wurden in der Nähe des Cirkus begraben, und später sollen auch die Gebeine des heiligen Petrus hier beigesetzt worden sein. Der Papst Anaklet ließ daher ein Bethaus auf dieser Stelle errichten; Konstantin der Große aber erbaute daselbst im Jahre 306 zu Ehren des Apostels eine Basilika. Eilf Jahrhunderte stand dies Bauwerk, als es in Trümmer zu fallen drohte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts ließ Papst Nikolas V. eine neue Emporkirche anfangen und sechzig Jahre später Papst Julius II. die Kirche nach der

Zeichnung Bramante's weiterbauen. Zu jener Zeit errichtete man schon die 4 ungeheuern 166 Fuß hohen Pfeiler, welche die Kuppel tragen sollten. Leo X. ließ demnächst unter Zuziehung Sangallo's, Rafaels und Peruzzi's mit dem Baue fortfahren, und die Kirche erhielt nun die Form eines Kreuzes. Paul III. endlich gab das erhabene Bauwerk in die Hände Michel Angelo's, der die wunderwürdige Kuppel darauf setzte, welche 130 Fuß im Durchmesser hält, und von der Spitze der Säulen, auf welcher sie steht, gerechnet, noch 258 Fuß hoch ist; so daß sich die Gesammthöhe des Gebäudes vom Estrich der Kirche an auf 424 Fuß beläuft. Maderni endlich beendigte unter Paul V. die Vorderseite der Kirche, und setzte, dem Plane Bramante's folgend, noch zwei kleine Kuppelthürme auf. Der ganze Bau soll 45 Millionen Scudi gekostet haben. Noch muß bemerkt werden, daß auch die Kirche aus Tuffstein erbaut ist.

Steht man in richtiger Entfernung vor der Kirche, so daß die Kuppel und die beiden Seitenthürme über der Façade im schönen Verhältniß hervortreten, glaubt man einen Zauberpallast vor sich zu sehen. Einen unangemessenen Eindruck macht indessen der Pallast des Vatikan, der sich rechts über den Portikus erhebt und die Symmetrie des Ganzen zerstört. Die Façade der Kirche ist nach einer Zeichnung Maderni's in Form eines Parallelogramms erbaut, 370 Fuß breit und 149 Fuß hoch, und enthält drei Fensterreihen über einander. Eine Balustrade umgiebt

das flache Dach. Auf derselben sind an der Seite der Façade 13 kolossale, 17 Fuß hohe Statuen, Jesus Christus und die Apostel darstellend, vertheilt. Rechts und links befindet sich in der Balustrade eine Uhr. Fünf Thore führen zwischen 6 korinthischen Säulen in das Innere der Kirche. Vier dieser Säulen tragen in der Mitte der Façade ein Frontispice, welches jedoch nur über das zweite Stockwerk hinaus nicht ganz an die Balustrade des flachen Daches reicht. Der Fries des Hauptgesimmses enthält die Inschrift, daß Paul V., Borghese, diese Façade zu Ehren des Fürsten der Apostel erbauen lassen. Im Ganzen erblickt man an der Façade acht korinthische Säulen und vier korinthische Pilaster, sieben Balkons und sechs Nischen. Jede der Säulen hat 8 Fuß 3 Zoll im Durchmesser und 88 Fuß Höhe. Das Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen ist aber mit solchem Schönheitssinn angeordnet, daß im Totaleindruck des Ganzen die ungeheuern Dimensionen der einzelnen Theile untergehen. Bei flüchtiger Betrachtung erscheinen daher Façade, Kuppel und Seitenthürme nicht halb so groß, als sie wirklich sind.

Beim Eintritt durch das Hauptportal in die Vorhalle des Tempels erblickt man das im Jahre 1298 verfertigte Mosaikbild Giotto's, la navicella di St. Pietro (die Barke St. Peters im Meeressturm), und rechts und links an beiden Enden der Vorhalle, welche in Form eines Portikus die ganze Breite der Façade einnimmt, die marmornen Reiterstatuen Konstantins

von Bernini und Karl des Großen, von Cornachini. Schon diese Vorhalle strahlt von Gold, Farben und Marmor. Den fünf Haupteingängen gegenüber sind fünf andere Thüren angebracht, welche unmittelbar in die Kirche führen. Eine davon ist vermauert und in der Mitte mit einem bronzenen Kreuze versehen; sie wird Porta santa genannt, weil sie nur alle 25 Jahre, d. h. am Anfange eines Heiligenjahres, geöffnet wird. Die Hauptthür ist von Bronze.

Was soll ich sagen von dem Innern der Kirche? Beschreibung reicht da nicht aus. Jedenfalls ist das Innere noch schöner, als das Aeußere. Der Mensch verliert sich in diesen ungeheuern Hallen. Das Mittelschiff der Kirche hat 85 Fuß Breite, 142 Fuß Höhe und bis zur Emporkirche 575 Fuß Länge. Gleich beim Eintritt fällt das Auge unwillkührlich auf den ungeheuern Baldachin des Hochaltars, der von vier bronzenen, gewundenen Säulen von 86 Fuß Höhe gehalten wird. Von dem Hochaltar her schimmern dem Eintretenden die 112 ewigen Lampen entgegen, welche rings auf 56 Leuchtern von vergoldeter Bronze eine Balustrade umgeben, von der die zum Grabmal St. Peters führende Marmortreppe eingeschlossen ist. Unten an der Treppe kniet in betender Stellung die lebensgroße Statue Pius des Sechsten, in Marmor trefflich von Canova ausgeführt. Das Innere des Grabmals ist mit kostbarem Marmor, mit Engeln und Feston's von vergoldeter Bronze reich geschmückt. Ueber dem Hochaltar öffnet

sich die ungeheure Kuppel, welche die Deckenwölbung der Kirche unterbricht, sich über dieser Wölbung auf 32 korinthischen Pilastern erhebt und durch 16 zwischen denselben in der Wand befindlichen Fenstern erleuchtet wird. Die eigentliche Wölbung der Kuppel ist in 16 Abtheilungen mit vergoldetem Stuckmarmor und mit Mosaikbildern, Jesus, die Jungfrau, die Apostel, Heilige und Engel darstellend, geziert. Ganz oben in der Decke der Laterne, also in einer Entfernung von mehr als 400 Fuß, erblickt man das Haupt des ewigen Vaters in Mosaik. Den Hochaltar umgeben die vier ungeheuern, durch Bogen verbundenen eckigen Pfeiler, auf denen die Kuppel ruht. Im goldglänzenden Fries des prächtigen Gesimmses, der auf diesen Bogen ruht, und gleichsam die Grundlage der Kuppel bildet, steht in Mosaik mit gewaltigen Buchstaben: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum. Diese Buchstaben scheinen von unten betrachtet einen Fuß hoch zu sein, sollen aber eine Höhe von 5 Fuß haben! —

Wohin außerdem das Auge in diesem herrlichen Tempel blickt, trifft es auf köstliche Marmorwerke, auf Fresko- und Mosaikbilder, auf Gold und Bronze, und wiewohl die höchste Pracht vorhanden ist, muß man doch bekennen, daß nirgends Ueberladung, vielmehr überall die edelste Simplicität vorwaltet. Der Fußboden ist kunstreich aus Marmor zusammengefugt. Das Mittelschiff zeigt rechts und links an jeder Seite

vier gewaltige, oben durch Bogen verbundene Pfeiler, zwischen denen die herrlichsten Kapellen befindlich sind. Auf jedem dieser großen Pfeiler sind an der Seite des Mittelschiffs ihrer ganzen Länge nach zwei schmale korinthische Pilaster von weißem kannelirtem Marmor angebracht. Sie halten mit Hilfe der Bogen ein Gesimms von 18 Fuß Höhe, welches durch die ganze Kirche fortläuft, und auf dem das von goldenen Rosetten in quadrirter Einfassung strahlende Gewölbe der Decke ruht. Zwischen den korinthischen Pilastern befinden sich in der Wand Nischen mit Marmorstatuen. Die Gegenpilaster an den Seiten der Pfeiler, auf denen die Bogen ruhen, sind mit zwei über einander befindlichen Medaillons, welche die Bildnisse verschiedener Päpste in Basrelief von Bernini enthalten, geschmückt. Man braucht mehrere Stunden, um nur nothdürftig die Einzelheiten des Gebäudes in Augenschein zu nehmen. Denn wie viel ist in den Seitengängen, in den Kapellen der Kirche zu sehen! — Insbesondere verdienen die unvergleichlichen, kolossalen Mosaikbilder über den 12 berühmten Hauptaltären der Kirche, die an den Wänden umher befindlichen prächtigen Grabmäler der Päpste und eine Menge von vortrefflichen Statuen, Beachtung. Ueber den Grabmälern sieht man die Statuen der Verstorbenen in Lebensgröße, von den vorzüglichsten Meistern gefertigt. Das Hauptschiff der Kirche endigt 164 Fuß hinter dem Hochaltar mit einem andern, prächtigen Altar von kostbarem Marmor, über

dem sich ein von 4 kolossalen Figuren getragenes Monument von vergoldeter Bronze befindet, welches die hölzerne Kanzel St. Peters verschließt, und von Bernini's Meisterhand gefertigt ist. Hier erblickt man an beiden Seiten des Altars zwei Grabmäler von außerordentlicher Schönheit, zur Rechten das Grabmal Pauls III., von Jacob de la Porta; zur Linken das Urbans VIII., von Bernini. Die Statuen beider Päpste sind von Bronze; das Grabmal Pauls ist durch die kolossalen Marmorstatuen der Justitia und Prudentia und das des Papstes Urban durch die Statuen der Justitia und der Charitas verziert. Die Justitia am Grabmal Pauls war früher nackt, und um das Decorum in der Kirche zu beobachten, mußte Bernini die Marmorwellen des üppigen Körpers mit einem bronzenen Gewande bedecken. Endlich bleibt auch noch das Grabmal des im Jahre 1796 verstorbenen Papstes Clemens XIII. in einem der Seitengänge der Kirche zu erwähnen. Es ist ein Werk Canova's, und man bewundert daran vorzugsweise die beiden ruhenden Löwen, Symbole der geistigen Kraft dieses Papstes, welche die schönsten modernen Löwen sein sollen, die man kennt. Lange Zeit brachten wir in diesem erhabenen Tempel der Gottheit zu. Wir bewunderten Mossiou's Gedächtniß, der uns über die größte Kleinigkeit eine historisch-kritische Rede hielt, und sich als ächter Cicerone bewährte. Im Uebrigen war die Kirche völlig menschenleer und in derselben herrschte eine im Ver-

gleich mit der äußern schwülen Luft so eisige Kälte, daß wir nicht begreifen, wie die Bewohner Roms einen solchen Wechsel der Temperatur ohne Gefahr ertragen können.

Wir kamen um 2 Uhr nach Hause zurück, wo uns, wie gewöhnlich, 13 Schüsseln, auch leidliche Semmel, aber einige Karaffen voll sauren Landkrätzers, vorgesetzt wurden. Zum Dessert erhielten wir, was ich zur Vergleichung mit den Gartenerzeugnissen der jetzigen Jahreszeit in Deutschland anführe und auch ferner zu diesem Behufe anführen werde, Erdbeeren, Kirschen und frische Apfelsinen. Die letztern waren aber vor Säure nicht zu genießen. Wir fragten, ob denn in Rom Orangenbäume wüchsen, und erfuhren, daß es einige wenige solcher Bäume in Gärten gebe, daß aber alle hier gewonnenen Apfelsinen sauer wären. Wir forderten nun süße Apfelsinen, hörten aber zu unserm Befremden, daß man dergleichen in Rom nicht bekommen könne. —

Nachmittags besuchten wir das Kapitol. Es liegt in einer unbedeutenden und verbauten Gegend auf einem kleinen Hügel, zu dem eine elende verfallene Treppe emporführt. Könnte man sich in Italien daran gewöhnen, die Bauwerke stets in gutem Zustande zu erhalten und sie abzuputzen, so würden manche einen bessern Eindruck machen. Es ist bekannt, daß vom alten Kapitol nur noch das Fundament übrig ist; das jetzige besteht aus einem Mittelgebäude, oder dem Senatorpallaste, welcher mit einem vierecki-

gen Thürmchen versehen ist, und aus zwei isolirt stehenden, nach Michel Angelo's Zeichnung erbauten Seitenflügeln. Sämmtliche Gebäude enthalten zwei Stockwerke und sind in der Façade mit 8 korinthischen Pilastern, oben auf der Balustrade des flachen Daches mit Statuen geziert. Sie imponiren weder durch Größe noch durch Glanz, und würden vielleicht nicht beachtet werden, wenn sie nicht als ein Monument auf den Trümmern einer untergegangenen Welt zu ernster Betrachtung aufforderten. Roms Kapitol! Wie ganz anders habe ich es mir gedacht! Was ich fand, war eine hübsch gebaute, doch wohl zu bemerken, rußige und verwitterte, Villa eines Privatmannes. Oben an der Treppe ist der Platz, den die drei Gebäude des Kapitols bilden, mit einer Brustwehr versehen, auf welcher in symmetrischer Ordnung und zwar rechts und links an der Treppe Castor und Pollux mit ihren Pferden in kolossaler Größe, dann Trophäen, und endlich die Statuen Konstantin Augustus und des Konstantin Cäsar, sämmtlich Antiken von Marmor, aufgestellt sind. Allein diese Kunstwerke sehen zu schwarz und verräuchert aus, als daß sich ein Gemüth voll Schönheitssinn daran erquicken könnte. Ich überlasse den Archäologen, die alles Alte schön finden, dabei in Ekstase zu gerathen. Auf dem Platze selbst steht die einzige ganze Reiterstatue von Bronze, welche aus der alten Welt noch übrig ist, die Marc Aurels, ein wirklich herrliches Werk.

Vom Kapitol aus führte uns Mossiou vor den

Gefängnissen vorbei, aus deren vergitterten Fenstern die Verbrecher Beutelchen an Schnuren heruntergehängt hatten, um daran die Gabe des Mitleids der Vorübergehenden heraufziehen zu können. Gleich darauf gelangten wir in einen ekelhaften Straßenwinkel, der vor Schmutz starrte, und wo im Unflath und Kehricht eine Menge schwarzhaariger, fast nackter Kinder spielten und ekelhafte Weiber müßig vor den Thüren ihrer höhlenhaften Wohnungen saßen. Von allen Seiten bettelte man uns an. Wir fühlten sogleich die Pein vermehrten Ungeziefers und fragten verdrießlich, was wir hier sollten. „Wollen Sie nicht," antwortete Mossiou fast empfindlich, „den tarpejischen Felsen sehen?" Wir mußten uns nun schon zu Ehren der alten Geschichte hierzu bereit erklären. Mossiou führte uns durch die engen Thüren eines elenden Hauses in ein hinter demselben befindliches Gemüsegärtchen, welches am äußersten Ende an eine niedrige Mauer stieß, über welche hinab man einen Theil der Stadt in der sehr mäßigen Tiefe von vielleicht 50 Fuß unter sich liegen sah. Da die Häuser bis dicht an den Fuß des felsigen Hügels, auf dem wir uns befanden, reichten, so konnten wir uns selbst mit der kühnsten Einbildungskraft nicht in die Illusion versetzen, die erforderlich war, um Mossiou's anscheinende Begeisterung zu theilen. Wir vermochten dies um so weniger, als der Theil der Stadt, den wir hier vor uns sahen, das widerliche Bild italienischer Städte nur noch mehr in uns befestigte; über-

all sahen wir schwarze Fensterlöcher, schmutzige Steinhaufen und Ruinen in wilder Unordnung. Als wir uns sehr bald wieder entfernten, verlangte die Frau, die uns ihre Wohnung geöffnet hatte, ein Trinkgeld. Da wir heut zu wiederholten Malen schon in die Nothwendigkeit versetzt worden waren, kleines Geld auszugeben, und wir damit nicht versehen waren, so übertrugen wir unserm Cicerone, alle kleinen Auslagen an Almosen, Trink- und Eintrittsgeldern, und überließen ihm, uns dieselben täglich zu berechnen.

Nicht erbaut von der Antiquität, die wir so eben gesehen hatten, fürchteten wir uns fast, das Forum romanum in Augenschein zu nehmen, welches hinter dem Kapitol gelegen ist, da wir wußten, daß es gegenwärtig Kuhfeld (campo vaccino) heißt, und sich kaum zweifeln ließ, daß das Sprichwort nomen et omen sich geltend machen werde. Auf dem Wege dahin führte uns Mossiou zu den Ueberbleibseln des uralten Gefängnisses Mamertino, sogenannt von Ancus Martius, der es am Fuße des Kapitols erbauen ließ. Man steigt eine enge Treppe hinab und gelangt ganz unten in ein feuchtes, winkeliges Loch, von schwarzen Quadersteinen, welches Gefängniß des Tullius heißt, weil es Servius Tullius erbaut haben soll. Im Felsenboden dieses Gefängnisses befindet sich eine klare Quelle. Der fromme Glaube wähnt, Nero habe die Apostel Peter und Paul hier verhaftet gehalten, die Quelle aber zur Taufe des Kerkermeisters Martinian gedient, welcher später als Martyrer

starb. Ueber diesem Gefängniß ist die St. Josephs-kirche erbaut worden.

Am Fuße der Treppe, welche von dieser Kirche nach dem Forum führt, befinden sich die vortrefflichen Ueberbleibsel des Triumphbogens des Septimius Severus, welcher im Jahre 205 nach Christi Geburt erbaut worden ist und aus drei Arkaden besteht. Sodann übersieht man das Forum, ein längliches, irreguläres Viereck, auf dem sich hier und da noch einige Säulen und Säulentrümmer befinden. Es stehen hier namentlich drei kannelirte, korinthische Säulen des von August errichteten Tempels des Jupiter tonans, die Säule des Kaisers Phokas, ein Portikus von acht jonischen Säulen, der zu einem Tempel der Fortuna gehört haben soll, und wie selbst die begeisterten Archäologen einräumen, schlecht gebaut ist; rechts vom Tempel des Jupiter tonans die kläglichen Ueberbleibsel eines Tempels der Concordia und ein Paar Säulen von einem Tempel des Jupiter stator. In der Entfernung zur Linken erblickt man einen gewaltigen Steinklumpen, mit drei hohen, wohl erhaltenen Bogen, welcher Tempio della pace genannt wird, und derjenige Friedenstempel sein soll, den, wie Sueton berichtet, Vespasian erbaute, wiewohl die Archäologen der neuern Zeit behaupten, daß es die Trümmer einer Basilika Konstantins seien. Man sieht mit einem Worte Trümmer, einen ungepflasterten, wüsten Platz, links eine Allee, rings schlechte Gebäude, etliche Kir-

chen, wenig Menschen und unterschiedliche Ochsen: — das ist das forum romanum im Jahre 1833.

Wir schwiegen sämmtlich und dachten desto mehr. Mossiou predigte; für jedes alte Mauerwerk hatte er einen Namen; jeder alter Steinklumpen war ihm eine köstliche Reliquie, ein herrliches Bauwerk.

Wir kamen an dem Triumphbogen des Titus vorbei, den der Senat und das römische Volk nach der Eroberung Jerusalems hatten errichten lassen. Er besteht zwar nur aus einer Arkade, ist aber mit schönen und wohl erhaltenen Basreliefs geziert. Nur beiläufig erwähne ich der kläglichen Ueberbleibsel der alten Fontaine meta sudans und des Piedestals des Kolosses des Nero; denn es verlohnt nicht der Mühe, einen Blick darauf zu werfen, wiewohl wir von unserm Cicerone gepeinigt wurden, sie mit Ehrfurcht zu betrachten. Allein mit Bewunderung spreche ich vom Koliseum, welches wir schon auf dem Forum in der Entfernung vor uns gesehen hatten, und welches nun in seiner erhabenen Größe vor uns stand.

Das Koliseum ist unbezweifelt die größte Ruine des klassischen Alterthums. Noch läßt sich die alte Form dieses wunderwürdigen Bauwerks genau wahrnehmen. Man glaube nicht, daß es, wie irrthümlich angenommen wird, überhaupt das größte Gebäude sei, ich könnte sehr viel Gebäude der neuesten Zeit anführen, welche bedeutend größer sind, wie dies z. B. der Peterskirche und dem Vatikan eingeräumt werden muß. Vespasian ließ das Koliseum nach sei-

ner Rückkehr aus dem Kriege wider die Juden erbauen. Es hat die Form eines Ovals, 1641 Fuß im Umfange und an einzelnen Stellen 157 Fuß Höhe. Drei Reihen Arkaden, jede aus 80 Bogen bestehend, laufen rings umher über einander fort; jeder einzelne Bogen wird durch eine Halbsäule von dem andern geschieden; ein viertes noch höheres Stockwerk, ist äußerlich mit Pilastern geziert, zwischen denen sich viereckige Fenster befinden. Von Marmor und Kostbarkeiten kann man gegenwärtig nichts mehr wahrnehmen, überall erblickt man nur die gewaltigen Quadern von Tuffstein. Hier und da sind Ausbesserungen angebracht, ganze Bogen neu gebaut, und wenn es so fortgeht, wird man in Jahrhunderten ein neues Koliseum an der Stelle des alten zeigen. Wenn dergleichen Ausbesserungen schon seit einem Jahrtausend Statt fanden, was ist dann wohl schon jetzt vom alten Koliseum noch übrig??? —

Aus den Bogen der Arkaden, zu denen wir emporstiegen, hatten wir eine freundliche Aussicht nach verschiedenen Seiten. Mossiou zeigte uns hier die Hügel, auf denen Rom erbaut ist. Sie sind aber kaum zu unterscheiden, und seit dem sie der Schutt und die Trümmer des alten Roms bedecken, überall sehr abgeflacht. Im Innern des Koliseums steht in der Mitte der alten Arena ein Christuskreuz, und rings umher sind Stationen zum Beten angebracht.

Das alte Amphitheater ist daher jetzt eine Art Bethaus geworden.

In der Nähe befindet sich der schöne, aus drei Arkaden bestehende und durch 8 korinthische Säulen verzierte Triumphbogen des Konstantin. Mit Ausnahme des durch seine Größe imponirenden Koliseums bringt keine in der Stadt befindliche römische Ruine einen malerischen Effekt hervor, weil Ruinen nur im Freien, nie in der Umgebung von bewohnten Häusern angenehm auf die Einbildungskraft wirken können. Mag man auch noch so sehr von archäologischer Schwärmerei durchdrungen sein; bei einigem Sinn für Schönheit und Ordnung entsteht in dem Beschauer, der in der Umgebung moderner Gebäude alte Trümmerhaufen wahrnimmt, unwillkürlich der Gedanke, daß polizeiliche Nachlässigkeit die Forträumung derselben unterlassen habe. Mossiou wollte uns noch nach den Bädern des Titus führen, die wir vom Koliseum herab erblicken konnten; allein die Lust, Ruinen zu sehen, war zur Genüge befriedigt.

Abends fuhren auf dem Corso spazieren. Hier zeigte sich nun etwas Leben. Man fährt von dem venetianischen Pallast aus bis zur Piazza del popolo, wo man bequem wenden kann. Wir bemerkten einige Spaziergänger und auch ein Paar Familien zu Wagen; allein unter den Damen nur ganz gewöhnliche Gesichter. Wie in Florenz vor den Cascine, hielten die Wagen hier auf der Piazza del popolo, wo man Luft schöpfte und sich unterhielt. Auszu-

steigen hütet man sich; denn die Flöhe würden dann die beabsichtigte Erholung vereiteln. Mossiou machte uns mit prahlerischen Worten auf die Palläste des Corso aufmerksam. Ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß wir unter allen diesen räucherigen Gebäuden kein Haus sahen, welches uns besonderer Beachtung werth geschienen hätte. Es ist traurig, daß enthusiastische Thoren in Italien Alles schön und besser als in ihrem Vaterlande finden. Sie sind daran Schuld, daß die Italiener sich jedes fremde Land als ein Barbarenland vorstellen und daß dieselben mit unsäglichem Dünkel bei jedem Gegenstande, den sie dem Fremden zeigen, demuthsvolle Anerkennung heischen. Es ist wahr, ihre Vorfahren sind unsere Lehrer gewesen; allein der Schüler lernt allmälig den eigenen Weg gehen. Mossiou war verdrießlich, daß wir die schwarzen Häuser, die er uns als Palläste anpries, oft nur mit flüchtigem Blick betrachteten. Zum Teufel, es war nichts daran zu sehen und wir haben im Norden ähnliche, oder ganz andere und schönere Gebäude!

Siebenzehntes Kapitel.

Kampf mit den römischen Flöhen. Römische Kunsterzeugnisse. Butter, eine Leckerei in Italien. Oel, als Surrogat. Die römische Luft. Schlußprozession des Frohnleichnamsfestes. Die päpstliche Schweizergarde. Kastratengesang in der Peterskirche. Beschreibung des Zuges bei der Prozession. Römische Jungfrauen. Der Papst. Geläute und Glockengebimmel. Dispensirte Nonnen. Die Anlagen des Monte Pincio. Anblick Roms von diesem Hügel. Das Mausoleum des Augustus. Kälte im Juni. Mossiou schnellt die Reisenden ein wenig.

Rom, am 13. Juni.

Unsere Nacht war schlaflos! Der stete Kampf mit heißhungrigen Flöhen erhielt uns wach. Erst gegen Morgen sanken wir in einen unruhigen Schlummer. Allein er war nur von kurzer Dauer; denn bald weckten uns die helltönenden Glocken der Ochsenkarren, welche in großer Anzahl, mit Lebensmitteln beladen, durch die Porta del popolo zur Stadt hereinkamen, und von Landleuten geführt, unter unsern Fenstern vorüberzogen.

Auch hier fanden wir, als wir aufgestanden wa

ren, in unserem Salon Kunsterzeugnisse zur Ansicht ausgelegt. Man zeigte uns treffliche Mosaiksachen und Gemmen; forderte aber ungeheure Preise. Nachdem wir gefeilscht, brachte man das Frühstück. Auch hier wurde uns nur auf ausdrückliches Verlangen Butter zur Semmel, und zwar wieder nur in dürftigen Kläckchen vorgesetzt. Butter ist wirklich eine Leckerei in Italien. Man kocht mit Oel. Dies giebt allen Speisen einen ganz eigenthümlichen, fast widrigen Geruch und Geschmack. Der Geruch zieht aus den Küchen in die Häuser, aus diesen in die Straßen. Alle italienische Städte riechen nach diesem Küchendunst; man weiß mit geschlossenen Augen, daß man sich in einer italienischen Ortschaft befindet.

Der heutige Vormittag sollte der nähern Besichtigung der andern vorzüglichen Hauptkirchen gewidmet werden; ich mußte indessen, da ich mich nicht ganz wohl befand, das Zimmer hüten. Die Luft Roms scheint mir nicht zu bekommen. Nachmittag befand ich mich etwas besser. Mossiou hatte uns gesagt, daß heute das Frohnleichnamsfest mit einer großen Prozession vor der Peterskirche beschlossen werden würde, und daß er uns Plätze dazu gekauft habe. Gegen halb fünf Uhr machten wir uns daher auf den Weg. Das Wetter war gut; die verödete Stadt zeigte sich auf kurze Zeit belebt. Von allen Seiten strömten Fußgänger und Wagen über die Engelsbrücke der Kirche zu. Wir erblickten bei dieser Gelegenheit die

Blüthe der weiblichen Bewohner Roms; allein nirgend ein hübsches Gesicht. Ueberall sahen wir französische Tracht, wie bei uns, nirgend Nationalkostüme, die doch auf keinem der Bilder fehlen, in welchen man uns Leichtgläubigen die hesperischen Gefilde vor die Augen zu bringen pflegt; höchstens trugen die Bäuerinnen, welche vom Lande hereingekommen waren, das weiße, viereckige, zusammengelegte Tuch auf dem Kopfe, welches hinten schleierartig herabhängt, und einige junge Mädchen den blanken Metallpfeil hinten im schwarzen Haar.

Das weite Oval des Säulenplatzes vor St. Peter war rechts und links zwischen dem Obelisken und den beiden Fontainen mit Stühlen von geflochtenen Binsen bedeckt, die von den Eigenthümern mit lauter Stimme ausgeboten wurden. Päpstliches Militair hatte von der Kirche an bis zum äußersten Ende des Platzes eine Chaine gezogen, innerhalb welcher sich die Prozession bewegen sollte. Die Kirche selbst und der Vatikan waren von der Schweizergarde des Papstes besetzt: eine abenteuerliche Erscheinung des jetzigen Jahrhunderts, da diese Leute altdeutsche Tracht von gelber Farbe, Klapphüte und Hellebarden tragen. Aus den Fenstern in der Nähe des Platzes hingen bunte Teppiche.

Wir begaben uns in die Kirche, in welcher das Volk hin- und herfluthete, während in dem Querschiff zur Linken des Hochaltars von einer Tribüne herab ein Männerchor von etwa 20 Stimmen eine große

Motette mit untermischter Orgelbegleitung vortrug. „Es sind die Kastraten dabei," flüsterte Mossiou. So eben trillerte ein zu Ehren der Gottheit entmannter Sänger in einem Solo und verdrehte die Augen in wirklicher oder erheuchelter Verzückung, während die glücklicheren Bassisten des Chors spöttische Blicke auf den Armen warfen; man sah ihnen an, daß die Weibertöne aus der Kehle eines graubärtigen Mannes ihnen lächerlich vorkamen. Dann fiel der Chor ein; aber er klang in den weiten Hallen dünn und kläglich; die Bässe und Tenore waren nicht zu hören; der Kastratendiskant prädominirte. Man hatte auch hier keine Ahnung vom Nüanciren, es war ein herkömmliches Geplärr, welches nicht ergreifen konnte. Nur wenige Personen achteten auf den Gesang. Die Orgel, eins der Positive St. Peters, verhallte in den weiten Räumen fast ungehört. Also aber war die Kirchenmusik beschaffen, die wir in Rom hörten! —

Nachdem wir uns nochmals in dem herrlichen Tempel umgesehen hatten, begaben wir uns nach unsern Plätzen vor der Kirche. Ein Kanonenschuß von der Engelsburg und das Geläute der Glocken verkündigten den Anfang der Prozession, welche um 6 Uhr die Kirche verließ, und über die Treppe hinab den Weg zur Rechten einschlug. Ueberall waren Blumen und duftende Blätter gestreut. An der Spitze des Zuges sahen wir einen rothen Baldachin, in Form eines Schirms mit goldenem Knopfe. Während der vordere Theil des Zuges unter der Menschen-

menge verschwand, gewährte der höher liegende Eingang der Kirche mit der Treppe in jeder Sekunde ein neues überraschendes Bild, weil sich die Prozession endlos in neuen Erscheinungen fortbewegte. Erst nach einer halben Stunde erreichte uns der rothe Baldachin. Mossiou erzählte uns, daß der Zug größtentheils aus römischen Bürgern bestehe, die es als ein frommes Werk betrachteten, als Laienbrüder gekleidet, an einer Prozession Theil zu nehmen, und Kreuze, Fahnen oder brennende Wachskerzen zu tragen. Hinter dem Baldachin erblickten wir eine prächtige Fahne mit dem Madonnenbilde und ein gewaltiges, 12 Fuß hohes Kreuz, unter dessen Last der Träger zu erliegen schien. Dann folgten kleinere Kreuze mit dem in Holz geschnitzten Christusbilde, mehrere Bürger im schwarzen Laienbrudergewand mit weißem Kragen, brennende Kerzen in den Händen, abermals Fahnen, auf denen Madonnen und Heiligenbilder gemalt waren, mit goldenen Frangen und Schnüren, deren Endquasten von Chorknaben getragen wurden, Ordensgeistliche, ein Marienbild aus Holz geschnitzt, rings umgeben von Krystall und Glasperlen in Form einer Krone, und auf einer Stange getragen, ein anderes ungeheures, schwarzes Kreuz von 18 Fuß Höhe, welches im Innern hohl sein mußte, weil es ein Mann gegen die Brust gestemmt trug, und zwölf junge Mädchen, schneeweiß, fast nonnenhaft gekleidet, mit einem Schleier, der das Haar und den untern Theil des Gesichts, Mund und Kinn verhüllte. Mossiou schaltete hier

die Bemerkung ein, es seien 12 Bräute, Töchter von Bürgern, die nach frommer Sitte vor dem Eintritt in den Ehestand der Prozession beiwohnten und denen der Mund verhüllt sei, damit sie nicht durch Lachen ein Aergerniß gäben! Alle diese jungen Mädchen waren wirklich häßlich; ihre gelbbleichen Gesichter machten einen um so unangenehmeren Eindruck, weil sie aus schneeweißer Verhüllung hervorsahen. Nach dieser Jungfrauenelite zeigten sich abermals Christusbilder, die gesammte niedere Geistlichkeit St. Peters in ihren Festgewändern mit brennenden Lichtern, das Allerheiligste, die Monstranz, unter einem viereckigen Baldachin, und unmittelbar hinter derselben der Papst Gregor XVI., in der Mitte seiner Kardinäle, Ordensgenerale und Prälaten. Sowohl das Oberhaupt der katholischen Christenheit, als die Kardinäle trugen ein rothseidenes Gewand, mit weißem Spitzenkragen, ihre Häupter waren entblößt; alle beteten eifrig aus ihrem Brevier. Die Schleppe des Gewandes des Papstes wurde von zwei Kardinälen gehalten, während hinter jedem der Kardinäle ein Diener ging, der den rothen Kardinalshut trug. Gregor XVI. ist ein kleiner Mann, von ehrwürdigen Zügen, hat eine gebogene Nase und lebhafte Augen und eine frische Gesichtsfarbe. Er schien uns noch sehr rüstig und kräftig. In dem Augenblick, wo die Monstranz und der Papst an uns vorüberkamen, warf sich unsere ganze Umgebung auf die Knie, auch die Wachen, welche die Chaine bildeten, präsentirten

knieend. Dies wiederholte sich überall, und wir trugen kein Bedenken, uns der Sitte des Landes zu fügen und gleichfalls unser Knie zu beugen. Der heilige Vater hielt die Augen unablässig auf sein Buch gerichtet, und schien, in frommes Gebet versunken, auf die Umgebung nicht zu achten. Dem Papst und den Kardinälen schlossen sich alsbald die päpstlichen Truppen an, welche nach Verschiedenheit der Waffen hinter einander folgten und durch drei große Musikchöre von einander getrennt waren, die zu dem Donner der Kanonen, zu dem Geläute und Gebimmel *) der Glocken eine weithinschallende lustige Janitscharen-

*) Gebimmel. Dies ist eigentlich der richtigste Ausdruck, um das Geläute der Glocken in Italien zu bezeichnen. In der Regel sind die Glocken nur von mittler Größe, daher sie einen mehr hellen, als tiefen Klang haben; auch hängen sie meist unbeweglich in der Luft, daher sie nicht, wie dies in Deutschland geschieht, beim Läuten hin- und herbewegt werden können. Der Glöckner fährt vielmehr mit einem Klöppel in der Glocke schnell hin und her, oder er bewegt von außen eine mit einem Doppelklöppel versehene Kurbel so dicht an derselben, daß die Klöppel schnell hinter einander anschlagen. So entsteht ein Gebimmel, welches fast so klingt, als wenn man einen eisernen Stab in einem Kessel schnell hin- und herbewegt und gegen die Seitenwände desselben anschlägt. Höchst eigenthümlich, obwohl nicht angenehm, klingt dies Gebimmel weit hin über die Felder, wenn wir uns zur Zeit des Ave Maria noch auf der Landstraße befinden. —

Musik machten. Dazu das Geschrei des lebhaften Volkes, welches sich bei jeder neuen Erscheinung seine Bemerkungen mittheilte! Es war ein Lärm, daß man einander nicht verstehen konnte. Mit den Truppen schloß die Prozession, die nach Ablauf einer Stunde etwa den Umgang beendigt hatte, und in der Kirche sich auflösete.

Auf den Balkonen der Kirche sahen wir schwarz gekleidete Nonnen mit ihren weißen Schleiern unverhüllten Gesichts der Prozession zuschauen. Sie haben an diesem Tage Dispens vom Papste, und dürfen, auf diese Weise vom Volke geschieden, der Festlichkeit beiwohnen. Wie mögen die Armen auf diesen Freudentag hoffen! Ein Romandichter könnte in diesem Umstande Stoff zu einem zärtlichen Nonnen-Liebesroman finden.

Nach beendigter Prozession fuhren wir auch heut auf dem Corso, dann aber in den öffentlichen Anlagen des Monte Pincio spazieren. Man fährt von der Piazza del popolo hinauf. Ich habe schon erwähnt, daß sich der Berg terrassenartig erhebt. Napoleon, dessen Andenken in ganz Italien mit Enthusiasmus bewahrt wird, hat diesen Hügel, der einen freundlichen Anblick über die Stadt gewährt, zu einem öffentlichen Vergnügungsort umschaffen lassen. Die schönsten Alleen, mit Marmorstatuen geziert, führen auf die Höhe, wo sich parkähnliche Anlagen befinden, auch

ein Obelisk steht. An der nach der Stadt gelegenen Seite ist eine Brustwehr errichtet, über welche hinaus man einen großen Theil Roms übersieht. Rechts erblickt man sich gegenüber den langen Hügelrücken des Monte mario mit seinen Pinien, in der Mitte den vatikanischen Hügel und die gewaltige Peterskirche, zur Linken auf den näher liegenden Hügeln und überall im Thale neben und über einander Kirchen, kleine Kuppeln, Thürmchen und Häuser. Es war die erste nähere Ansicht von Rom, die wir hatten; nachdem ich das Innere der Stadt schon kennen gelernt, übertraf sie meine Erwartungen, wiewohl ich bekennen muß, daß ich mir die ewige Weltstadt viel großartiger vorgestellt habe. Auch hier gähnten uns an vielen Stellen die schwarzen Fensteröffnungen entgegen; vergebens suchte ich himmelanstrebende Thürme, wie sie die gothische und altdeutsche Baukunst in unserm Vaterlande geschaffen; mit Ausnahme der Peterskuppel hat Rom keine hohen Thürme, und selbst diese imponirt nicht so durch ihre Größe, wie es der Fall sein würde, wenn sie schlank und pyramidenartig sich in die Luft erhöbe. Wir sind verdammt, enttäuscht zu werden!

Abends waren wir im Mausoleum des August, und sahen daselbst — die Asche dieses großen Kaisers? — Mit nichten: die Sprünge einer Kunstreitergesellschaft. An der Stelle des Mausoleums nämlich,

so erzählte uns wenigstens unser Cicerone, hat man ein großes Amphitheater ganz nach alter Art errichtet, in dem Kunstreiter und ähnliche Leute ihre Vorstellungen geben. Es ist rund und durchaus von Stein erbaut, von ungeheurer Größe, oben ganz offen, also ohne Dach, und enthält, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, außer den unbedeckten Plätzen, welche die Arena umgeben, eine zweite Reihe unbedeckter steinerner Sitze über dem Parterre und dann noch drei oder vier Logenreihen über einander. Jede Loge ist von der andern durch eine steinerne Wand geschieden und selbst der Fußboden überall von Stein. Die Logenreihen waren sämmtlich rings umher mit einem Kranze von Lampen erleuchtet, so daß Tageshelle im Innern des Amphitheaters herrschte, während sich über den Zuschauern der nächtliche, schwarzblaue Himmel ausbreitete. Wir sahen eine Vorstellung der Guerra'schen Kunstreitergesellschaft, und wurden durch die mittelmäßigen Leistungen derselben eben so sehr als durch eine abscheuliche Musik gelangweilt. Dennoch versicherte man uns, daß ein vorzügliches Musikkorps spiele. Statt der gerühmten milden Abendluft Italiens fühlten wir in der Mitte des Juni Frostschauer. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Alles, was ich über Italien gehört und gelesen habe, irrthümlich oder absichtlich entstellt ist.

Als wir nach unserm Gasthof zurückgekehrt waren, übergab uns Mossiou eine Berechnung seiner

Auslagen für uns während der zwei Tage unserer Anwesenheit hierselbst. Nach unserer Ueberzeugung mochte er im Ganzen fünf Thaler ausgegeben haben; seine Rechnung lautete auf zwölf Piaster. Wir zahlten, nahmen uns aber vor, ihn besser zu kontrolliren.

Achtzehntes Kapitel.

Die Kirchen St. Maria clemente, St. Maria maggiore. St. Giovanni in Laterano. Die Christustreppe. Basilika St. Paolo. Die Bäder des Titus. Das Museum im Kapitol. Betrachtung über die Alterthümersammlungen zu Florenz und Rom. Die Tiberinsel. Ponte rotto, Aussicht und Flöhe. Der Vestatempel. Der Tempel des Antoninus Pius, jetzt päpstliches Mauthamt. Teatro di Marcello. Ein Leichenbegängniß. Schauerlicher Anblick der verhüllten Brüderschaften. Das Pantheon, jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres. Die Pfütze in der Kirche. Collegio Romano. Die Piazza Navona mit ihren Fontainen. Die Treppe des Pallastes Braschi. Die Kirche Trinità de' monti. Die Piazza di Spagna. Limonadenhändler. Fontainen in nuce. Die Sorbettobottega. Apostrophe an die römischen Bettler. Den Reisenden ist bereits die Lust vergangen, Italien noch weiter kennen zu lernen. Römischer Handel. Die Villa Borghese. Römisches Theater. Unterhaltung mit einem Enthusiasten.

Rom, am 14. Juni.

Heute Vormittag besuchten wir die älteste Kirche Roms, St. Maria clemente, angeblich von Helena,

der Mutter Konstantins des Großen ums Jahr 300 n. Chr. erbaut. Sie ist klein, trägt wirklich Spuren eines hohen Alters, ist ganz aus Quadern erbaut, und mit Mosaik reichlich verziert. Dann begaben wir uns nach St. Maria maggiore, einer der schönsten und größten Kirchen Italiens, die innerlich aus drei abgesonderten Schiffen besteht, mit 36 jonischen Säulen von weißem Marmor, angeblich aus dem Tempel der Juno Lucina geschmückt ist und viele werthvolle Gemälde enthält. Ferner sahen wir die von Konstantin erbaute Hauptkirche der katholischen Christenheit und päpstliche Kathedrale St. Giovanni in Laterano. Der Name Lateran kommt von Plautius Lateranus, der auf dem Platze, wo die Kirche steht, ein Haus hatte. Auf der Mitte dieses Platzes erhebt sich Roms größter Obelisk, der des Königs Theutmosis II., den Kaiser Konstantius hierherschaffen ließ. Er ist ohne Piedestal 99 Fuß hoch, von rothem Granit. Korinthische Säulen und Pilaster verschönen die Façade der Kirche. Sie hat 5 Eingänge; an dem Mittelportale befindet sich der Balkon, von dem herab der Papst dem Volke seinen Segen ertheilt. Im Innern der Kirche sieht man in zwölf, zwischen kannelirten Pilastern von zusammengesetzter Ordnung befindlichen Nischen, deren jede mit zwei Säulen von verde antico geziert ist, die kolossalen Marmorstatuen der Apostel. Am Hauptaltar darf nur der Papst Messe lesen; in diesem Altare befindet sich ein anderer von Holz, an

dem der heilige Petrus selbst Messe gelesen haben soll. Noch verdient in dieser Kirche Bernini's Meisterwerk, Maria, trauernd über ihren Sohn, aus karärischem Marmor, bemerkt zu werden. — Auf dem Lateranplatze besuchten wir darauf die Kapelle, in welcher die 28 Stufen enthaltende Treppe aus dem Hause des Pilatus aufbewahrt wird, welche Christus hinaufgestiegen sein soll, als Pilatus über ihn zu Gericht saß. Sie ist von grauem Marmor, und die schon sehr ausgehöhlten Stufen derselben sind mit Holz bekleidet, um nicht von den zahllosen Gläubigen, die auf den Knieen hinaufrutschen, abgenutzt zu werden. Die von Konstantin erbaute Kapelle St. Giovanni in Fonte hat eine von acht schönen Porphyrsäulen getragene Kuppel. Endlich sahen wir noch die Basilika di St. Paolo außerhalb der Stadt, eine Kirche mit der merkwürdigsten Façade, die mir vorgekommen. Auch sie soll von Konstantin erbaut sein.

Wir hatten nunmehr die vorzüglichsten Kirchen Roms in Augenschein genommen, und waren übersättigt von allen heiligen Gegenständen. Da noch einige Zeit bis zum Mittagstische übrig war, entschlossen wir uns, die Bäder des Titus zu besuchen, die uns Mossiou als eine große Merkwürdigkeit und als treffliche Ueberbleibsel des Alterthums schilderte. Als wir hinkamen, sahen wir einige schwarze, feuchte, sehr hohe Kellergewölbe unter altem Mauerwerk und Schutthaufen. Mossiou trat hier das Amt eines

Cicerone an einen Mann ab, der in den Trümmern zu wohnen scheint, und dieselben für baare Bezahlung zeigt und erklärt. Nicht ohne Interesse sah ich an der Decke eines der schmalen, wohl 30 Fuß hohen Gewölbe, in welche kein Tageslicht eindringt und ein Wachslicht nur dürftige Hellung verbreitet, Ueberbleibsel alter Malerei. Der Cicerone hatte sein Licht an eine lange Stange gebunden und leuchtete damit dicht an der gewölbten Decke umher, wo wirklich auf der schwärzlichen, feuchten und mit Salpeter bedeckten Mauer noch einige wohlerhaltene Grottesken in verschiedenen Farben sichtbar wurden.

Nachmittags besahen wir das Innere des Kapitols, in dem eine Menge von Alterthümern aufbewahrt wird. Der rechte Flügel enthält das berühmte von Clemens XII. begründete museum capitolinum. Im Portikus des Museums sind eine kolossale Minerva, ein Torso, ein kolossaler Kopf der Cybele, in dem Zimmer del Canope, (so genannt nach einem Gebäude in der Villa Hadriana bei Tivoli) mehrere ägyptische Bildwerke zu bemerken; außerdem aber verdienen der Saal der Inschriften, der Urnensaal mit dem großen Sarkophag, worauf sich Basreliefs aus der Iliade befinden, die Gallerie, der Saal der Kaiser und der der Philosophen (eine große Menge von wohl erhaltenen Büsten in Marmor oder Bronze), der Faun in rosso antico, der sterbende Gallier, die kapitolinische Venus, die Centauren von Basalt, die Alabastersäule und das schöne antike

Mosaikbild des Kardinals Furietti, vier Tauben in Lebensgröße, welche auf einem mit Wasser angefüllten Gefäß sitzen, die Betrachtung jedes gebildeten Reisenden. Schon Plinius erwähnt dieser Tauben, und schreibt das liebliche Bild dem Sosias von Pergamus zu.

Wir haben nunmehr zwei vorzügliche Alterthümersammlungen Italiens, eine in Florenz, eine andere hier in Rom gesehen. Auch in dieser Beziehung findet sich meine Erwartung betrogen. Es mag natürlich sein und den Anforderungen der Pietät entsprechen, dasjenige aufzubewahren und in Ehren zu halten, was von den Vorfahren herrührt; allein man sollte dabei doch mit einiger Auswahl zu Werke gehen, namentlich, wenn es sich von Gegenständen der Kunst handelt. Neben einigen guten Bildwerken sieht man die elendesten, fratzenhaftesten Versuche und nichtssagende Trümmer aufgestellt; enthusiastische Archäologen und befangene Künstler vergöttern indessen Alles, was die italienischen Antikensammlungen aufbewahren, und oft wird für das Werk eines großen Meisters erklärt, was von einem Stümper herrührt. Wenn eher werden die Menschen endlich klug werden? Können sie sich denn nicht vorstellen, daß es auch im Alterthum schlechte und gute Künstler gegeben hat? — Man denke sich nur, daß irgend eine civilisirte Stadt der Gegenwart unterginge, und nach einem Jahrtausend wohl erhalten wieder ausgegraben würde, wie viel mittelmäßige

Produkte der Kunst und Industrie würden neben den bessern an's Tageslicht gefördert werden! Allein die Archäologen würden dann überall Wunder schreien und mit lautem Entzücken in den groben Basreliefs eines alten Ofens aus gebranntem Thon, gefertigt von der Hand eines unwissenden Töpfergesellen, oder in einer schlechten Gypsfigur, die ein italienischer Herumtreiber für wenige Groschen angefertigt, treffliche Werke der Kunst erkennen. Die Alterthumskrämerei ist eine beklagenswerthe Manie!

Wir fuhren hierauf nach der kleinen Tiberinsel, die durch eine Brücke mit der Stadt verbunden, bebaut, bewohnt und vorzugsweise schmutzig ist. Auch hier steht eine Kirche. Auf dem jenseitigen Theil der Stadt gelangten wir in einen ekelhaften Sack. Der Wagen hielt, Mossiou machte uns bemerklich, daß wir den Ponte rotto sehen würden und schlug an die Thür eines höhlenhaften Hauses. Ein schmutziges Weib trat heraus, und verlangte für die Erlaubniß, ihre Schwelle zu überschreiten, mit heftiger Geberde eine bedeutendere Summe, als Mossiou ihr bewilligen wollte. Indem Beide noch hin und her sprachen, kamen die übrigen Hausbewohner hinzu und erklärten, auch sie müßten ein Trinkgeld bekommen, denn die Hausthüre könne auch von ihnen verschlossen werden. Wir waren unterdessen ausgestiegen und sogleich fühlten wir uns von einer Schaar hungriger Flöhe angefallen. Endlich öffnete man die Thür, und wir schritten nun durch das Haus,

welches auf dem hohen Ufer der Tiber lag, und gelangten hinter demselben auf die Trümmer einer sehr schmalen steinernen Brücke, welche sich noch zur Hälfte quer in die Tiber hineinerstreckt. „Dies ist der Ponte palatino," demonstrirte Mossiou, „wegen der Nähe des palatinischen Hügels also genannt. Heut zu Tage heißt die Brücke Ponte rotto. In den ersten Tagen Roms gab es in unserer Stadt nur zwei Brücken, die sublicische und die palatinische. Diese hier, auf deren kostbaren Trümmern Sie stehen, war die erste, welche von Stein erbaut wurde; sie ist seit der großen Ueberschwemmung im Jahr 1598 zerstört worden." Der Ponte rotto war mir ziemlich gleichgültig; allein mit Vergnügen ruhte mein Blick, während ich von den Flöhbissen, die mich quälten, männlich abstrahirte, auf der Gegend, die uns umgab. Zur Linken lag auf einem Felsen in dem graugelben Flusse die Tiberinsel mit ihren alten, aber schön gruppirten Häusern, rechts der Mons Aventinus, vor uns, jenseits der Tiber der runde Vestatempel mit seinen 19 korinthischen Säulen, der Quai des Servius Tullius, und unten im hohen Flußufer sahen wir die Oeffnung der großen Kloake (cloaca maxima der Tarquinier). Doch indem ich dies überlese, finde ich, daß ich schon wieder durch meine Worte der Phantasie zu weiten Spielraum gegeben habe. Schön ist in dem Bilde, welches ich so eben beschrieben, nur die Tiberinsel, die wie ein altes italienisches Kastell im Wasser liegt. Der runde Vesta-

tempel mit den 19 Säulen ist nichts anderes als eine Kapelle der St. Maria del Sole, in elender Gegend gelegen, von Hütten und Ochsenkarren umgeben. Auf die alten Säulentrümmer hat man ein rundes Spitzdach gesetzt, und es läßt sich kein geschmackloseres Bauwerk denken als dieser Vesta=Marientempel. Im Uebrigen erblickt man nur räucherige, mit schwarzen Fensterlöchern klaffende Häusermassen! —

Wir fuhren nach der Stadt zurück und durchkreuzten dieselbe in allen Richtungen. Bei dieser Gelegenheit zeigte uns Mossiou den Tempel des Antoninus Pius, oder richtiger 11 jämmerlich zerbröckelte, räucherige, korinthische Säulen, in welche das Mauerwerk der Façade der päpstlichen dogana (Mauth= oder Zollamt) hineingeklebt ist, um jene vor dem Umstürzen zu bewahren. Ein solcher Anblick ist widerlich. Mossiou hielt uns überall viertelstündige Reden. Der Mann macht uns tod mit seinen Ruinen. Das Teatro di Marcello besteht aus zwei Reihen dorischer und jonischer Säulenreste über einander, welche ebenfalls durch das rußige Mauerwerk des hineingebauten Hauses gehalten werden. Mossiou sagte uns, es sei der Pallast der Familie Orsini; der Himmel weiß, was die Leute hier Pallast nennen! —

In einer engen Straße kamen wir bei einem Trauerhause vorbei, aus dem so eben ein Leichenbegängniß Statt finden sollte. Vor der Thür hatten sich die Träger und zahlreiche Begleitung eingefun-

den; sie waren sämmtlich verhüllt wie in Florenz, jedoch nicht schwarz; sondern sie trugen theils himmelblaue, theils graue Kutten, und über den Kopf einen weißen Bußsack mit Augenlöchern. Bekanntlich giebt es überall in Italien Brüderschaften, die ein frommes Gelübde zu Bestattung der Todten verbindet. Sie unterscheiden sich von einander durch die Farbe der Kleidung und sichern sich durch die Verhüllung vor dem Erkennen. Allein vermummte Leichenbestatter, die durch schauerliche Augenlöcher blicken, erregen nicht das Gefühl theilnehmender Trauer, gewähren nicht ein Bild würdevollen Schmerzes, sondern sie erzeugen Schreck und Angst; — der Fremde denkt unwillkürlich an die Beerdigung der Pestkranken und an die polizeilichen Maaßregeln gegen Ansteckung. Die Särge erwachsener Personen, die wir bis jetzt bestatten sahen, waren stets geschlossen.

Wir hielten vor dem Pantheon, jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres. Wie gern möchte ich mit vollen Backen in die Posaune der Enthusiasten blasen, aber ich kann es nicht. Dies Bauwerk hat mich, hat uns Alle völlig kalt gelassen. Gewiß geht es Tausenden so, es wagt nur Keiner es auszusprechen. Das Pantheon ist bekanntlich von Agrippa, dem Günstling Augusts, 26 vor Christo, allen Göttern erbaut worden, und besteht aus einem zirkelrunden, fensterlosen, mit einem Kuppeldache versehenen Gebäude, an dessen Vorderseite sich ein Portikus mit

einem Fronton befindet. An und für sich betrachtet kann eine Rotunde mit einem Prostyl nicht schön sein; die Symmetrie erfordert entweder auf der entgegengesetzten Seite oder an allen 4 Seiten Säulen; allein abgesehen hiervon, so kann ein Bauwerk, welches so rußig und verfallen aussieht, und auf einen so kleinen, engen, schmutzigen Platz eingezwängt ist, wie das Pantheon, unmöglich ein edles Gemüth ergreifen. Es imponirt auch nicht einmal durch seine Größe. Im Einzelnen betrachtet ist der Portikus, der aus 16 sehr beschädigten, geschwärzten, und mit Spinnegeweben behangenen Säulen aus orientalischem Granit besteht, wovon 8 die Breite der Façade einnehmen, im schönsten Styl erbaut, die Kuppel der Rotunde, welche vom Fußboden gerechnet 132 Fuß hoch und ganz massiv erbaut ist, ein Meisterstück; allein das Einzelne verliert sich im Ganzen. Das Innere mag einst schön gewesen sein; jetzt unterstützen geschwärzte korinthische Säulen und Pilaster rings das Stockwerk, auf dem das Gewölbe ruht. Die Kuppel hat oben eine unverschlossene runde Oeffnung, durch welche das Licht und gleichzeitig der Regen in die Kirche fällt. Der Marmorfußboden war schmutzig, schwarz, schief und zertreten, und in der Mitte der Kirche unter der Oeffnung hatte das Regenwasser eine Pfütze gebildet! Genug — das Pantheon des Agrippa gewährt von Innen und Außen einen kläglichen Anblick. Und obenein muß man hier wieder fragen: Wie viel ist an

dem alten Mauerwerke neu? — Um den Platz, auf dem das Pantheon steht, noch mehr zu verkleinern, hat man auch hier einen Obelisken angebracht.

Wir fuhren an dem Collegio Romano vorüber, das wie ein finsteres Jesuiter-Kollegium aussah, und hielten bald darauf auf der Piazza Navona. Mossiou erklärte uns, daß wir uns auf dem schönsten und größten Platze Roms befänden. Mit Ausschluß der drei Fontainen, welche ihn zieren, der Agneskirche an der einen Seite des Platzes und des Pallastes Braschi, sahen wir indessen nichts Schönes auf demselben, wohl aber viel Koth und Unflath und mehrere sehr gewöhnliche Häuser. Insbesondere verdient die mittlere Fontaine Betrachtung. In der Mitte eines verräucherten Marmorbassins von 73 Fuß Durchmesser erhebt sich ein durchbrochener, 40 Fuß hoher Felsen, auf dem ein rußiger Obelisk von 51 Fuß Höhe steht. An den vier Seiten des Felsens befinden sich vier kolossale, altersschwarze Statuen, nach Bernini's Angabe, vier Hauptflüsse der Erde: den Ganges, Nil, la Plata und die Donau, darstellend, welche reichlich Wasser in das Bassin strömen lassen. In dem Pallast Braschi bewunderten wir eine sehr schöne und auch reinliche Marmortreppe, welche sich zwischen Säulen und Pilastern aus rothem orientalischem Granit empor hebt.

Von hier aus begaben wir uns nach der Piazza di Spagna. Eine hohe, breite Treppe führt in terrassenförmigen Absätzen unmittelbar von diesem, am

Fuße des Monte Pinzio gelegenen, Platze den Hügel hinauf zur Kirche Trinita de' monti. Die mit zwei Thürmchen gezierte Façade dieser Kirche und der vor derselben aufgestellte 44 Fuß hohe ägyptische Obelisk, gewähren, im Verein mit der Treppe, von der Piazza di Spagna aus betrachtet, ein mahlerisches Bild. Auf der Piazza steht ein Springbrunnen. Wir mußten über einen Limonaden- und Citronenhändler lachen, der hier seine Bude aufgeschlagen, durch eine dünne Röhre Wasser aus dem Brunnen zu sich herüber geleitet und auf seinem Tische eine Fontaine in nuce angelegt hat. Auch in andern neben Springbrunnen befindlichen Buden haben wir dies wahrgenommen. Ohne Fontainen können nun einmal die Leute in Rom nicht leben.

An der Ecke der Via condotti, der Treppe gegenüber, befindet sich eine Sorbettobottega. Es ist gebräuchlich, mit den Karossen hier still zu halten und, im Wagen sitzend, Erfrischungen einzunehmen. Auch wir thaten dies. Während wir hielten, stürzten die Bettler schaarenweis auf uns zu, und erbaten, oder richtiger erschrieen für den Segen der gebenedeiten Mutter Gottes eine Kleinigkeit (qualche cosa). Habe ich Euer doch ganz vergessen seit einigen Tagen, Ihr lieben, italienischen Bettler! Zu Eurer Ehre will ich indessen hier nachholen, daß Ihr seit unserer Anwesenheit in Rom redlich das Eure gethan habt, uns den Aufenthalt zu vergällen. Wo wir ausstiegen, wo etwas zu sehen war, überall, ins

besondere an der Schwelle der Kirchen, empfingt Ihr uns mit Eurem wohl einstudirten, markdurchbohrenden Geschrei, oft noch durch die kräftigen Lungen Eurer Kinder unterstützt. Gleich am St. Petersthor begrüßtet Ihr uns, und Euer schrillendes, jämmerliches qualche cosa hat mich schon fieberhaft aus dem Traume aufgeschreckt! Es ist wahr, Ihr seid arm, Ihr verdient Mitleiden; aber gern wollten wir Euch überall das Doppelte geben, wenn Ihr nur bescheiden und verschämt betteln wolltet, wie es bei uns geschieht. Und wie kommt es doch, daß Ihr nie einen Italiener anbettelt? Warum habt Ihr Euch verbrüdert, blos aus der Tasche der Fremden zu leben? —

Wirklich erkennen die italienischen Bettler instinktartig den Fremden. Wir hielten heut neben vier oder fünf andern Wagen. Wir allein wurden gequält; die lieben Landsleute wurden verschont. Steter Anblick des Elends verbittert das Dasein. Ihr Enthusiasten, die Ihr nicht genug Worte finden könnt, die hesperischen Gefilde auf Kosten Eures Vaterlandes zu erheben, Eure Herzen müssen sehr verknöchert sein, das Elend muß Euch wenig rühren, wenn Ihr wünschen könnt in einem Lande zu leben, welches überall Elend unter Ruinen und Unflath zur Schau trägt. Wir sind enttäuscht. Schon jetzt. Es ist uns, aufrichtig gestanden, die Lust vergangen, nach Neapel zu gehen. — Indessen was würden unsre Freunde und Angehörigen bei unserer Rückkehr sagen? Sie, die jetzt noch, wie vor wenigen Wochen

auch wir, Italien als das Eldorado aller Wünsche betrachten, würden uns nicht begreifen können; man würde unsere Bildung, unsere Empfindung in Zweifel ziehen und mit der Erklärung schließen, wir seien wohl noch nicht reif gewesen, eine Reise nach Italien zu machen. Also Muth! Vorwärts! Neapel soll ja doch so entzückend schön sein; vielleicht finden wir dort Entschädigung.

Wir fuhren den Corso ein Paar Mal auf und ab. Diese belebteste Straße Roms enthält nur ein Paar Gemmen=, Mosaik= und Antiquitätensammlungen und etliche dürftige Galanterieläden, außerdem sieht man höchstens Käseboutiken. Das ist der Handel und die Industrie in Rom! — Mossiou hatte zum Schluß des Tagewerks noch eine Spazierfahrt im Garten der Villa Borghese vor der Porta del popolo in Vorschlag gebracht. Diese Villa ist von dem Kardinal Scipio Borghese, unter dem Pontifikat Pauls V., seines Onkels, erbaut worden. Wir fanden die Anlagen des Gartens recht hübsch. Die Einfahrt in der Nähe der Porta del popolo ist nach den Propyläen (Vorhallen) des Minervatempels, von Canina erbaut. Bosketts und schöne Alleen wechseln mit einander; eine Menge von Statuen, Büsten, Sarkophagen und andern Marmorkunstwerken, Fontainen und Vogelhäuschen zieren den Garten. Am Ende einer breiten, schattigen Allee von italienischen Eichen befindet sich ein kleiner Teich, an dessen jenseitigem Ufer sich ein kleiner Tempel, dem

Aesculap geweiht, erhebt. Alle Anlagen waren übrigens schlecht in Ordnung gehalten, dürres Laubwerk lag auf der Erde, die Gänge waren unreinlich und verwildert und der Teich verschlammt! —

Wir hatten beabsichtigt, Abends noch in's Theater zu gehen. Da wir aber erfuhren, daß die Vorstellungen hier erst um 10 Uhr anfangen, so blieben wir lieber zu Hause, so neugierig uns auch die jammervolle Musik im Mausoleum des August gemacht hat, die römische Opernkapelle kennen zu lernen. Daß eine Theatervorstellung um 8 oder 9 Uhr anfängt, mag hingehen; allein wie man um 10 Uhr damit beginnen und die Nacht zum Tage machen kann, ist mir nicht wohl begreiflich. Kurzsichtiger, hör' ich hier ausrufen, in dem göttlichen Klima Italiens macht man ja absichtlich die Nacht zum Tage! Der Italiener verkriecht sich bei Tage; erst wenn die Sonne hinabgesunken ist, kommt er hervor; der Abend ist sein Morgen; Seligkeit empfindet er unter dem hellglänzenden Nachthimmel seiner Heimath. Welch' Entzücken, eine italienische Nacht im Duft der Orangenblüthen zu durchschwelgen! — Gemach, gemach, antworte ich, sehr ruhig eine Prise nehmend. Gäbe es italienische Nächte, werthester Enthusiast aus dem Norden, wie ich sie mir gedacht und Sie sich dieselben noch zu denken belieben, dann möchte es freilich wohl sehr angenehm sein, eine solche Nacht im Freien zuzubringen; allein hier war ja die Rede vom nächtlichen Besuch des Theaters, wo es nur

einen gemahlten Himmel und Lampenduft giebt. Und leider kann ich, nach den Erfahrungen, die ich bis heut in Italien gemacht, weder an die italienischen Nächte, noch an den Orangenduft glauben, dessen Sie erwähnen. Wir befinden uns in der Mitte Juni, in der Mitte Italiens, und noch haben wir keine schönere Nacht erlebt, als zu derselben Zeit in Deutschland, noch haben wir nur Orangen in Kübeln gesehen, noch ist Italien in keiner Beziehung schöner, sondern in jeder vielmehr schlechter als Deutschland. Bald weiß ich indessen selbst nicht mehr, was ich von mir, oder von Italien, oder von den Berichterstattern denken soll. —

Neunzehntes Kapitel.

Peterskuppel. Briefe in die Heimath. Der Vatikan. Unfläthereі. Die Sixtinische Kapelle; Michel Angelo's Schöpfung und jüngstes Gericht. Die Paulinische Kapelle. Museum Chiaramonti. 11,000 Zimmer im Vatikan, eine Lüge. Das Belvedere, der Torso, Laokoon und Apoll. Abendliche Spazierfahrt, Theater und Flöhe.

Rom, am 15. Juni.

Während meine Reisegefährten Vormittags die Kuppel der Peterskirche bestiegen, um die umliegende Gegend zu betrachten, beschäftigte ich mich mit Briefen für die Heimath. —

Nachmittags besuchten wir den Vatikan. Als wir eben Bernini's Portikus und die sich anschließende bedeckte Gallerie, welche zum Vatikan hinaufleitet, bewunderten, bemerkten wir plötzlich mit Unwillen, daß an der Stelle, wo der Portikus und die Gallerie zusammenstoßen, ganze Haufen von Unflath zwischen den Säulen lagen. Hier wo der Papst in den Wagen steigt, wenn er den Vatikan verläßt, entblöden sich die modernen Bewohner Roms (der

Himmel verhüte, daß ich sie Römer nenne) nicht, ihre Nothdurft zu verrichten, und die päpstlichen Diener oder die Kirchendiener St. Peters finden es nicht einmal der Mühe werth, den Koth fort zu schaffen.

Wir stiegen eine außerordentlich bequeme, breite Treppe zur ersten Etage hinauf und gelangten durch einen mit Freskogemälden gezierten Vorsaal in die Sixtinische Kapelle. Sie ist unter Sixtus IV. von Pintelli erbaut, und enthält die beiden weltberühmten Freskobilder Michel Angelo's: die Schöpfung und das jüngste Gericht. An jener soll dieser unsterbliche Künstler zwanzig Monate, an diesem unter Paul III. drei Jahre gearbeitet haben. Beide Bilder sind aber durch Feuchtigkeit und durch den Dampf des Weihrauchs und der Kerzen so schwarz geworden, daß man nur mühsam die einzelnen Theile herauszufinden im Stande ist und sich selbst mit bewaffnetem Auge nicht ergriffen fühlen wird. Warum ließ man diese Kunstwerke untergehen? Das jüngste Gericht nimmt eine ganze Seitenwand ein. Alle Figuren haben Lebensgröße. In der Mitte des Bildes sieht man Jesus mit seiner Mutter, umgeben von den Aposteln und andern Heiligen, über ihm schwebende Engel mit Symbolen der Passion. Eine andere Gruppe von Engeln läßt die Tuba des Weltgerichts ertönen, unten erstehen die Todten; bei Einzelnen legt sich das Fleisch um die Gerippe, Andere suchen die lastende Erde von sich abzuwälzen, Einige haben

bereits die Gestalt des Lebens wiedergewonnen, und streben, von Engeln unterstützt, den Himmel zu gewinnen, während noch Andere im furchtbaren Kampf mit scheußlichen Dämonen, von diesen in die Hölle hinabgezogen werden. Höchst unglücklich scheint mir indessen in diese rein christliche Komposition Charon zu passen, der auf der rechten Seite des Bildes seinen Nachen mit Verdammten belastet. — Einst muß das Bild sehr schön gewesen sein; gegenwärtig ist es auf den ersten Anblick nur eine mit bräunlichen und schwarzen Flecken und Farbenkleckſen überzogene feuchte Wand! —

Nachdem wir auch die Paulinische Kapelle besehen hatten, begaben wir uns nach dem Museum Chiaramonti, oder der Sammlung von Statuen und andern Antiquitäten, welche die Päpste Clemens XIII., Pius VI. und besonders Pius VII. (Chiaramonti) in verschiedenen Gallerien und Sälen des Vatikans haben aufstellen lassen. Der Vatikan ist ein ungeheures Gebäude, oder richtiger, besteht aus mehrern durchaus unsymmetrisch zusammenhängenden Gebäuden, woran Bramante, Rafael, Ligorio, Fontana, Maderni und Bernini gearbeitet haben. Er hat drei Etagen, enthält zwanzig Höfe, 8 große und gegen 200 kleine Treppen, und ist 1080 Fuß lang, 720 Fuß breit. Wenn behauptet wird, was uns auch Mossiou erzählte, daß er 11,000 Zimmer in sich schließe, so ist es unbegreiflich, wie vernünftige Menschen dergleichen Uebertreibungen Glau-

ben beimessen können, da ein einfaches Rechenexempel nach dieser in Zahlen angegebenen Größe den Beweis gewährt, daß so viel Zimmer nicht darin befindlich sein können, es sei denn, daß es Kämmerchen wären. Allein von Italien wird nun einmal Alles geglaubt, es sei noch so übertrieben, und Jeder trägt gern dazu bei, die Ueberschätzung dieses Landes zu erhöhen.

Der Archäolog kann übrigens Monate lang in dieser reichen Sammlung von Statuen, Büsten, Basreliefs, Inschriften, Vasen, Altären und Grabmälern verweilen; er wird unablässig neue Ausbeute finden. Wir hatten uns entschlossen, unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise dem Museo Pio-Clementino zu widmen, dessen runder Vorsaal auf den bekannten Balkon führt, der seiner Aussicht wegen den Namen Belvedere hat, wonach mehrere ausgezeichnete Marmorwerke des Alterthums, die man in den angrenzenden Säälen aufbewahrt, benannt werden. Im viereckigen Vorsaal bewunderten wir den schönen Torso von Belvedere, Ueberbleibsel einer Statue des Herkules, von Apollonius, im Portikus des Hofes, den Merkur (Antinous), die unvergleichliche Gruppe des Laokoon, zur Zeit Julius II. in der Gegend der sieben Sääle gefunden, und im letzten Zimmer den trefflichen Apoll von Belvedere, der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Antium ausgegraben wurde. Die Gruppe des Laokoon ist gewiß das vorzüglichste Kunstwerk des Alterthums. Man kann

sie, wie Rafaels Madonna zu Dresden, Stunden lang betrachten und wird stets neue Schönheiten entdecken. Ich machte die Bemerkung, daß die Abbildungen und Kopien dieser Gruppe den Kopf des Vaters sämmtlich mehr oder minder unrichtig darstellen. Laokoon erscheint nämlich fast überall als ein Greis; er ist aber ein kräftiger Mann, etwa in den Vierzigen, und selbst Bandinelli's meisterhafte Kopie in Florenz hat in dieser Beziehung das Original nicht ganz treu wiedergegeben. —

Abends fuhren wir vor der Porta del popolo in der nach Ponte molle führenden Straße spazieren. Eingezwängt in eine Reihe von Wagen kamen wir nur langsam vorwärts. Ich begreife nicht, wie die Bewohner Roms einen Gefallen daran finden können, ihre Spazierfahrten immer nur zwischen Häusern zu machen. — Später, in der Nacht, besuchten meine Reisegefährten das Theater, wo sie sich in diesem Augenblick gut oder schlecht amüsiren; jedenfalls aber noch mehr durch Ungeziefer leiden werden, als ich, der Zurückgebliebene.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Konsul Valentini. „Schlafen Sie nicht in Terracina!“ Die Aria cattiva. Apostrophe an die holde, mütterliche Frau Germania. Mossiou schnellt die Reisenden abermals was Weniges. Die Wirthsrechnung in Rom. Abreise nach Neapel. Die appische Straße. Ruinen der Aquädukte des Claudius. Horazens Reise nach Brundus. Torre di mezza via. Das Grabmal des Askanius. Albano. Das Grabmal der Kuriatier, eine freche Mystifikation. Ein Paar Worte über die Aechtheit der angeblich antiken Ruinen in Italien überhaupt. Weg über Gonzano nach Velletri. Laubdunkel, eine Merkwürdigkeit in Italien. La Riccia. Velletri. „I passaporti!“ Ein Heiligenfest. Die Tageslänge nimmt ab. Ueber die Durchsichtigkeit der Atmosphäre in Italien. I passaporti! noch ein Mal. Reisekost. Ursache des schlechten Brotes in Italien. Noch ein Wort über italienische Gegenden. Fruchtbarkeit Italiens in Erzeugung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen.

Velletri, am 16. Juni.

Gleich am ersten Tage unserer Ankunft in Rom hatten wir den römischen Banquier und preußischen Konsul, Signor Valentini, besucht. Wir fanden in

ihm einen freundlichen, herzlichen, liebenswürdigen Mann, der uns mit größter Bereitwilligkeit seine Dienste anbot. Heute Vormittag empfahlen wir uns bei ihm; wir wollen Neapel so schnell als möglich erreichen, da es ja dort so heiß sein soll, und der Sommer nahe ist. Auf dem Rückwege werden wir noch einige Tage in Rom verweilen und das jetzt Versäumte nachholen. Herr Valentini billigte unsern Reiseplan, und rieth uns, den Weg nach Neapel über Terracina und die pontinischen Sümpfe zu nehmen. Zu wiederholten Malen sagte er aber: „Schlafen Sie nicht in Terracina!“ Auf die Frage, weshalb wir dies nicht thun sollten, erwiederte er, daß wir, an das Klima des Landes nicht gewöhnt, jedenfalls vom Schlage gerührt werden würden, da bereits die Zeit der Aria cattiva *) beginne. Daß diese Luft auf Rom einen besonders verderblichen Einfluß äußere, wollte er nicht einräumen. Er gab zwar zu, daß in den Monaten Juli, August und September in Rom ein Fieber und größere Sterblichkeit herrsche, versicherte aber, daß dies nur unter den niedern Klassen der Fall sei, und daß man in den mittlern und höhern Ständen bei vernünftiger Diät und Vermeidung der Zugluft von der Aria cattiva nichts zu fürchten habe. Ich schreibe nieder, was er sagte; allein so lange ich in Rom war, habe ich mich unwohl befunden; schon jetzt, ungeachtet der gefürchtete Juli

*) D. i. der gefährlichen Sumpfluft.

erst herannaht, muß die Luft daselbst ungesund sein, und es ist verzeihlich, daß ein Bewohner Roms dem Gerücht, als verschlimmere sich die Luft der Stadt von Jahr zu Jahr, zu widersprechen bemüht ist. Welch ein trübseliges Land ist dies Italien! Bis jetzt haben wir fast nur reizlose, öde Felder, Wüsten, Kloaken, Ruinen und schmutzige Höhlen gesehen, und jetzt sollen wir nun einen Landstrich durcheilen, in welchem der Pesthauch der Vernichtung weht und das Mordmesser des Räubers blinkt. Mein theures, zurückgesetztes deutsches Vaterland, wie bist du so schön, so reizend, so gesund! Du bist das Abbild einer holden, mütterlichen Frau, Germania! Zürne nicht über Deine entarteten Kinder, die das freundliche, farbige Haus mit der grünen Flur, welches Du ihnen öffnest, verlassen, um sich in der Schmutzhöhle der Buhlerin Italia zu entnerven! Zürne ihnen nicht, denn sie sind verlockt und verführt von denen, die sie mit falscher Schilderung betrogen, von denen, die entweder in ihrer Ueberspannung mit befangenem Auge sahen, oder die hämisch und schadenfroh die Unwahrheit berichteten, um Andere zu gleichem Geldverlust und zu gleicher Enttäuschung zu führen! —

Mossiou hatte unsere Pässe visiren lassen und brachte uns dieselben mit einer zweiten Berechnung seiner Auslagen, die für die vergangenen beiden Tage abermals kunstreich mit 12 Piastern abschloß, wiewohl er nur etwa vier Piaster verlegt haben mochte. Wir nahmen noch eine Mittagsmahlzeit ein, und

mußten dann dem Wirth für unsere fünftehalbtägige Anwesenheit eine Rechnung von 84 Piastern bezahlen! — Der Augenblick der Abfahrt eines Reisenden in Italien wird methodisch benutzt, ihm noch so viel Geld als irgend möglich zu entreißen. Von allen Seiten kommen Leute zum Vorschein, die man früher nicht gesehen; ganz fremde Personen machen sich noch etwas am Wagen oder mit den Sachen des Reisenden zu schaffen. Man sei auch noch so sparsam; im Ganzen geht eine bedeutende Summe verloren. Wir hatten den Cameriere, einen guten bescheidenen und besonders aufmerksamen Mann, gebeten, uns die Anzahl der Personen zu nennen, denen ein Trinkgeld zustehe (denn die italienischen Gastwirthe geben ihren Leuten wenig oder gar keinen Lohn und die Letztern sind also fast ganz an die Fremden gewiesen); wir hatten unsere Trinkgelder nach seiner wirklich bescheidenen Angabe eingerichtet; nichts desto weniger mußten wir 25 Piaster für Aufwartung bezahlen.

Sowohl vom Herrn Valentini als von unserm Cameriere war uns übrigens die unerfreuliche Mittheilung geworden, daß der Weg nach Neapel sehr von Räubern beunruhigt werde. Der Cameriere bemerkte, daß die ganze Route durch die Apenninen und insbesondere der Weg von Florenz nach Rom ebenfalls sehr gefährlich sei, und äußerte seine Verwunderung, daß wir ihn so glücklich zurückgelegt hätten! — Vor der Thüre hielten zwei Postillone mit vier Extrapostpferden; vergebens hatten wir gebeten, uns nur

zwei Pferde vorzulegen. Mossiou ersuchte uns sehr beweglich, ihn bei unserer Zurückkunft wieder als Cicerone anzunehmen, was wir versprachen, da wir den gebildeten, wohlerfahrenen, artigen Mann lieb gewonnen hatten und sein ächt italienisches Raffinement, sich Geld zu verdienen, uns wirklich belustigte. Ueberdies zwingt uns der Umstand, daß wir mehrere in Rom eingekaufte Sachen zur Vermeidung einer Versteuerung dort zurückgelassen haben, nach unserer Zurückkunft von Neapel wieder bei Martignoni einzukehren.

Der Weg führte durch das St. Johannes-Thor am Lateran vorbei auf die appische Straße, die so elend ist, daß man jeden Augenblick fürchten muß, den Wagen zu zerbrechen. Was denkt man sich doch in Europa unter der Via Appia! — Zur Linken der Straße sieht man nicht weit vom Thore alte Grabmäler, später im Felde die mahlerischen Ruinen der Aquädukte des Claudius, welche quer über den Weg fortlaufen. Nächst dem Koliseum hat mich der Anblick dieser Bogenmauern am meisten ergriffen. Noch weiter entfernt bemerkt man zur Rechten eine Menge von Trümmern im flachen Felde, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich die alte Stadt bis hierher erstreckte, da sie, die Vorstädte mit inbegriffen, 3,000,000 Einwohner hatte, während das heutige Rom deren nur 140,000 zählt.

Wir befanden uns also gegenwärtig auf dem Wege, den einst Horaz, 41 Jahr vor Christi Geburt,

mit seinem Freunde Heliodor zurücklegte, als er die in seinen Satyren mit so vieler Laune beschriebene Reise nach Brundusium machte. Ich hatte den Horaz bei mir, und verfolgte seinen Reisebericht mit um so größerem Interesse, als ich vergleichend meine Augen über der Landschaft umherschweifen lassen konnte.

Vom Torre di mezza via, einer bloßen Alberge, 2 Meilen von Rom, ging's allmälig die Höhe nach Albano hinauf. Links vor der Stadt steht eine alte Ruine am Wege, das Grabmal des Askanius genannt. Albano, in dessen Nähe das alte Alba longa gelegen haben soll, ist ein ziemlich freundliches Städtchen. Beim Herausfahren aus demselben sahen wir die Ueberbleibsel eines alten Mausoleums, welches das Grabmal der Kuriatier sein soll *). Auf einem viereckigen Mauerwerk erheben sich vier kegelförmige, niedrige, oben abgestumpfte Säulen. Allein diese kegelförmigen Aufsätze und ein Theil des Fundaments waren so eben nicht etwa blos reparirt, sondern ganz neu erbaut worden, und noch sahen wir das Baugerüste! In wenig Jahren werden diese neuen Mauern schwarz sein und alt aussehen; jeder gläubige Archäolog, jeder das klassische Alterthum verehrende Reisende wird dann in frommer Begeisterung dies Werk anstaunen und es für eine ehrwürdige Ruine

---

*) Andere behaupten, es sei das Grabmal des Pompejus.

halten. Der Italiener weiß, daß die Fremden ganz arg nach den Ruinen sind. Sie lachen über diese Manie, und zeigen für gutes klingendes Geld so viel Ruinen, als man haben will. Wer mag ihnen verargen, daß sie künstliche Ruinen schaffen, bringt's ihnen nur Geld? — Hätte ich doch dies Grabmal der Kuriatier nie gesehen! Jetzt ist auch mein Glaube an die Ruinen erschüttert, und was mir kürzlich dunkel ahnte, daß man die Aechtheit derselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt keinesweges verbürgen könne, ist jetzt in mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden.

Der Weg von Albano nach Genzano und von da nach Velletri ist reizend. Das Albanergebirge hat hier durchaus den Charakter einer frischgrünen nördlichen Gegend. Man fährt hinter Albano bald auf, bald zwischen reizenden Hügeln, durch Schluchten, die von uraltem Laubholze dicht beschattet sind; unwillkürlich gedachten wir hier in der lang entbehrten Kühlung des Walddunkels unsers Vaterlandes, welches so reich ist an diesen Schönheiten. Auf der Höhe eines Hügels liegt, einem schwarzen Raubnest vergleichbar, der Flecken la Riccia. Er stört den freundlichen Eindruck, den die Gegend hervorbringt. Eine schattige Allee führt dann nach Genzano, einem elenden, aber reizend auf einem Hügel gelegenen Dorfe, von dem man das blaue Meer erblickt. Die Gegend bleibt bis Velletri hügelig, wo wir Abends um 8 Uhr eintrafen, mit dem gewöhnlichen Anruf: „i passa-

porti!“ empfangen wurden, und nach verdrießlichem Aufenthalt am Thore im Posthause einkehrten. Die ganze Bevölkerung war wieder auf den Beinen. Ein uns gegenüber liegendes Gebäude war auf klägliche Weise erleuchtet; Leuchtkugeln und Schwärmer stiegen zur Linken über die Häuser empor. Man feierte das Fest eines Heiligen. Ueberhaupt kennt man in Italien nur Feste, die auf die Religion Bezug haben.

Je südlicher wir kommen, je mehr nehmen die Tage ab, in einer Jahreszeit, wo wir bei uns dem längsten Tag entgegensehen. In Berlin würde man heute um ein Viertel auf zehn Uhr noch ohne Licht lesen können, hier war es schon dunkel, als wir um 8 Uhr in's Thor einfuhren. Die Dämmerung wird immer kürzer; bald nach Sonnenuntergang breitet die Nacht ihre Schleier über die Gegenstände. Wenn die Dämmerung dadurch entsteht, daß sich die Lichtstrahlen der untergegangenen Sonne noch im Dunstkreise der Erde brechen, so muß allerdings angenommen werden, daß der südliche Theil Italiens nur einen schwachen Dunstkreis hat, weil die Dämmerung hier wirklich nicht so lange währt, als in nördlichen Gegenden. Nichts desto weniger habe ich, mit Ausschluß jenes Mittags auf dem Wege von Florenz nach Rom, noch keinesweges Gelegenheit gehabt, eine größere Reinheit der Luft in Italien zu bemerken, vielmehr ganz dieselben Veränderungen in der Atmosphäre wahrgenommen, welche den nördlichen Gegenden eigenthümlich sind.

Bald nach unserer Ankunft im Posthause wurden uns die Pässe zum zweiten Male abgefordert. Nicht genug, daß am Thore für die Einsicht derselben bezahlt worden ist, drängt sich nun auch noch die Polizei, für Geld ihr visum darauf zu setzen, und der Bote, der deshalb geschickt werden muß, verlangt natürlich ebenfalls wieder sein Trinkgeld.

Unsere Nachtmahlzeit verursachte unserm durch die römische Küche verwöhnten Gaumen große Qual; denn es gab hier die gewöhnliche Reisekost Italiens: frisch geschlachtete, völlig zähe Hühner und ganz ungenießbare Semmel. Wir würden sämmtlich hungern müssen, wenn wir nicht glücklicher Weise vom heutigen Mittagsmahl in Rom noch hinreichend gesättigt wären. Endlich begreife ich, welche Bewandniß es mit der italienischen Semmel hat. Bis jetzt haben wir auf der langen Fahrt, die wir durch Italien zurückgelegt, nirgend Getreidefelder wie bei uns, nirgend Roggen, Gerste, Weizen und Hafer, sondern nur Mais- und Reisfelder gesehen. Dieser Mais nun giebt, schlecht zubereitet und mit Sauerteig vermischt, das elende Gebäck, welches der Italiener Brot nennt. Das grobe, schwarze Landbrot in Deutschland ist, im Vergleiche mit diesem Maisbrote der hesperischen Gefilde, wahrlich eine köstliche Leckerei! — Ich komme hier übrigens noch ein Mal zurück auf das, was ich über italienische Gegenden gesagt habe. Nicht blos die Nackheit der Gebirge, der Mangel an Waldung und überhaupt an Bäumen,

das Höhlenhafte der Wohnungen, welches den Gedanken an Cultur und Gesittung nicht aufkeimen läßt, und die graue oder bräunliche Färbung aller Gegenstände, geben einer italienischen Landschaft ein so trübseliges Ansehen; sondern insbesondere tragen auch die Mais- und Reisfelder dazu bei, den Anblick dieses Landes unerfreulich zu machen. Man wird mir ohne Versicherung glauben, daß Schilffelder eben so wenig, als Weidenpflanzungen Entzücken erregen können. Der Mais und die Olive sind aber die Hauptprodukte Italiens, und man findet sie überall angepflanzt. Wer daher eine echt italienische Gegend vor sich sehen will, braucht sich nur Schilffelder und Hügel mit Weidenbäumen zu denken. Je mehr uns dieser Anblick seither gelangweilt hat, um so inniger haben wir uns heute über die kleine Oase in der Wüste gefreut. Die Gegend um den Bolsenasee und der Weg von Albano nach Genzano sind wahrlich Merkwürdigkeiten Italiens.

Daß Italien nichts desto weniger ein fruchtbares Land ist, kann und will ich nicht bezweifeln; allein mit gutem Gewissen darf ich behaupten, daß wir auch jetzt noch nicht üppige Vegetation bemerkt haben. Wo eine solche Statt findet, erwartet man hochaufschwellende Getreidefelder, grüne Wiesen voll duftender Kräuter, Feldgärten mit Gemüse und saftigen Küchengewächsen aller Art, oder meilenweite Wälder mit himmelanstrebenden, dicht belaubten Bäumen zu sehen; allein von dem Allen ist uns noch keine Spur vorge-

kommen. Mit größter Gewissenhaftigkeit und Freude habe ich jede Schönheit Italiens, die sich uns darstellte, verzeichnet; wir möchten ja gern noch immer ein Land schön finden, welches, wie Andere behaupten, mit so zauberhaften Reizen prangen soll. Was ich schon in Florenz aussprach, muß ich auch heute wiederholen: Das Land ist furchtbar in Erzeugung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen. Insbesondere zeigt sich häufig an den Seiten der Landstraßen ein undurchdringliches Gewirr von Gesträuchen und Schlingpflanzen verschiedener Art; auch sieht man hier und da wirkliches Schilfrohr, welches in dichten Gruppen aus der Erde hervorwuchert. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Velletri. Cisterna. Torre tre ponti. Die Linea Pia. Beschreibung der pontinischen Sümpfe. Bocca di Fiume, Mesa und Ponte maggiore. Ein Jammerbild aus den Sümpfen. Kleidung italienischer Postillone. Die Büffelheerde. Geruch in den Sümpfen. Schläfrigkeit der Reisenden in denselben. Terracina. Etliche Palmen. Der Gasthof zu Terracina. Zahllose Flöhe. Abscheuliche Mahlzeit. Terracinakrätzer im Vergleich mit Oestreicher, Meißner, Grünberger und Potsdamer. Myrthen- und Agavepflanzen auf dem Wege von Terracina nach Fondi. Torre de' consini, Grenze von Neapel. Paßsteuer. Eine Kaktuspflanze. Citronen- und Orangengärten. Fondi. „I passaporti!" Afrikanisches Ansehen des Ortes. Unflathhöhlen. Die Reisenden werden beim Geldwechsel geprellt. Itri. Schweine und Menschen vertraulich in einer und derselben Pfütze. Neapolitanisches Gesindel. Straßenpolizei. Der Räuber. Cicero's Grabmal. Mola di Gaeta. Die Villa Caposele daselbst. Schöne Gegend. Der Koth im Orangegarten. Dreizehn Schüsseln. Der südliche Sternenhimmel, nicht schöner als der verachtete deutsche.

Mola di Gaeta, den 17. Juni.

Der Extrapostreisende, welcher in den Posten übernachtet, hat den Vortheil, daß ihm der Postmeister,

in Rücksicht auf den Erwerb als Gastwirth, wohl eine Kleinigkeit als Fuhrherr opfert. Heute früh gab man uns in Velletri drei Pferde mit 2 Postillonen, und die Rechnung war mäßig. Freilich hatten wir, bis auf eine Tasse Kaffee und ein Paar weiche Eier heute Morgen, nichts verzehrt. Mit diesem bescheidenen Frühstück galt es, die pontinischen Sümpfe zu durcheilen, um in dem dreizehn und eine halbe Meile davon gelegenen Terracina Mittags zu speisen, denn bis dahin war auf kein Wirthshaus mehr zu rechnen. Wir mußten also aushalten, und da wir in Terracina nicht schlafen sollten, uns so einrichten, daß wir zu Mittag dort eintreffen und Abends Mola di Gaeta erreichen konnten. Gern hätten wir uns mit kaltem Braten versehen; allein wir waren ja gestern nicht im Stande gewesen, ihn zu zerbeißen. Wir begnügten uns daher, ein Paar gesottene Eier, eine Flasche Wein, ein Paar Maisbrote und essigsaure Apfelsinen mitzunehmen, und setzten uns Gott vertrauend in den Wagen; denn heute sollten wir mit dem Gifthauch der Sümpfe, vielleicht auch mit Räubern kämpfen!

Von Velletri, welches auf der Höhe liegt, überschaut man die weite Ebene, in der die Sümpfe liegen, die schon zwei Posten hinter der Stadt bei dem Albergo torre tre ponti beginnen und sich dann $4\frac{1}{2}$ Post weit bis Terracina erstrecken. Wir passirten zwei Meilen hinter Velletri den Fluß Astura, dann den Flecken Cisterna, und gelangten bald nach Torre

tre ponti. Hier beginnt die berühmte Linea Pia, eine vortreffliche Chaussee, welche der Papst Pius VI. auf der alten appischen Straße quer durch die Sümpfe bis nach Terracina hat anlegen lassen. Sie ist auf beiden Seiten mit zwei Reihen schöner schattiger Ulmen eingefaßt, die einzige Chaussee, die wir bis jetzt in Italien mit Bäumen bepflanzt sahen! Zur Rechten läuft dicht am Wege ein breiter Kanal, der in der Nähe von Terracina immer breiter wird und sich in's Meer mündet. Wer sich unter den Sümpfen einen ungeheuern Morast denkt, der irrt gar sehr. Wir fuhren vielmehr durch eine mit schwärzlich graugrünem Grase bedeckte weite Fläche. Des Ausdrucks Wiese bediene ich mich deshalb nicht, weil man sonst unwillkürlich an eine saftgrüne Aue denken könnte. Diese Fläche wurde rechts von uns in weiter Entfernung von schwärzlichen Bäumen begrenzt, und zog sich zur Linken bis an den Fuß kahler Gebirge hin, die anfangs mehrere Meilen entfernt sind, allmälig aber in mahlerischer Wellenform näher treten und in den Felsenvorsprung enden, auf dem dicht am Meere Terracina erbaut ist. Es war ein heiterer Tag; die Sonne schien; allein von der Seite des Meeres her blies eine scharfe Luft; auch jetzt wollte es uns, die wir uns schon so tief südlich befanden, nicht einleuchten, daß wir in Italien seien. Wir fuhren unter den schönen Ulmen pfeilschnell dahin, und ich kann versichern, daß der Blick auf die weite, graugrüne Ebene und auf die mahlerischen Höhenzüge zur Linken durch den natürlichen

Rahmen, den die Baumstämme der Allee mit dem Laubdach derselben bildeten, recht angenehm war. Allein die Gegend ist öde und verlassen. Es giebt hier blos die einzelnen Häuser der Posthalter, welche den Pferdewechsel besorgen; diese Stationen heißen Bocca di Fiume, Mesa und Ponte maggiore. Außerdem zeigte sich uns nur einmal noch, und zwar zur Rechten nicht weit von der Straße, eine menschliche Wohnung. Auf der Chaussee befinden sich, ihrer ganzen Ausdehnung nach, in bestimmten Zwischenräumen von einander, steinerne, ganz offene, thürlose Wachthäuser, die früher mit päpstlichen Soldaten besetzt waren, um die Gegend von dem Räubergesindel zu säubern. Das Uebelste ist, daß gerade diese Wachthäuser, welche dem Unfug steuern sollen, gegenwärtig dem Räuber einen sichern Schlupfwinkel und Hinterhalt gewähren. Er kann, versteckt in einem solchen Häuschen, in aller Gemüthlichkeit den vorüberfahrenden Reisenden erwarten und plötzlich heimtückisch auf ihn losspringen. Allein wir sahen nichts Verdächtiges; wir begegneten vielmehr einem päpstlichen Dragoner. Nur in den Posthäusern zeigten sich Menschen, die aber siech und elend aussahen. Insbesondere war der Postillon, welcher uns von Bocca di Fiume nach Mesa fuhr, ein Jammerbild. Dünne, weite Hosen schlotterten um die magern Lenden des kleinen, zusammengeschrumpften olivenfarbenen Kerls; eine schlechte Jacke und eine Kappe machten seine ganze übrige Bekleidung aus. Ueber-

haupt ist uns, seitdem wir das lombardisch-venetianische Königreich verlassen haben, eine Postuniform nicht mehr vorgekommen. Die Kleidung eines deutschen Frachtfuhrmanns muß, im Vergleich mit dem Anzuge eines italienischen Postillons, kostbar und prächtig genannt werden; nur räuberähnliches Gesindel, welches entweder halb nackt ist, oder eine zerfetzte Jacke, schmutzige Hosen und klotzige Schnallenschuhe, so wie einen vergilbten Spitzhut oder eine Mütze auf seinem struppigen Haar trägt, schwingt hier vom Postpferde herab die Peitsche.

Auf der ganzen Tour durch die Sümpfe legte man uns nur zwei Pferde vor, ließ sich aber, wohl zu bemerken, drei bezahlen. Wenn wir auch die Vorlegung des bezahlten dritten Pferdes verlangten, bat man uns, es bei zweien bewenden zu lassen, und versprach dann, um so schneller zu fahren. Dies Versprechen wurde zwar gehalten; die Postillone ihrerseits verlangten aber auch jedes Mal ein ungewöhnliches Trinkgeld.

Zwischen Mesa und Ponte maggiore bemerkten wir plötzlich in der Entfernung auf der Wasserfläche des Kanals am Wege eine Menge von schwarzen Klumpen, die dicht neben einander sich langsam vorwärts bewegten. Alsbald unterschieden wir gehörnte Thierköpfe und im Vorüberfahren erkannten wir eine Heerde von Büffeln, die bis an das Maul im Wasser watend, von Hirten, die am Ufer befind-

lich waren, weiter getrieben wurde. In dieser Gegend der Sümpfe überzeugten wir uns übrigens durch den Geruch, daß wir uns in einer verderblichen Luft befanden. Es roch, wie dies in sehr feuchten, oder vom Wasser überschwemmten Gegenden der Fall zu sein pflegt; dabei fühlten wir eine außerordentliche Schläfrigkeit, so daß Einer den Andern stets erinnern mußte, wach zu bleiben.

Mittags um 1 Uhr erreichten wir Terracina, das alte Anxur. Wir waren um 8 Uhr ausgefahren, hatten also den Weg von Velletri in 5 Stunden zurückgelegt. Terracina liegt dicht am Meere auf einem Felsen, welcher mit der auf der östlichen Seite der Sümpfe sich hinziehenden Gebirgskette zusammenhangt und diese in's Meer leitet. Ein Theil der Stadt ist am Fuße des Felsens neu angebaut; er sieht erträglich aus; die alte Stadt aber gleicht einem schwarzen Raubneste. Hier, bei Terracina, erblickten wir vier oder fünf Palmen, und gedachten mit Unwillen der Frechheit unserer Reisebeschreiber, welche ihren leichtgläubigen Landsleuten auf die Nase heften, daß es dort einen Palmenwald gebe. Eben so ist viel über die entzückende Lage von Terracina gefabelt worden. Der Blick auf das azurblaue Meer, aus dem einige Inseln, namentlich Ischia, Procida und Vandolena auftauchen, ist allerdings angenehm; aber diese Inseln liegen mit undeutlichen Umrissen in zu weiter Entfernung. Wir stiegen in der großen, neuerbauten Locanda, welche dicht am Meeresufer gele-

gen ist, ab. Augenblicklich verlangte man unsere Pässe. Der Einwand, wir würden hier der Mittagsmahlzeit wegen nur eine Stunde verweilen, blieb unbeachtet. Ein Kerl nahm die Pässe in Empfang und entfernte sich damit. Wir gingen eine Treppe hinauf und gelangten in einen schmutzigen Saal und aus diesem in ein kleines Gemach, welches nach dem Meere führte. Das ganze Ameublement des Stübchens bestand aus einem Tische, Stuhl und zweischläfrigen Bette. Kaum eingetreten fühlten wir den Biß wüthigen Ungeziefers; Einer von uns setzte, nachdem er buchstäblich nur drei Schritte gemacht hatte, seinen Fuß auf den Stuhl und nahm sich siebenzehn Flöhe ab, während unzählige andere davon sprangen. Wir flüchteten daher auf den Tisch, und betrachteten von da aus das spiegelglatte Meer. Während die Mahlzeit bereitet wurde, gingen wir hinab und gelangten durch einen Berg von Kehricht und Unflath an's Ufer, wo nur ein Paar elende Fischerbarken lagen und einige gelbbleiche Kinder sich badeten.

Unsere Mahlzeit war abscheulich. Man setzte uns gebackene Gurkenschalen, stinkende Seefische verschiedener Art, frischgeschlachtete Hühner, unreife Aprikosen und halbfaule Feigen, im Ganzen, wie gewöhnlich, 12 Schüsseln vor, die sämmtlich fast unberührt wieder abgenommen wurden. Dazu gab es schlechten Landkrätzer. Verachte mir noch Jemand unsern Oestreicher, Meißner, Grünberger oder Potsdamer Re-

bensaft! Mit weniger Ausnahme sind die italienischen Landweine schlechter. Während der Mahlzeit mußten wir die Füße an den Leib ziehen, um unsererseits nicht Speise des Ungeziefers zu werden. Die Pässe wurden für den gewöhnlichen Doppelzoll (an die Polizei und den Ueberbringer) zurück gegeben, und bald saßen wir wieder im Wagen, vor dem wir jetzt vier Pferde und zwei Postillone erblickten. Kaum hatten wir Terracina verlassen, als man uns an der päpstlichen Grenzwache schon wieder das stereotype I passaporti! zurief und wir abermals gerupft wurden. Man wird in Italien wirklich nicht einen Augenblick seines Lebens froh.

Der Weg von Terracina nach Fondi führt dicht am Fuße des sich hier gleichsam aus dem Meere erhebenden Gebirgs entlang, während zur Rechten geraume Zeit das blaue Meer sichtbar bleibt, bis es sich hinter eine anmuthige schmale Strecke Landes verbirgt. Der scharfe Luftzug hatte nachgelassen; es war mild geworden. Am Fuße des felsigen Gebirgs blühten Myrthengesträuche, zur Rechten hin und wieder Granatbäume mit ihrer köstlichen, dunkelrothen Blüthe; zum ersten Male sahen wir hier auch an verschiedenen Stellen die Agave *), aus deren schwertartigen, saftigen Blättern sich ein 14 bis 18 Fuß hoher Stamm

*) Agave americana, welche im gemeinen Leben stets mit der Aloe verwechselt zu werden pflegt, der sie sehr ähnlich ist.

mit den Blüthenbüscheln erhob. Die Myrthe und der Granatbaum sind wirklich schöne Gewächse; allein wir haben sie viel zu sparsam gefunden, um darüber in Ekstase gerathen zu können. Was wir davon gesehen, ist kaum der Erwähnung werth. Die Aloe wirkt mehr durch den Reiz der Fremdartigkeit, als der Schönheit; auch sie scheint hier überdies nur sehr spärlich zu wachsen. Wir sahen im Ganzen vielleicht 50 solcher Stauden.

Anderthalb Meilen hinter Terracina erreicht man den alten Thurm, der den Kirchenstaat vom Königreich Neapel trennt. Er heißt Torre de' confini oder Torre del epitafio, wegen eines alten in der Nähe befindlichen Grabmals. Die Natur hat hier selbst eine Grenze geschaffen; denn das bis zum Gestade vorspringende Gebirge auf der einen und das Meer auf der andern Seite bilden einen engen Paß, der überdies durch den Thurm und das Wachthaus der neapolitanischen Grenzwacht (torre di portella) geschlossen ist.

Abermals mußten die Pässe vorgezeigt und versteuert werden; außerdem fielen die neapolitanischen Douaniers über uns her, und plünderten durch moralischen Zwang unsere Beutel. So verdrießlich wir waren, so entzückte uns doch der Anblick einer mächtigen Kaktuspflanze, die im Hofe der Douane am Gemäuer emporrankte und in voller Blüthe stand, so sehr, daß wir der Unannehmlichkeit gern vergaßen. In der That gewinnt die Vegetation unmittelbar hinter Terracina einen durchaus südlichen Charakter.

Allein frei bekenne ich, daß ein deutscher Eichenwald auf grünem Rasen mir lieber ist, als diese einzelnen hübschen Gewächse in dürrer Umgebung; und aus dem Gesichtspunkte der Schönheit betrachtet wird jeder Unbefangene mir beitreten müssen.

Bei Fondi angekommen sahen wir zum ersten Mal Pflanzungen von Citronen und Orangen in den Gärten, welche die Stadt umgeben. Allein unser Reisetaschenbuch berichtet uns, daß diese Gegend wegen der stehenden Gewässer sehr ungesund ist. Wir haben nunmehr in Italien, und zwar in verschiedener Richtung, gegen 150 Meilen zurückgelegt, und jetzt erst sehen wir die ersten Orangen- und Citronenbäume, welche im Freien stehen! Ich habe zwar angeführt, daß man uns in Rom erzählt hat, es ständen auch dort schon einige solcher Bäume in den Gärten; allein es müssen nur sehr wenige sein, denn uns wenigstens ist davon keiner zu Gesicht gekommen. Und wo bleiben die Orangenwälder? — Doch Geduld; südlicher, bei Neapel werden wir hoffentlich auch die Orangenwälder finden, deren die Reisebeschreiber und Romandichter mit solchem Entzücken erwähnen. — Die Zeit der Orangenblüthe ist leider vorüber; denn alle Bäume prangen bereits mit goldgelben oder röthlichen Früchten; nur hier und da haucht noch ein verborgenes Blüthchen, ein Nachkömmling, bescheiden seinen Duft aus. Das Wonnegefühl, in dem wir schwelgten, nun endlich das Italien unserer Phantasie zu finden, wurde, als wir

bei Fondi angekommen waren, nur zu schnell durch das kaum verhallte Geschrei: „I passaporti!“ gestört. Ich erklärte dem Beamten, der an den Wagen trat und eher einem Banditen glich, daß ich meinen Paß so eben erst an der Grenze gezeigt hätte und nicht verpflichtet sei, ihn hier, wo ich blos durchführe, wieder zu zeigen. Er gerieth in Wuth, ich in Zorn. Ich drohte, mich in Neapel zu beschweren. Dies schien zu fruchten; Einer von uns entschloß sich überdies, seinen Paß vorzuzeigen, und so konnte sich der gute Mann mit Ehren zurückziehen. Mit dem gehofften Gewinn war es aber für dies Mal nichts. —

Die appische Straße führt mitten durch die elende, enggebaute, schmutzige Stadt. Bis hierher hatten wir immer noch die in einen stumpfen Winkel zusammenlaufenden niedrigen italienischen Dächer auf den Häusern gesehen, in Fondi hören sie auf; die Häuser sind nun alle völlig flach und die Ortschaften geben den Gegenden ein noch fremdartigeres, ich möchte sagen ein afrikanisches, Ansehen. Man glaubt nicht mehr in Europa zu sein. Die durchaus massiven Häuser mit ihren schwarzen Fensterlöchern sind noch höhlenhafter und schmutziger, als im übrigen Italien, und das Volk ist noch ekelhafter und zudringlicher. Während wir in der Stadt vor dem Posthause hielten, stürzten Männer und Weiber bettelnd aus ihren Höhlen hervor; ihr Geschrei war durchdringender, als wir es je gehört. Nein, nein, ein edles Gemüth kann Italien nicht

schön finden! Daß die Natur schöner wäre, als bei uns, kann ich nicht zugeben; sie wirkt, wie ich auch im tiefern Süden wiederholen muß, nur durch den Reiz des Fremdartigen; wäre sie aber wirklich unendlich schöner, dennoch vermöchte sie nicht zu entschädigen für die Qualen, denen Körper und Seele in diesem Jammerlande unausgesetzt Preis gegeben sind. Nur ein schmutziger Cyniker kann sich in Italien gefallen.

Wir sahen uns zu Fondi in die Nothwendigkeit versetzt, Geld einzuwechseln, und wandten uns dieserhalb an einen Mann, den wir für den Postmeister hielten. Sehr bereitwillig wechselte er uns zwei Napoleonsd'or gegen Silbergeld; er war die Verbindlichkeit selbst; später, als wir das neapolitanische Geld kennen lernten, überzeugten wir uns aber, daß er uns um volle zwei Thaler betrogen hatte. Ueberhaupt ist uns dies häufig beim Geldwechseln in Italien widerfahren. Da man sehr oft eine Grenze zu überschreiten hat und jedes Land seine eigenen Münzen führt, so geräth der Fremde eben so oft in die Lage, Geld wechseln zu müssen, und in allen Grenzorten finden sich Leute, die vom Betruge durch Geldwechsel Profession machen.

Der Weg von Fondi nach dem Dorfe Itri ist angenehm; Wein, Mais, Feigen, Lorbeerbäume, Myrthengesträuch und Oelbäume verleihen auch hier der Gegend den eigenthümlichen Anstrich des Südens. Itri selbst liegt zwischen Hügeln und ist ebenfalls von Citronen- und Orangengärten umgeben. Allein

beim Anblick des Ortes wird jedes angenehme Gefühl wieder durch Ekel und Unwillen verdrängt. Die hohen, uralten, schwarzen Häuser (es darf nie vergessen werden, daß jedes Dorf in Italien aus steinernen Häusern besteht) gleichen oben den Räuberhöhlen, unten den Schweineställen. Sowohl in Fondi als in Itri hatte man sie weiß angestrichen; da aber die schwarze Grundfarbe und das Ruinenhafte sich nicht fortschaffen läßt, und überall durchblickt, so glichen sie übertünchten Gräbern. Die Straßen, durch welche wir fuhren, waren so eng, daß man sich aus den gegenüberstehenden Häusern die Hand reichen konnte. Ueberall erblickten wir fußhohen Koth. Schweine lagen mit halb nackten, von Schmutz starrenden Kindern in derselben Pfütze, in demselben Misthaufen. Scheußliche, gelbbleiche Weiber mit struppigen schwarzen Haaren, den Hexen vergleichbar, saßen auf der Schwelle der schmutzigen Thüren und suchten entweder ihren Kindern oder wechselseitig sich selbst das Ungeziefer von den Köpfen ab. Wir sahen durch die offenen Thüren in dunkle, fensterlose, nur durch den Eingang erleuchtete, stallartige Winkel; in denen die armselige, schmutzige Lumpenhabe unordentlich umherlag. Die gebräunten Männer mit ihrem schwarzen Haar, ihren blitzenden Augen und weißen Zähnen betrachteten uns mit habsüchtigen, verlangenden Blicken. Man sah ihnen an, daß sie manchen Räuberzug überstanden haben mußten. Unser Italienisch hilft

uns jetzt nicht mehr; denn von dem neapolitanischen Jargon ist kein Wort zu verstehen *).

Wir finden hier übrigens eine bessere Straßenpolizei, da wir heute verschiedene Mal am Wege Militairpikets wahr genommen haben. Zwischen Fondi und Itri sahen wir, im Begriff eine mit Oelbäumen bewachsene Höhe hinauf zu fahren, im Schatten alter Mauertrümmer einen Kerl liegen, der sich in einen langen braunen Mantel gehüllt und den Spitzhut in's Gesicht gedrückt hatte. Als wir näher kamen, erhob er sich, und es zeigte sich, daß er mit einem langen Gewehr bewaffnet war. Er spähete vorsichtig in der Gegend umher. Glücklicher Weise befanden sich in diesem Augenblick mehrere zweiräderige Ochsenkarren vor uns; unmuthig warf sich der Kerl wieder an die Erde; wären wir allein gewesen, hätten wir hier zuverlässig einen Räuberanfall erlebt.

Nicht weit von Mola di Gaeta fuhren wir zwischen Gartenmauern. Noch immer zog sich auf der linken Seite dicht am Wege das Gebirge hin. Rechts steht hier in einem der Weingärten die Ruine eines breiten, stumpfen, runden Thurmes. Unser Rei=

---

*) Nicht uninteressant dürfte die Bemerkung sein, daß wir bis jetzt in Italien den Buchstaben c fast überall und selbst von niedrigen Personen wie c habe aussprechen hören. Die toskanische Aussprache, nach welcher c wie tsch lautet, scheint also immer mehr der römischen zu weichen.

setaschenbuch belehrte uns, dieser Thurm sei das Grabmal Cicero's, welches die Freigelassenen dieses großen Redners, demselben hier an der Stelle, wo er ermordet worden sei, errichtet hätten. Wir stiegen aus: einer der Postillone klopfte an die Gartenthür, und bald öffnete der Eigenthümer des Gartens, ein Landmann, der uns zur Ruine führte und sich als wohl unterrichteter Cicerone zeigte.

Auf einer viereckigen Basis steht ein rundes Gebäude von etwa 25 Fuß Höhe, welches zwei gewölbte Stockwerke gehabt zu haben scheint. Im Innern erhebt sich vom Fußboden zum Deckengewölbe empor ein freistehendes, massives Mauerwerk in Form einer runden Säule, die das Ganze trägt. Hier lagen Steintrümmer und Ackergeräthschaften. Ein Paar Stückchen Marmor, die wir unter den Trümmern fanden, lassen vermuthen, daß das Gebäude mit Marmor bekleidet gewesen sein mag. Glaubst Du denn aber wirklich, geliebter Leser, daß diese Ruine ein Ueberbleibsel von Cicero's Grabmal ist? —

Gegen sieben Uhr Abends, als die Abendsonne zauberisch alle Gegenstände beleuchtete, kamen wir nach Mola di Gaeta, wo wir in der jetzt zum Gasthof umgeschaffenen Villa des Prinzen von Caposele einkehrten. Die Lage von Mola ist wirklich sehr angenehm. Das grauschwarz gefärbte, nackte und hier sehr hohe Gebirge steigt unmittelbar aus dem blauen Meer empor und ragt längs der Küste mit seinen kühn emporstrebenden Gipfeln weit in die

Luft hinein. Am Fuße desselben und dicht am Meere liegt der Flecken Mola di Gaeta auf den Ruinen des alten Formium, und erinnert durch seine dachlosen schwarzen, aber theilweis weiß übertünchten Mauern und schwarzen Fensterlöcher unwillkürlich an Afrika. Noch näher am Ufer ist, auf der letzten Abflachung des Gebirges, unsere Villa in einem Garten gelegen. Von der vorderen Seite gewährt sie die Aussicht über den Flecken und das schauerliche Gebirge, dessen dunkle Gipfel so nahe zu sein scheinen, daß man glaubt, sie mit einem Büchsenschuß erreichen zu können; von der hintern über eine üppige Orangenpflanzung, die sich terrassenförmig bis zum Ufer hinzieht, über das Meer und die Küsten desselben. Zur Rechten läuft, etwa eine starke deutsche Meile von Mola entfernt, eine kurze Landzunge ins Meer, deren äußerste Spitze die mahlerische Gruppe der Festung Gaeta ziert. Unmittelbar an der Stadt erhebt sich auf dieser Landzunge ein einzelner schön abgerundeter Hügel, auf dessen Gipfel ein alter, oben abgestumpfter, runder Thurm, torre d' Orlando (Rolandsthurm) genannt, steht, der das Grabmal des Lucius Munatius Plancus sein soll. Zur Linken übersieht man von dem Balkon der Villa fast die ganze Küste bis Neapel, den Vesuv, der jetzt indessen weder Flammen speit, noch raucht, und die Inseln Ischia und Procida. Das blaue Meer liegt still zu unsern Füßen und schlummert. Die Sonne ist untergegangen; schon

hüllt die kurze Dämmerung das reizende Gemälde in ihre Schleier. Aber auch hier in der Villa eines Principe, selbst auf dem Balkon, peinigen uns Flöhe; als wir vorhin dem Orangegarten näher traten und das Entzücken genießen wollten, unter Orangenlaub spazieren zu gehen, fanden wir auch in diesem Garten nichts als Unflath und Kehricht, nirgend Ordnung, nirgend Reinlichkeit; ein ekelhafter nach Zwiebeln stinkender Kerl drängte sich, uns herumzuführen, um eine Kleinigkeit zu verdienen; ein Anderer bettelte; die schönsten Früchte lagen an der Erde und faulten; schnell eilten wir wieder auf unser Zimmer, um uns auf dem Balkon der Täuschung hinzugeben. Und wenn wir auf der andern Seite an dem herrlichen Anblick des Gebirgs uns erlaben wollten, führten uns die Häuser des Fleckens unwillkürlich das Bild von Itri vor Augen, und wir mußten uns sagen: In der Nähe sehen sie doch nur aus wie Räuberhöhlen; dort liegt ebenfalls fußhoch der Koth; dort wimmelt es von Ungeziefer, dort liegen Schweine und Menschen in einer Pfütze; dort giebt es bei Tage keine menschliche Kost zur Stillung des Hungers, dort kann man bei Nacht vor Ungeziefer nicht schlafen! — Schnell war die ganze Illusion zerstört. Nein, Italien ist nicht schön. Man wende nicht ein, daß man abstrahiren könne und müsse. Die Schönheit, bei der man abstrahiren muß, ist nicht weit her. Selbst hier in Mola di Gaeta kann ich mein deutsches

Vaterland nicht vergessen; von ganzem Herzen bringe ich ihm hier ein Lebehoch!

Zum Abendbrot setzte uns unser Wirth, wie nicht zu zweifeln ist, 13 Schüsseln vor. Wir hatten ausdrücklich blos Suppe und Braten verlangt; allein dann hätte sich ja keine große Rechnung machen lassen. Man glaube nicht, daß man in Italien in den Gasthöfen akkordiren könne; es ist dies eine allgemein verbreitete, allein unrichtige Meinung. Denn es läßt sich kein Wirth mehr darauf ein.

Als es 9 Uhr war, ging ich hinaus, um auch hier den Sternenhimmel zu betrachten. Wir sind ja nur noch wenige Meilen von Neapel entfernt, nun müßte doch der italienische Himmel zu sehen sein. Ich fand ihn dunkel schwarzblau; die Sterne aber nicht so glanzvoll als bei uns, obwohl die größte Klarheit der Luft herrschte. Es ist wahrlich nur Einbildung der Enthusiasten, daß der Himmel Italiens ein schönerer sei, als der deutsche. Wir haben seit unserer Anwesenheit in Italien die schönsten Frühlingsnächte erlebt; allein es würde eine Ungerechtigkeit gegen unser Vaterland sein, wenn wir behaupten wollten, daß sie in Deutschland nicht eben so schön wären. Es mag sein, daß hin und wieder, in besonders klaren Nächten der Himmel Italiens in vorzüglicher Pracht glänzt; allein auch der deutsche Abend- oder Nachthimmel prangt zuweilen in so ungewöhnlicher Schönheit, daß Ungeweihte, d. h. solche die in Italien

noch nicht enttäuschtworden sind, begeistert ausrufen: Das ist ein wahrhaft italienischer Himmel! — Mit Entzücken betrachtete ich übrigens die rabenschwarzen Gebirgsriesen, deren ungeheure Häupter auch in der Dunkelheit sichtbar geblieben waren.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die Enttäuschung der Reisenden ist vollendet. Noch ein Paar Worte über die Villa Caposele. Jammernacht in Mola di Gaeta. Abreise von Mola. Der Garigliano, Grenze von Latium und Kampanien. Brückenzoll. Marius im Sumpfe. St. Agata. Sparanisi. Capua. Das Posthaus daselbst. Eine italienische Trattoria ersten Ranges. Legionen von Flöhen. Der Zitherspieler. Der zerlumpte Wächter. Die Reisenden werfen Geld zum Fenster hinaus; ganz Capua geräth in Bewegung. Die bettelnde Wirthin. Der Passierschein. Abreise von Capua. Aversa. Die unverschämtesten Bettler Italiens. Der Vesuv. Anblick von Neapel. Der Lazzarone. La grande Bretagne. Die Locanda des Herrn Anastasio.

Neapel, den 18. Juni.

Wir sind in Neapel! Mit welchen andern Empfindungen hatte ich geglaubt, dies hier ausrufen zu können. Wir sind am Ziel unserer Reise, und unsre Enttäuschung ist vollendet. Hier, wo wir Palmen=, Orangen= und Myrthenwälder, Kaktus, Aloen und fast tropischen Blumenschmuck weithin über alle Gefilde verbreitet glaubten, sehen wir nichts als Rüstern, Kiefern, Weinreben und, sorgfältig gehegt als Zierbaum, die

bei uns ganz gewöhnliche Akazie! — Nun wahrlich, Alles das hätten wir bei uns zu Hause sehen können. Auch bei Neapel fehlt der grüne Teppich unserer gesegneten nördlichen Fluren, und der nackte, graurothe oder grauweiße vulkanische Boden blickt überall durch die wenigen grünen Lumpen, mit denen er sich dürftig bekleidet hat; die Landstraßen sind mit schuhhohem Staub der von den Fuhrwerken zerriebenen Lava bedeckt, und die an beiden Seiten sich ausbreitenden Wein- und Rüsterpflanzungen grauweiß bepudert, so daß sie wie erstorben aussehen. Wir finden uns in unsern Hoffnungen um so mehr betrogen, als die Gegend von Mola uns glauben ließ, daß wir nun wirklich die hesperischen Gefilde erreicht hätten, und daß die Natur nun sich gleich bleiben, wo nicht noch mehr verschönern würde.

Ueber die Villa Caposele zu Mola muß ich noch ein Paar Worte sagen. Wer sich einen Marmorpallast mit köstlichen Bildwerken und Gemälden denkt, der irrt. Sie ist ein einfaches Steingebäude, an der vordern Seite mit einer freien Halle versehen; im Innern findet sich nur das nothdürftigste Geräth; die Wände sind weiß; der Fußboden in den Zimmern besteht aus Backsteinen, womit er, wie bei uns die Küchen, gepflastert ist. Die Erleuchtung der Zimmer geschieht durch Glasthüren, welche auf den nach dem Meere gelegenen Balkon führen. In unserm Zimmer befanden sich zwei eiserne Bettstellen, zwei Stühle, eine schlechte Toilette und ein winziger Tisch mit einer Marmorplatte. Die eisernen Bettstellen sind im südlichen Italien bei bemit-

telten Personen und in den bessern Gasthöfen allgemein im Gebrauch, weil keine Wanzen darin nisten. Auch hier in Neapel haben wir eiserne Bettstellen.

Wir verweilten gestern Abend noch lange auf dem Balkon, und begaben uns erst spät zur Ruhe; allein unsre Nacht war schlaflos, denn die Flöhe fielen schaarenweise über uns her. Blaß und übernächtig eilten wir heut früh, uns durch den Anblick der reizenden Natur zu erquicken. Der Himmel war klar, die Sonne stand hinter uns und überstrahlte Gatea, während das in der Morgenbeleuchtung schwarzblau erscheinende Meer von einem leisen Luftzuge gekräuselt wurde und sanfte Kühlung verbreitete. Allein unsre Erschöpfung ließ uns die Schönheit der Natur nicht mehr empfinden. — Zum Frühstück erhielten wir jenes steinharte, fade schmeckende Backwerk mit vorspringenden Spitzen, welches bei jedem Bisse die Zähne im Munde wackelnd macht. Auch hier wurde uns auf unser Verlangen Butter gegeben, die indessen noch ekelhafter, als bisher und durch bräunliche Schmutzstreifen marmorirt war. Die Rechnung betrug 10 Piaster. Dazu kam noch die gewöhnliche Paßsteuer und das Trinkgeld des Cameriere.

Vier Pferde und zwei Postillone führten uns nach dem Garigliano, während wir das Meer rechts zur Seite hatten und abwechselnd wieder verloren. Der Garigliano ist ein Küstenfluß, der früher Liris hieß, und Latium von Campanien schied. Eine vortreffliche eiserne Brücke, ein Bauwerk der neuesten Zeit, führt über den Fluß. Diesseits liegt ein Haus, in dem sich

eine Wache und die Post befindet. Während wir das Postgeld entrichteten, trat ein Unterofficier an uns heran, und verlangte — unsere Pässe; gleichzeitig murmelte er etwas von Durchsuchung unsers Wagens. Erst vor fünf Viertelstunden aber hatten wir für unsere Pässe bezahlt! Ich war empört, gebot dem Frechen, uns augenblicklich zu verlassen, und drohte, daß ich mich in Neapel über ihn beschweren würde. Und siehe da — er zog kleinlaut ab, ohne ein Wort weiter zu sagen. An der Brücke zahlten wir einen unverhältnißmäßig großen Zoll. Nirgend ist, beiläufig gesagt, die Brückenpassage theurer, als in Italien. Noch immer blieben uns die Gebirge zur Linken. Die Gegend ist sumpfig, jedoch hier und da bewachsen. Hier war es, wo sich einst Marius bis an den Hals in dem Sumpf versteckt hatte, um den ihn verfolgenden Soldaten Sylla's zu entrinnen! — Wir erreichten das Dorf St. Agata, welches von Hügeln umgeben in freundlichen Gärten liegt und gelangten Mittags über das Posthaus Sparanisi in die öde Gegend von Capua.

Mit höchstem Interesse betrachteten wir diese kleine Festung, die am Fuße kahler schwarzgrauer Hügel gelegen ist und mit ihren flachen Dächern und drei oder vier Kuppeln ein eigenthümliches orientalisches Bild gewährt. Capua ist 542 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung erbaut worden. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese merkwürdige Stadt, die Florus nebst Rom und Karthago als eine der drei Hauptstädte der alten Welt bezeichnet! — Wir passirten den Fluß Vol-

turnus, und fuhren, nachdem uns am Thore die Pässe abermals abgenommen waren, in die enge, schmutzige Stadt ein, die nur durch ein gutes Pflaster ausgezeichnet ist. Da wir den Postillonen keinen Gasthof zu nennen wußten, hielten sie vor der Post, mit der Bemerkung, daß wir daselbst trefflich zu Mittag speisen könnten. Wiewohl in einer der Hauptstraßen der Stadt gelegen, war das Posthaus doch nur eine ekelhafte Spelunke. Wir gingen eine von Koth starrende, schmale, hühnersteigartige steinerne Treppe hinauf und gelangten in ein nach hinten gelegenes Zimmer, welches einem Schweinestall glich. Der Schmutz war hier so groß, daß wir vor Ekel nicht ausdauern konnten, und sogleich das Haus wieder verließen.

Schon war inzwischen der Wagen in den Hof gebracht worden. Wir befahlen den Postillonen, ihn sogleich wieder auf die Straße zu schaffen, und uns damit in die Stadt zu folgen. Unser Benehmen machte Aufsehen und schon sammelte sich glossirendes Gesindel aller Art. Ich bat den ersten besten Kerl, mir denjenigen Gasthof der Stadt zu zeigen, in dem am Vorzüglichsten gespeist werde. Er öffnete statt aller Antwort die Hand; ich ließ ein buona man' (Trinkgeld) hineingleiten, und nun führte er uns nur fünfzig Schritte weiter nach einem in derselben Straße gelegenen Hause, welches er mir als die erste Trattoria in Capua bezeichnete. Unser Wagen hielt und mußte hier vor der Thür auf der Straße stehen bleiben. Durch die Hausthür gelangten wir sogleich in eine fensterlose Küche, welche das schmale Erdgeschoß des

Hauses einnahm. In dieser Küche, die von Schmutz starrte, handthierte halbnacktes Gesindel mit schmutzbesalbten Fäusten unter einer Masse von rohen, blau und blutig aussehenden und von schwarzen Fliegenschaaren bedeckten Fleischstücken umher. Hier und da standen schmutzige Tellerscherben mit unbekannten ekelhaften Nahrungsmitteln. Das im Hintergrunde flammende Feuer erleuchtete die schwarze Höhle. Zur Rechten des Herdes führte eine enge, schmutzige, steinerne Treppe zum ersten Stockwerk empor. Von oben schallte uns fröhliches Gelächter und das gellende Durcheinander mehrerer italienischer Männerkehlen entgegen. Wir traten ein und befanden uns in einer hesperischen Trattoria ersten Ranges. Das schmale tiefe Zimmer, aus dem das Stockwerk bestand, wurde durch eine nach dem eisernen Gitterbalkon führende Thür erleuchtet. In der Nähe der Balkonthür war ein Tisch gedeckt, an dem fünf oder sechs italienische Officiere von der Besatzung Capua's und ein Paar Civilpersonen in Hemdsärmeln saßen und ihr pranzo*) verzehrten. Der Hintergrund des Zimmers war durch einen hölzernen Verschlag, welcher dem Wirth und seiner Familie als Schlafgemach diente, von der Trattoria geschieden. Die Thür des Verschlags stand offen, und zeigte ein widerliches Bild der Säuerei und Unordnung. Da lagen Betten, Hausgeräth, Scherben, umgestoßene Nachtgeschirre, Kehricht u. dgl. in friedlicher Eintracht unter und über einander.

---

*) Collazione, Frühstück, pranzo, Mittagsmahl, cena, Abendmahlzeit.

Die Ziegelsteine des Fußbodens waren vor Schmutz nicht zu sehen. Ein ekelhafter Gestank drang aus dem Verschlage in das Speisezimmer, und die Thür ließ sich nicht schließen! Mit besonderer Gier fiel eine Legion von Flöhen über die neuen Gäste her. O Himmel, hier war's noch ärger, als im Posthause! —

Der Cameriere legte uns einen langen Speisezettel vor und beeilte sich einen zweiten Tisch zu decken, der den Raum zwischen der Haupttafel und dem Verschlage einnahm. Wir konnten indessen das Geschreibsel theils nicht entziffern, theils stießen wir auf uns völlig unverständliche Kunstausdrücke der italienischen Kochkunst, und wir überließen dem Cameriere daher, uns ein angemessenes Mittagsmahl zusammenzusetzen. Dieser hatte inzwischen ein zerknittertes, oft gebrauchtes, von Schmutzflecken starrendes Tischtuch aufgelegt und servirt, und alsbald begann die Höllenqual unserer Aetzung! — Zuvörderst gab es schlechte dünne Fadennudelsuppe von Schöpsenbrühe mit multrigem Parmesankäse, dann halb rohes, zähes Schöpsenfleisch, ausgehöhlte und mit Mehlkleister gefüllte kleine Kürbisse (cucuzzule ripiene), ferner eine Art Schmorfleisch, welches in einer abscheulichen, stinkenden Sauce schwamm, halbrohe, zwischen den Zähnen knarrende Kaldaunen, völlig harte, blos in Wasser gekochte, graugelb aussehende Macaroni, und Omelets, an denen der Schmutz der Pfanne klebte und die wie gebackene Waschlappen aussahen; zum Dessert endlich eine jämmerliche Art Konfekt, wogegen das Konfekt unserer ehrlichen deutschen Pfefferküchler eine köstli-

che Leckerei genannt werden muß, und Kirschen. Der Wein war auch hier ein völlig ungenießbares, elendes Gesöff; das Maisbrot, welches man uns vorsetzte, schmeckte wie Sauerteig. Und so kam es, daß wir hungrig wieder aufstanden; doch hatten sich die Flöhe dieser schändlichen Herberge an uns satt getrunken. Während wir speiseten, oder richtiger, während wir mit der Uebelkeit kämpften, die der Anblick und der Geruch unserer Speisen hervorbrachte, spielte ein blinder alter Kerl die Zither und sang dazu. Dieser Gesang, das Schrillen der Saiten und das lebhafte Geschrei der italienischen Unterhaltung am andern Tische, wo insbesondere ein Stabsoffizier wie ein Marktschreier brüllte, erhöhten die Qualen dieser Mittagsmahlzeit.

Wenn ich erwäge, daß wir unter den glücklichsten Verhältnissen diese Reise machen, daß wir im Stande sind, das Beste ohne Rücksicht auf den Kostenbetrag zu wählen, und daß wir dennoch, mit Ausnahme der wenigen Hauptstädte, überall so elende Bewirthung finden; so begreife ich nicht, wie der ärmere Reisende, namentlich ein solcher, der mit Vetturinen fährt, in diesem Lande ausdauern kann. Die Nahrungsmittel, die einem solchen Reisenden vorgesetzt werden, müssen ganz abscheulich sein. Man glaube nicht, daß ich lecker bin, und mich nur dann wohl befinde, wenn ich dem Gaumen fröhnen kann; ich verlange nur ein Stück Fleisch und einen Teller Gemüse, aber beides muß genießbar sein.

Da unser Wagen auf der Straße bleiben mußte, so hatten wir, bevor wir ins Haus traten, einem Manne,

der eine ziemlich ehrliche Physiognomie zur Schau trug, die Aufsicht über denselben übertragen. Die italienische Mittagsgesellschaft empfahl sich, und wir traten nun auf den Balkon. Unser zerlumpter Wächter schien sich durch unser Vertrauen hoch geehrt zu fühlen. Einen ungeheuern Knittel über die Schulter gelehnt, schritt er vor dem Wagen auf und ab, und theilte rechts und links unter die versammelten Müßiggänger, insbesondere unter die Gassenbuben, wenn sie sich etwa einfallen ließen, die Räder oder die Deichselstange zu berühren, kräftige Prügel aus. Es giebt kein besseres Mittel in Italien, seine Sachen sicher zu stellen, als sie der Aufsicht eines Italieners ausdrücklich anzuvertrauen. Da wir ohne Bedienung reisen, die in Italien völlig überflüssig ist, weil man gezwungen wird, sich von den Leuten des Gastwirths bedienen zu lassen; so pflegen wir jedesmal beim Einkehren nur zu fragen, ob der Wagen mit den Sachen sicher sei; erfolgt dann eine bejahende Antwort, so haben wir nichts zu fürchten. Man hat sich zwar vor Betrug und Räuberei in Italien in Acht zu nehmen, wird aber gewiß nur selten bestohlen werden.

Als wir lachend vom Balkon herabschauten, fanden sich bald von allen Seiten Bettler und Bettlerinnen ein, denen wir reichliche Almosen zuwarfen. Einige Knaben, die allerlei Purzelbäume machten, erhielten auch eine Kleinigkeit. Alsbald hob aber die ganze Masse des Gesindels, welches sich vor dem Hause umhertrieb, die Hände empor. Dadurch entstand in uns unwillkürlich der Gedanke, kleine Münze unter das Volk zu werfen.

Gedacht, gethan. Welch ein Jubel! Ein einziger Grano setzte 50 Menschen in Bewegung. Wie die Rasenden fielen sie über einander her und balgten sich noch, wenn der glückliche Finder, nur von uns bemerkt, längst mit unglaublicher Schnelligkeit das Weite gesucht hatte. Wir wiederholten das Auswerfen einer kleinen Münze. Dann verstreuten wir deren mehrere auf ein Mal. Das Geschrei, das jauchzende Gebrüll der Freude und des Eifers hallte weit die Straßen hinab. Wie ein verworrener Knäul lagen Köpfe, Arme, nackte Beine, Schnallenschuhe, Spitzhüte, Kleidungsstücke unter uns im Kothe. Die Bewegung aller dieser Glieder war so schnell, daß man einen wimmelnden Ameisenhaufen zu sehen glaubte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, es seien preußische Prinzen angekommen, die Geld unter das Volk würfen, und aus allen Richtungen sahen wir Männer und Weiber herbeistürzen, um Theil zu nehmen an dem glücklichen Ereignisse. Bei einer neuen Ausstreuung kam ein kleiner Junge unter die Füße der Menge, und mochte wohl ein Paar arge Tritte erhalten haben, denn er heulte jämmerlich. Kaum bemerkte er, daß wir mit Bedauern auf ihn zeigten, als er auch bei uns im Zimmer stand und Schmerzensgeld forderte. Wir gaben ihm eine Kleinigkeit, worauf er vollkommen beruhigt, ja jauchzend von dannen rannte. Abermals flog eine Hand voll Münze unter die Menge. Das Gewühl war noch größer geworden und der Anblick dieser vor Eifer fast rasenden Sanskülotten über alle Beschreibung lächerlich. Uns gegenüber stand die Bude

eines Gemüsehändlers. Schon ein Paar Mal war diese in Gefahr gewesen, von der sich hin und her zerrenden Menge umgestoßen zu werden. Plötzlich wurde dem Manne in einen Korb Kartoffeln getreten. Augenblicklich stand auch er in unserm Zimmer, zeigte mit beweglicher Miene auf seinen Korb, den er am Arme trug, und worin zwei oder drei zertretene Kartoffeln lagen, und versicherte uns, daß er einen enormen Schaden erlitten hätte. Wir entschädigten ihn durch einen Karolin (2 gGr. 7 Pf.), trugen nun aber doch Bedenken, unsere Freigebigkeit noch weiter auszudehnen; denn die Menschenmenge hatte sich so vermehrt, daß wir Unordnung befürchten mußten, auch sahen wir, daß eine in der Entfernung befindliche Wache aufmerksam geworden war. Wir verließen daher den Balkon. Das Volk blieb aber unten stehen und blickte sehnsüchtig hinauf, wie wenn ein Hund, der auf den Bissen harrt, die Bewegungen des Speisenden verfolgt. In der Stube hatte sich inzwischen die Wirthin, eine junge, anständig aussehende Frau mit ihrem Kinde eingefunden. Wir ließen uns mit ihr in ein Gespräch ein und liebkoseten dem Kinde. Wir merkten, daß sie etwas auf dem Herzen hatte; waren aber nicht wenig erstaunt, als sie endlich mit der Bitte herausrückte, ihr auch ein Geldgeschenk zu machen! — Wir thaten es, und gleich darauf mußten wir ihr für unser nicht genossenes Mittagsbrot noch 4 Piaster bezahlen. Unsere Pässe waren inzwischen gebracht worden, und kosteten die gewöhnliche Summe; allein es stand uns noch eine andere unerwartete Ausgabe bevor. Wer nämlich

durch Capua fährt, muß einen Passierschein lösen, und dafür nicht weniger als 2 Piaster zahlen. Aus dem gedruckten Zettel, den wir erhielten, schien hervorzugehen, daß diese Abgabe wohl eigentlich nur von Vetturinen und nicht von Extrapostreisenden entrichtet werden soll; jede Protestation von unserer Seite blieb indessen unbeachtet. Der erzürnte Postmeister würde uns gern 6 Pferde vorgelegt haben; allein in so geringer Entfernung von Neapel mochte ihm dies doch zu bedenklich scheinen, und es blieb daher bei vier Pferden und zwei Postillonen.

Nun galt es in unsern Wagen zu kommen, und das war nicht leicht, weil die Menge des Gesindels noch immer auf die Wiederkehr unserer Freigebigkeit hoffte. Als wir aus der Thür auf die Straße traten, drängte man von allen Seiten mit Geschrei auf uns ein. Wir wurden halb in den Wagen gehoben, und mit der gewöhnlichen Schnelligkeit sauste dieser davon. Allein Einige folgten uns im schnellen Laufe durch die Stadt und eine weite Strecke zum Thor hinaus, indem sie fortwährend mit lautem Geschrei eine Gabe forderten, bis sie endlich aus Erschöpfung zurückbleiben mußten.

Der Weg von Capua nach Neapel führt auf einer breiten, aber elenden und ausgefahrnen, staubigen Landstraße durch eine Ebene, von der man aber nichts wahrnehmen kann, weil sich rechts und links, so weit man sieht, die schon vorhin erwähnten, dick bestäubten Rüsterpflanzungen mit Weinrebengewinden hinziehen, welche die Gegend verdecken, und die deshalb eben so langweilig sind, als die Festons im lombardisch-venetian. Gebiete.

Das letzte Städtchen vor Neapel ist Aversa, welches durch seine Bauart auf die Hauptstadt vorbereitet, auch nicht ganz so schmutzig ist, als Capua, und einige freundliche Häuser enthält. Die Bettler, die hier in zahlloser Menge unsern Wagen anfielen, waren die unverschämtesten, die uns auf der Reise vorgekommen sind. Man fährt zwischen den bestaubten Baumfeldern (von Enthusiasten Wälder genannt) bis dicht an Neapel und sieht von dieser Stadt, wenn man den graden Weg verfolgt, nichts. Der Postillon nahm daher einen Umweg. Plötzlich erblickten wir, bei Neapel angekommen, ganz nahe links durch die Bäume einer Allee den röthlich grauen stumpfen Kegel des Vesuvs, den wir jauchzend begrüßten, der aber leider auch heute nicht nur nicht Feuer auswarf, sondern nicht einmal rauchte. Wir fuhren durch eine Akazienallee; der Anblick des Berges war uns schnell wieder entzogen, allein rechts umwendend sahen wir nun Neapel mit dem Kastell St. Ermo gekrönt, sich terrassenförmig aus dem Meere emporheben.

Ich hatte mir eine Menge goldstrahlender Kuppeln gedacht; Neapel hat aber nur sehr wenig Thürme und Kuppeln, und von Gold ist gar nichts zu sehen. Bald befanden wir uns am Thore, wo wir die Pässe abgaben und einen Empfangschein statt derselben erhielten. Der Anblick der Straße, in der wir uns befanden, war imposant, weil sich zur Rechten das ungeheure, gut abgeputzte Gebäude des Albergo de' poveri erhebt, welches die ganze Seite einnimmt. Während wir hielten, sahen wir einen Lazzarone in einiger Entfernung von uns am

Wagen stehen. Er trug nur Beinkleiderlumpen, aber ein leidliches Hemde, und amüsirte sich mit seinem Ungeziefer. Wir fanden es höchst charakteristisch, daß er, weit entfernt die hüpfenden Thierchen zu fangen und zu tödten (dies würde ja Mühe gemacht haben!), blos zuweilen den Brustlatz des Hemdes öffnete, sich vorn etwas überbeugte und die ungebetenen Gäste heraus auf die Straße spazieren ließ.

Es war übrigens ziemlich tod am Thore, und von der gerühmten Lebendigkeit Neapels nichts zu bemerken. Wir durcheilten die Strada nova, die Piazza delle pigne, kamen hier an der röthlich angestrichenen Academia degli studj vorbei, gelangten demnächst über die Piazza dello spirito santo nach der berühmten Strada di Toledo, bogen dann rechts in die Querstraße, die nach der Chiaja führt, und stiegen hier, in der schönsten Gegend Neapels, in dem Gasthof la grande Bretagne bei Anastasio ab, an den wir von Rom aus empfohlen waren.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wohnung in Neapel. Aussicht von der Chiaja. Küche in Neapel. Kennst Du das Land, wo die Kartoffeln blühn? Lacrimä Christi, ein Krätzer. Der neapolitanische Cicerone Luigi Romano, genannt C'estàdire. Der Pausilipp. Die Hundsgrotte. Die Badstuben des heiligen Germano. Der Lago d'Agnano. Neapolitanisches Pflaster. Das Hafenquartier. Schmutz, Lazzaroni und Schweine. Das Fondotheater. Die Piazza del Castello. Der Pagliaß. Nächtliche Stille in Neapel. Glänzender Fleiß der neapolitanischen Schneidergesellen.

Neapel, am 19. Juni.

Wir wohnen fürstlich. Herr Anastasio hat uns die halbe Belleetage (in Italien zwei Treppen hoch gelegen), bestehend aus einem Saal und fünf Zimmern, angewiesen. Unserer Versicherung, daß wir mit zweien Zimmern vollkommen ausreichen könnten, wurden gestern allerlei Ausflüchte entgegengesetzt. Es hieß, ein kleineres Quartier werde erst leer werden, wir möchten das jetzige vorläufig behalten. Heute, wo wir gemessen erklären, daß wir eine kleinere Wohnung zu haben wünschen, entgegnet man, der Herr sei nicht zu Hause.

Wir werden uns also wohl fügen müssen. Unsere Zimmer sind mit asiatischer Pracht möblirt, schön gemalt, und mit glänzend polirtem, braunem Estrich versehen. Im Saal befinden sich 5 seidene Divans und mehrere Kronenleuchter. Die Betten umgiebt ein Himmel von blauer Gaze mit Silbersternchen gestickt, zum Schutz gegen die vom Meere her eindringenden Mücken. — Von unserm Balkon genießen wir eine reizende Aussicht. Die Chiaja ist eine lange, gerade Straße, die auf der einen Seite von hohen, mit flachen Dächern und Jalousien, Balkons oder Gitterbrüstungen vor den Fenstern versehenen Häusern und auf der andern Seite von den Akazienalleen des öffentlichen Spaziergangs Villa reale eingeschlossen wird, der sich am Ufer des Meeres hinzieht und nach dem grünen, langgedehnten Bergrücken des Pausilipp führt. Zu unsern Füßen sehen wir also die Straßenpassage, die Akazienreihen der Villa reale, und jenseits derselben breitet sich der liebliche Golf aus, der rechts von dem ins Meer vorspringenden Pausilipp, links aber, in einer Entfernung von etwa 4 deutschen Meilen, von dem Vorgebirge Sorrent, und vor uns am Horizont von der theils zackig, theils in Wellenform, wie ein seltsames blaues Ungethüm aus dem Meere ragenden Felseninsel Capri begrenzt wird. Der Pausilipp ist mit unzähligen Villen bedeckt. An seinem Fuße ziehen sich längs dem Meeresufer die letzten Häuser von Neapel hin. Ganz nahe zur Linken zeigt sich uns ein kleiner Theil der Stadt mit dem im Meere liegenden Felsenkastell dell Ovo (letzteres so genannt von seiner

rundlichen Gestalt), und entzieht uns den Anblick des Hafens und des Vesuvs. Das Meer ist ruhig; von Zeit zu Zeit schweben große Schiffe mit vollen Segeln in stolzer Majestät über den glatten Spiegel dahin. Die Luft ist so wenig klar, daß alle entfernte Gegenstände, namentlich Capri und das Vorgebirge von Sorrent, unter einem Flor zu liegen scheinen. Die Straße ist nur Abends belebt. Während des Tages sehen wir nur wenige Menschen, einzelne Ochsenkarren und ein Paar einspännige Kurrikel. —

Der heutige Vormittag war der Ruhe und der Vorbereitung zu unserm Aufenthalt in Neapel gewidmet. Mittags hatten wir alle Ursache, mit der Küche unsers Gasthofes zufrieden zu sein. Wir erhielten, wie immer, außer der Suppe zwölf Schüsseln; darunter befand sich auch Kartoffelmuß, welches uns, wie man versprochen hat, während unserer Anwesenheit hierselbst täglich vorgesetzt werden soll. Ist das Persiflage? Sollte die Parodie „Kennst Du das Land, wo die Kartoffeln blühn?" hier bekannt sein? Oder hält man in dem Lande, wo die Citronen blühen, die von uns verachtete Kartoffel so in Ehren, daß man glaubt, sie bei einer leckern Mahlzeit nicht fehlen lassen zu dürfen? Wie dem auch sei; wir haben dies Versprechen dankbar angenommen, denn im ganzen übrigen Italien hat man uns keine Kartoffeln vorgesetzt, und oft schon würden wir eine köstliche italienische Mahlzeit für einen Topf märkische Kartoffeln mit Freuden hingegeben haben! — Schwärme von Fliegen bedeckten die aufgetragenen

Speisen, und wenige Augenblicke genügten, um Alles in Unflath zu hüllen. Zum Dessert gab es frische Feigen, vortreffliche Aprikosen, Kirschen und kleine Birnen. Als Getränk hatten wir, wie Niemand zweifeln wird, Lacrimä Christi erbeten. Wir erhielten einen blaurothen Tischwein, der ein wenig säuerlich schmeckte, und von deutschen Weintrinkern als ein verdammlicher Krätzer zurückgesetzt worden wäre. In unsern heimischen Weinhandlungen pflegt man einen süßen, mallagaartigen Wein als Lacrimä Christi zu verkaufen. Wir wollten daher nicht glauben, daß wir Lacrimä tränken. Der Wirth versicherte uns aber, daß wir ächte und wahrhaftige Thränen Christi genössen, und daß die rothe Sorte dieses Weins, wenn sie auf Flaschen lagere, allmälig braun werde und dann etwas süßlich schmecke. Er holte darauf eine Flasche ältern Weines, den er selbst gezogen, und wir waren einstimmig der Meinung, daß wir Madeira tränken. Wie sehr irrt man sich also, wenn man sich unter Lacrimä Christi einen lieblich süßen Wein denkt! Es mögen auch schwerlich außerhalb Italien ächte Lacrimä zu finden sein, da sich bekanntlich der italienische Wein nicht gut verfahren läßt. Alle italienischen Weine, auch die schlechten, sind übrigens so feurig, daß man sie nur mit Wasser vermischt trinken kann; besonders erhitzend aber wirkte der heutige. Kein italienischer Wein ist den französischen an Güte und Lieblichkeit des Geschmacks gleich zu stellen. Auch in dieser Beziehung

sind mithin die gepriesenen hesperischen Gefilde stiefmütterlich behandelt, haben die hesperischen Enthusiasten — gelogen! —

Unser hiesiger Cicerone heißt Luigi Romano; wir nennen ihn aber, weil er die Gewohnheit hat, bei allen Explikationen c'est à dire zu sagen, zu unserer Ergötzung C'estàdire. Er ist ein hagerer, dürrer Mann in den Dreißigen, von mittler Größe, blassem Gesichte, braunen, überaus gutmüthigen Augen und schwarzen Haaren. Er trägt sich sehr bescheiden in Frack und Pantalons, und scheint es noch nicht so weit gebracht zu haben, als sein Kollege Mossiou in Rom. Nachdem wir mit ihm das Nöthige über unsre Anwesenheit in Neapel verabredet hatten, entschlossen wir uns, heut Nachmittag den Pausilipp und die Hundsgrotte zu besuchen.

Wir fuhren die Chiaja hinunter und erreichten schnell den Pausilipp. Dieser anmuthig gelegene Berg führt seinen Namen schon seit Plinius Zeiten. Das Wort Pausilipp muß aus dem Griechischen hergeleitet werden und bedeutet das „Aufhören aller Trauer." Diese Bezeichnung entspricht dem Reiz der Gegend und dem Zweck, dem die hier einst von Virgil, Cicero, Lukull, Pompejus und Marius erbauten Landhäuser gewidmet waren. Der Berg besteht im Innern aus Sandsteinfelsen, durch welche in gerader Linie ungefähr 700 Schritte weit, eine mit Lavablöcken gepflasterte, sehr hohe und schmale Durchfahrt von etwa 10 Fuß Breite und 80 bis 90

Fuß Höhe gehauen ist. Diese Straßengallerie oder Höhle nun, in der einige in Zwischenräumen angebrachte Laternen einen trüben ungewissen Schein über die schwarzen feuchten Wände verbreiten, heißt Grotta di Pozzuoli oder di Posilipo. Der Eingang in die Grotte ist in Form eines hohen schmalen Bogens ausgehauen. Kurz vor demselben bemerkt man links auf der Höhe des Berges einen alten Steinklumpen, der für Virgils Grabmal gehalten wird. In der Mitte der Höhle ist eine kleine Kapelle in den Felsen gehauen. Man fährt im Schritte wohl 10 Minuten, bevor man die schauerliche Felsenkluft zurückgelegt hat; ein heller Punkt in weiter Entfernung zeigt den Ausgang, durch welchen das Tageslicht entgegenschimmert. Der Fußgänger kann hier einem gedungenen Meuchelmörder nicht entfliehen; selbst in unserm Wagen wurde uns unheimlich zu Muthe, als wir uns plötzlich zwischen Ochsenkarren, einer Schafheerde und einer Menge von Gesindel so eingeengt befanden, daß wir halten mußten. Das verworrene Geschrei der Leute hallte schauerlich wieder in der engen Felsenwölbung. Wir verfolgten die nach Pozzuoli führende Straße, kamen an einigen schmutzigen Wohnungen vorüber, aus dem uns Bettelvolk entgegenstürzte, sahen auch heute nichts weiter als dick bestäubte Ulmen und Weinreben, schlugen dann einen Seitenweg ein, und gelangten zu einem kleinen grauen See, der von dürren Lavahügeln umgeben ist, und uns von C'est-

ädire als der Lago d'Agnano bezeichnet wurde. Ich versichere indessen, daß es nicht der Mühe verlohnte, ihn anzusehen. Am Fuße eines Hügels zur Rechten bemerkten wir ein kleine Thür. C'estädire sagte uns, daß sie in die Hundsgrotte führe. Alsbald erschien der Cicerone dieser Grotte mit einem Hunde, und lud uns ein, zu folgen. Er öffnete die Thür und wir bemerkten in dem schwärzlichen, feuchten, sand- und thonhaltigen Erdreich eine Höhlung von etwa 10 Fuß Tiefe, 4 Fuß Breite und 9 Fuß Höhe. Den Boden derselben bedeckte, etwa $\frac{1}{2}$ Fuß hoch, eine säuerlich riechende Luftschicht (kohlensaures Gas). Ein angezündetes Licht erlosch darin augenblicklich. Nun faßte der Cicerone seinen Hund, der mit dem vorzunehmenden Experiment wohl vertraut, kläglich umher blickte, angstvoll mit der Zunge leckte und zitternd den Schwanz zwischen die Füße klemmte, und drückte ihn mit dem Kopf auf den Boden. Der Hund winselte und versuchte zu entlaufen, aber es verging keine Minute, als er in Zuckungen verfiel, das Auge zu ersterben anfing und die Zunge in seiner weit geöffneten Schnauze blau wurde. Schnell brachte ihn der Mann jetzt wieder ans Tageslicht; noch hatte der Hund Leben; aber er war wie bewußtlos und taumelte hin und her, bis er sich endlich erholte. Er erhielt nun zur Belohnung ein Stückchen Brot und sprang bald wieder vergnügt umher. Der Cicerone sagte uns, daß er schon lange mit Hunden

dies Experiment mache, daß aber die dazu benutzten Thiere nicht alt würden. C'estàdire hatte gehofft, daß wir über das uns gezeigte Naturwunder außer uns gerathen würden. Dies war aber, wenigstens bei mir, der Fall keinesweges, da mir dieselbe Erscheinung von Pyrmont her bekannt ist. Der Hundsgrotte wegen braucht man nicht erst nach Neapel zu reisen. Aber es ist nun einmal Mode, in einem fremden Lande tausend Dinge als Merkwürdigkeiten anzustaunen, die man im eignen Vaterlande eben so gut finden könnte, wenn man sich dort nur umzusehen beliebte.

Neben der Hundsgrotte liegt ein kleines einstöckiges Haus, welches uns als die berühmten Stufe (Badestuben) di St. Germano bezeichnet wurde. Der Bewohner derselben öffnete uns und wir fanden im Innern nur einige kleine durch Mauern abgesonderte Räume oder Gemächer ohne irgend einen Hausrath, unten keine Bekleidung des Fußbodens, sondern die nackte Erde, aus welcher Schwefelgeruch und eine erstickende Hitze emporstieg, die sich in dem letzten Gemache, wie man uns sagte, bis zu 40 Grad Reaumur steigerte. Im vordern Raume war auszudauern, und der Mann versicherte uns, daß er hier schlafe. In einer Ecke des zweiten Raumes schlug er mit Hilfe eines Stückchens Schwamm Feuer an. Kaum hatte dieser gefangen, als es am Boden zu rauchen anfing und bald darauf Feuer emporschlug, ungeachtet der bren=

nende Schwamm mindestens 4 Fuß davon entfernt war. An einer andern Stelle des Bodens war die Hitze so groß, daß ein Stück Geld in wenigen Augenblicken schmolz. —

Der Lago d'Agnano ist ein eingesunkener Krater, und sowohl die Hundsgrotte, als diese Badstuben beweisen, daß der Vulkan noch nicht ganz erloschen sein kann. Woher die Badstuben den Namen des heiligen Germano führen, wußte uns Niemand zu sagen.

Wir fuhren nach der Stadt zurück, und in derselben noch etwas spazieren. Das Pflaster Neapels besteht aus großen, grauen Lavaquadern, ist aber so ausgefahren, daß wir in unserer Chaise auf einem Leiterwagen zu sitzen glaubten. Die Lava ist zu mürbe und nutzt sich leicht ab. Die Chiaja wird daher auch gegenwärtig von Neuem gepflastert. Der Weg führte uns am königl. Pallast, vor dem Theater S. Carlo und dem Castello nuovo vorbei, nach dem Hafenquartier, wo wir ein ungeheures Gewühl von Schiffern, Fischern und Lazzaroni, und Schiffe und Barken aller Art erblickten. Mit besondrer Freude ruhten unsere Augen, indem wir uns von dem scheußlichen Unflath, durch den wir fuhren, abwandten, auf der Landzunge von Castel a mare und auf dem Vesuv, der jenseits des Hafens emporsteigt, und bis an dessen Fuß die Häuser Neapels sich hinziehen.

Auch Neapel ist ein Schmutznest! Es gnügt zu erwähnen, daß hier an 50,000 Lazzaroni leben, und daß die Schweine, welche, beiläufig gesagt, in Italien alle nackt und von schwarzgrauer Farbe sind, überall frei in den Straßen herumlaufen. Was der Stadt im Vergleich mit den übrigen italienischen Städten eine freundlichere Außenseite giebt, ist der Umstand, daß man hie und da abgeputzte Häuser und grüne Jalousien sieht.

Abends besuchten wir das Téatro del fondo, in dem wir eine schlechte komische Oper, aber ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen hörten, und namentlich La Blache bewunderten. Vor einem Hause der Piazza del Castello hatte ein Pagliaß sein Gerüst aufgeschlagen; das Volk hatte sich zahlreich versammelt und jauchzte seinen Späßen Beifall zu. Als wir in der Nacht aus dem Theater nach Hause zurückkehrten, sahen wir ihn beim Scheine einiger wenigen Lampen noch in voller Thätigkeit. Wiewohl es noch nicht Mitternacht war, fanden wir doch die Straßen im Ganzen nur noch wenig belebt, was uns sehr auffiel, da wir stets gelesen haben, daß das Menschengewühl in Neapel, besonders des Nachts, außerordentlich sei. Allein der Himmel scheint es nun einmal über uns verhängt zu haben, daß wir Alles anders finden sollen, als Andre. Die Kaffeehäuser und Sorbettobotteghen, so wie die Werkstätten und Läden der Schneider,

waren noch geöffnet und rüstig schwangen die Schneidergesellen noch ihre Nadel. C'estàdire belehrte uns, daß die Gesellen hier bis um Mitternacht arbeiten müßten. Das würde unsern deutschen Handwerkern schlecht gefallen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Cameriere im Einverständniß mit Waarenverkäufern. Lügenhafte Darstellungen der italienischen Mahler. Saure Apfelsinen in Neapel. Die Orange ist gar keine italienische Frucht. Der Strand der heiligen Lucia. Der Molo und Leuchtthurm. Der Ciarlatano. Hafenquartier und Lazzaroni. Die Magdalenenbrücke. Portici. Der Pallast zu Portici. Der Patriarch der italienischen Bettler. Ueber die Bevölkerung von Neapel und der damit zusammenhängenden Ortschaften. Resina. Das Theater zu Herculanum. Enttäuschung in Herculanum. Das St. Carlotheater. Montecchi e Capuleti. Signora Ronci de Begnis. Opernmusik und Ballet in Neapel. Stille und Aufmerksamkeit im Theater. Mangel an Damenschönheit. Auch in Neapel giebt es keine Nationaltracht. Nationalphysiognomie ist in Italien nur unter dem gemeinen Volke zu finden. Der König und die Königin. Neapolitanisches Militair. Schlechte Beleuchtung der Stadt.

Neapel, am 20. Juni.

Wie in Florenz und Rom finden wir des Morgens, wenn wir aufgestanden sind, Kunst- und Galanteriesachen in unserem Salon zur Ansicht ausgelegt. Hier sind es verarbeitete Lava, Korallenschmuck, An-

sichten von Neapel und seiner Umgegend in Gouache gemahlt, alte Münzen und dergleichen. Der Cameriere fragt höflich an, ob der Verkäufer eintreten dürfe, und ist dies einmal geschehen, wird man den Letztern nicht wieder los. Man kauft, und Beide theilen den Profit. Wir haben viel gekauft, um so sicherer dürfen wir darauf rechnen, daß wir von nun an noch mehr werden überlaufen werden. Die Zudringlichkeit dieser Italiener kennt keine Grenzen. Kauft man nicht, wird man sogleich mit Geringschätzung behandelt.

Wie schön sind diese Ansichten Neapels in den lebhaften Gouachefarben! Sie sind es vorzüglich, welche falsche Begriffe über Neapel verbreiten. Die Phantasie der Mahler ist dabei thätig gewesen, und zwar die Phantasie von Italienern, welche gern die ganze Welt nach Italien locken möchten, um desto mehr gewinnen zu können. Mit einem Worte, das glänzende Farbenkolorit der in Italien gemahlten Ansichten italienischer Gegenden ist — frech erlogen. Es sieht hier nicht so aus, wie man es uns so gern glauben machen möchte. Es ist recht schön in Neapel; allein selbst hier nicht schöner als in vielen Gegenden unsers Vaterlandes. Und so wie die italienischen Bilder alle Landschaften Italiens verschönt darstellen, so haben wir in Deutschland umgekehrt die Natur immer schöner gefunden, als die Abbildung.

Der heutige Vormittag war der Beschäftigung mit unsern entfernten Lieben geweiht.

Mittags erhielten wir Apfelsinen zum Dessert, welche vor Säure nicht zu genießen waren. Wenn wir dies im lieben Vaterlande erzählen, wird man uns nicht glauben. Wir fragten, ob es denn auch hier keine bessern Apfelsinen gebe, erhielten aber zur Antwort, daß diese Frucht auch in Neapel nie besser schmecke, und daß die gute Sorte nur auf Sicilien gedeihe. Wer also die Früchte Hesperiens genießen will, thut wohl, sie im deutschen Vaterlande zu kaufen! Ich weiß überhaupt auch nicht, wo hier in oder bei Neapel Orangen gewonnen werden. Im Garten hinter unserm Gasthofe stehen drei oder vier Orangenbäume; sonst aber haben wir, so weit wir bis jetzt Neapel kennen, auch keine Spur von solchen Bäumen wahrgenommen. Ich zweifle nicht, daß sich in den Gärten der Casini und Villen dergleichen finden; allein wie kläglich sieht es dann aus mit den Orangenwäldern Italiens! — Mit gleichem Rechte können wir Nordländer dann von Aepfel-, Birnen- und Pflaumenwäldern reden. Es ist eine kühne poetische Licenz, Gartenpflanzungen in Wälder umzuwandeln! — Ich will dem armen Lande Italien auch gern vergeben, daß es Orangenwälder nicht hervorbringt, fabelte man nur nicht so viel von diesem Schmuck der hesperischen Gefilde. Vermuthlich wissen alle die Enthusiasten, welche Italien überschätzen, nicht, daß die Orange gar keine italienische Frucht ist und die Orangengewächse oder Agrumen vielmehr aus dem Orient stammen, daß die Alten erst durch Juba, König von Mauritanien,

von diesen Gewächsen Kenntniß erhalten haben, und daß insbesondere die Apfelsine erst von den Portugiesen aus China nach Europa gebracht worden ist.

Nach Tische besuchten wir Portici und Herculanum. Wir kamen am Strand der heiligen Lucia vorüber und hielten am Molo still, wo wir am Leuchtthurm des reizenden Anblicks über die Stadt und die Vorstädte nach Portici hin, über den Vesuv und Castel a mare genossen. Auf dem Molo war eine Menge Gesindels um einen zerlumpten Kerl versammelt, der mit seltsamen Fratzen und Gestikulationen ein Gedicht recitirte. Es war ein sogenannter Ciarlatano. Die lauten Ausrufungen des Volkes bewiesen, daß er ihnen einen anregenden Stoff, vielleicht die Geschichte Masaniello's, vortrug. Wir fuhren, indem wir das Meer zur Rechten behielten, durch das Gewühl des Hafenquartiers, wo wir die Lazzaroni fast nackt in der Sonne liegend oder im Meere badend, zahllose Schiffer mit ihren rothen Mützen und eine Menge von Buden mit Seeerzeugnissen erblickten, während sich eine lange Häuserreihe zur Linken am Strande hinzog. Dann gelangten wir zur Magdalenenbrücke, die über den Sebeto führt, und mit den Statuen des heiligen Nepomuk und heiligen Januars geziert ist, und bald befanden wir uns in der endlosen, auf beiden Seiten von Landhäusern und Gärten eingeschlossenen, am Meere hinführenden Straße, die eine Vorstadt Neapels und mit dem Dorfe Portici unmittelbar verbunden ist. Nach drei Viertelstun-

den erreichten wir Portici, welches wegen seiner hohen, steinernen, mit Gitterbrüstungen an den Fenstern, zum Theil recht hübschen Häusern, noch mehr als irgend ein anderes italienisches Dorf, einem Städtchen gleicht und außerordentlich volkreich ist. Plötzlich schien die Straße durch ein ansehnliches Quergebäude verschlossen. Es ist dies ein Seitenflügel des königlichen Pallastes von Portici, welcher mit den Häusern des Dorfes zusammenhängt. Die Landstraße führt mitten durch den Pallast. Bevor wir in den Hof desselben gelangten, wurden wir mit wüthendem Geschrei von mehrern Bettlern angehalten, unter denen sich ein blinder zerlumpter Greis auszeichnete, der uns mit seinem schneeweißen Bart und Haupthaar, seinen rothen erloschenen Augen und seinem hohen Stabe der Patriarch aller italienischen Bettler zu sein schien.

Im achteckigen Hofe des Pallastes überzeugten wir uns, daß letzterer von schöner Bauart ist. Im Innern des Pallastes erblickten wir Pracht mit Geschmack vereinigt und nicht ohne Verwunderung in einem der Zimmer Mürats Bild und das Bild der Mutter Napoleons, beide in Lebensgröße. Wer an die Geschichte der neuern Zeit denkt, wird den jetzigen König von Neapel wegen dieser Freisinnigkeit ehren müssen. Die große Façade des Pallastes geht nach dem Meere heraus. Hier hat man von einer Terrasse die freundlichste Aussicht. Zur Rechten erblickt man den Golf, Neapel mit seinen Hügeln, den

Pausilipp und Ischia; zur Linken Sorrent, Massa und Capri. Der Garten des Pallastes erstreckt sich bis an das Meeresufer. Wir hatten keine Lust, ihn näher in Augenschein zu nehmen, da wir vor Begierde brannten, Herculanum kennen zu lernen.

In fast ununterbrochener Folge schließen sich der Vorstadt Neapels die Dörfer Portici, Resina, Torre del Greco und Torre dell' Annunziata, sämmtlich am Fuße des Vesuvs gelegen, an, so daß in gewisser Hinsicht die Bevölkerung aller dieser Ortschaften der von Neapel zugezählt werden kann. Die, welche ein Gefallen daran finden, lügenhafte Gerüchte über Italien zu verbreiten und die insbesondere Neapel als eine Wunderstadt schildern, entblöden sich nicht, zu behaupten, daß es 400,000, oder gar eine halbe Million Einwohner habe. Allein ich bin überzeugt, daß es nicht viel über 320,000 Einwohner enthält; es müßte sonst belebter erscheinen, als wir es bis jetzt gefunden haben*). Wien ist viel lebhafter, als Neapel. —

In wenigen Minuten hatten wir Resina erreicht. Vor einem unscheinbaren Hause hielt der Wagen. Man öffnete die Thüre; wir stiegen sofort eine Treppe

*) Daß ich mich, als ich dies schrieb, nicht täuschte, geht aus dem in der berliner Vossischen Zeitung vom Jahre 1834, Stück 114 ersichtlichen officiellen Schreiben d. d. Neapel, den 1. Mai des gedachten Jahres hervor, wonach die Bevölkerung dieser Stadt 338,256 Seelen beträgt.

hinab und gelangten, bei dem Scheine einen Fackel, in einen unterirdischen Gang von ungleicher Höhe und Breite, in dem sich hin und wieder feuchte Wände und geschwärztes Mauerwerk verschiedener Gestalt, vermöge des spärlichen Lichtschimmers in undeutlichen Formen, auch Treppenstufen, zeigten. Ein hier sich aufhaltender Cicerone sagte uns, daß wir uns in dem großen Theater von Herculanum befänden! Auch hier sahen wir uns also getäuscht. Aus einem andern Gange gelangten wir durch eine Oeffnung in einen weiten, rund ausgemauerten Brunnen von ungewöhnlicher Tiefe. Die Oeffnung durchbricht, etwa in der Mitte der ganzen Höhe des Brunnens, die Seitenwand desselben, und führt auf eine Art von Balkon. Mit großem Interesse betrachteten wir unter uns in der Tiefe die steinerne Treppe, welche, als der Prinz von Elboeuf im Jahre 1720 den Brunnen graben ließ, zuerst entdeckt und so die Veranlassung zur Wiederauffindung von Herculanum geworden ist. Das von oben durch die weite runde Umbrüstung des Brunnens eindringende Tageslicht gestattete alle Gegenstände genau zu unterscheiden. Wir verließen diese unterirdischen Herrlichkeiten sehr gern und begaben uns durch eine enge, von Unflath starrende Seitenstraße des Dorfes nach den offenen Ausgrabungen Herculanums. Da die Asche, welche bei dem Ausbruch des Vesuvs im Jahr 79 Herculanum und Stabiä bedeckte, durch den Hinzutritt von gleichzeitigen Wasserausströmungen des Vulkans, zu einer festen, fast unzerbrechlichen Masse

erhärtet ist; so bietet die Ausgrabung dieser beiden Städte größere Schwierigkeiten, als die von Pompeji, welches unter trockenen Aschenschichten liegt. Den Ausgrabungen von Herculanum stellt sich insbesondere auch noch der Umstand entgegen, daß die Dörfer Portici und Resina darauf liegen und man diese Ortschaften völlig zerstören müßte, wenn man die alte Stadt ganz wieder zu Tage fördern wollte. Man hat daher nur einen sehr kleinen Theil derselben frei legen können und einzelne Stellen wieder verschütten müssen, nachdem die gefundenen Alterthümer herausgenommen und dem Museo in Neapel einverleibt worden sind. Mit unaussprechlichem Gefühl traten wir in die ausgegrabene, freiliegende Straße. Allein diese Rührung sollte nicht erhebende Begeisterung werden; die Enttäuschung griff auch hier mit scharfen Krallen in unsere Brust. Wer mit den Klassikern in der Hand erzogen worden, wer die Alten aus ihren Büchern und ihren Thaten liebgewonnen, der macht sich ein glänzendes Bild von ihrer Größe. Wer aber außerdem die Trümmer des Koliseums gesehen, der wähnt, eine aufgegrabene Stadt des Alterthums müsse überall den Stempel der Größe an sich tragen, oder doch überall einen vorgerückten Culturzustand seiner Bewohner bekunden! Was sahen wir dagegen? Eine mit Lava gepflasterte an der Seite mit schmalen Trottoirs versehene Straße, so eng, daß wir nicht begreifen, wie sich hier zwei Wagen ausweichen konnten, und etwa zwanzig einstöckige, dach- und fen-

sterlose Häuser von Backsteinen, deren Wände und Fußböden vollkommen erhalten sind, so klein und unbedeutend, daß man sie eher für Wohnungen der Liliputaner, als für die der Alten halten würde! — Noch haftet die Farbe an den Wänden; in der Regel sind sie roth oder gelb und mit Grotesken in verschiedenen Farben bemahlt. Die Fußböden zeigen sich mit schwarzen und weißen Steinchen musivisch ausgelegt; enthalten jedoch nur ganz einfache Muster, oft sind sie nur schwarz und weiß punktirt. Die wenigen Säulen, welche wir sahen, waren zum Theil neu aufgemauert. Einzelne Häuser haben einen von Säulentrümmern umgebenen kleinen, viereckigen Hof. Rings um einen solchen Hof läuft, die Basis der Säulen entlang, eine steinerne Rinne, oder ein Impluvium, bestimmt das Regenwasser in einer unter demselben befindlichen Cisterne zu sammeln. Ueber dieser erhebt sich eine runde Umschrotung von Marmor, wie bei uns die Steinbrüstung eines Ziehbrunnens, jedoch etwa nur 2 Fuß hoch und $1\frac{1}{4}$ Fuß im Durchmesser enthaltend. Oben am Rande derselben bemerkten wir noch Einschnitte, die von dem einst gebrauchten Stricke des Eimers herrühren sollen. Im Hintergrunde war ein Gebäude ausgegraben, welches zwei Stockwerke gehabt zu haben scheint. Im Erdgeschoß zeigte sich hier eine viereckige Oeffnung, die mit dicken, aber schon ganz oxydirten und formlosen Eisenstangen vergittert ist und, wie der hier angestellte Cicerone bemerkte, ein Gefängniß gewesen sein mag.

Einige wenige Arbeiter waren unter Aufsicht eines Kommissarius mit weitern Ausgrabungen lässig beschäftigt. Ueber die ausgegrabenen Häuser blickten die durch den Spaten freigelegten Wände des weinbebauten Aschenhügels, unter denen dieser kleine Theil von Herculanum begraben lag. Eine sechsfache Aschenlage bedeckt die Stadt 65 Fuß hoch, ein Beweis, daß es nach der Eruption vom Jahre 79 noch fünf mal der Wuth des Vulkans Preis gegeben gewesen ist. An einzelnen Stellen hatten wir Gelegenheit, die verschiedenen Schichten der Asche und schmale Streifen von verkohltem Holz oder von oxydirtem Eisen zu unterscheiden. Ich nahm eine solche Kohle aus ihrer Aschenumhüllung. Sie bot beim Zerbröckeln noch einigen Widerstand, und war noch keinesweges völlig verwittert; ja man konnte noch die Adern des Holzes erkennen. Das Eisen oxydirt sich in der Erde und verliert seine Farbe und Gestalt; dagegen werden alle Gegenstände aus Bronze vollkommen erhalten an das Tageslicht gefördert. Man zeigte uns auch eine ganz unbeschädigte bronzene Lampe, die so eben gefunden worden war.

C'estàdire bemerkte übrigens, daß die Ausgrabungen Herculanums nur unbedeutend seien, und verwies uns auf Pompeji. Dort ist, sagte er, so viel aufgedeckt, daß man 7 Stunden in den Ruinen umhergehen kann. In Pompeji also wird sich hoffentlich unsere Erwartung erfüllen; dort werden wir überall die erhabene Spur der Alten wahrnehmen. —

Den Abend, oder richtiger den ersten Theil der Nacht, verbrachten wir im Theater St. Carlo. Man ist hier etwas vernünftiger als in Rom, indem die Vorstellungen um 9 Uhr beginnen. Die Säulenfaçade und das prächtige Frontispice des St. Carlotheaters sind schön. Beide bringen jedoch keinen großartigen Eindruck hervor, weil das Haus in dem engen Durchgange gelegen ist, welcher von der Straße Toledo nach dem Largo di Castello führt. Nach dem Brande im Jahr 1815 ist das Gebäude von Nicolini ausgebaut worden. Im Innern bewundert man zuvörderst die schönen, breiten Treppen und Corridors. Der Schauplatz aber imponirt eben so sehr durch seine außerordentliche Größe als durch die Goldpracht der Verzierungen. Das Parterre hat 78 Fuß Tiefe und 50 Fuß Breite. Das Haus enthält 6 Reihen Logen, wovon 24 auf den ersten Rang kommen, während sich in jedem der übrigen Ränge 26 befinden. Oben über dem Vorhange erblickt man die Figur eines Greises in Hautrelief, welche die Zeit darstellt und mit einem Stabe nach den römischen Ziffern einer großen Uhrscheibe zeigt. Diese dreht sich, und so scheint es, als ob sich der vorgestreckte Arm nach den Stunden bewege.

Man gab Bellini's Oper: Montecchi e Capuleti; Signora Ronci de Begnis sang die Partie des Romeo mit unübertrefflichem Ausdruck und höchster Kunstfertigkeit. Ich werde die weichen, schmelzenden Flötentöne dieser Nachtigallenkehle nie vergessen. Im Uebrigen war die Oper nur ziemlich gut besetzt, auch die Musik im Ganzen nur leidlich; den höheren Anforderungen an

die Kunst wurde nicht entsprochen; von feiner Nüancirung und von der Verkörperung des Orchesters zu einem Instrument war nicht die Rede. Die Musik liegt in Italien in ihren letzten Zügen! — Zwischen dem ersten und zweiten Akt der Oper hatte man, wie dies in ganz Italien Sitte ist, ein Ballet eingeschoben. Es stellte auf mittelmäßige Weise das Ende Karls des Kühnen vor, und entsprach auch nicht im Entferntesten den Erwartungen, die wir uns nach dem Ballet, welches wir in Florenz so aufrichtig bewundern mußten, gemacht hatten. Samengo, der vorzüglichste Tänzer Neapels, war auf seiner Villa; die übrigen Tänzer und Tänzerinnen stehen weit hinter denen des berliner Theaters. Also abermals eine Enttäuschung! Gerade in Neapel hatte ich gehofft das non plus ultra der Oper und des Ballets zu finden. Und muß ich denn nicht überdies erwähnen, daß wir in St. Carlo mehr als irgendwo von wüthenden Flöhen gequält und dadurch unempfänglich gemacht wurden für einen Kunstgenuß?

Das ungeheuere Haus war sehr gefüllt. Wir hatten geglaubt, daß wir es wenigstens hier im volkreichen Neapel vor Lärm im Theater nicht würden aushalten können, und daß bei der südlichen Lebhaftigkeit der Zuschauer unablässig der Sturm des Beifalls brausen würde. Mit Nichten. Es herrschte heut wie gestern die größte Ruhe im Theater; das Publicum hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, nur einmal regten sich die Hände nach einer Bravourarie Romeo's zum Applaus.

Schon gestern hatten wir die versammelten Damen

gemustert, und auch heute ist dies unsererseits geschehen. Die Schönheiten Italiens bleiben uns aber unsichtbar, nach wie vor. Ueberall finden wir ganz gewöhnliche Gesichter. Wenn aber irgend in Italien erträgliche Gesichter unter dem weiblichen Geschlecht angetroffen werden, so ist es gerade in Neapel, und von dieser Stadt berichten die Reisenden im Gegentheil, es habe die häßlichsten Weiber. Auch hier giebt es keine besondere Nationaltracht. Nationalphysiognomie findet sich in Italien wirklich nur unter dem gemeinen Volk. So oft wir bis jetzt in einem italienischen Theater gewesen sind, selbst hier in Neapel, sahen wir eine Menge von Männern und Frauen mit blonden Haaren und blauen Augen und französische und deutsche, namentlich wiener Trachten, so daß wir nur durch die Sprache an Italien erinnert wurden.

Auffallend war uns heute endlich noch, daß lediglich Officiere den vordern Theil des Parketts im St. Carlotheater einnahmen. Sie haben hier ihre festen Plätze. Der König und die Königin wohnten mit dem ganzen Hofe in einigen Seitenlogen des ersten Ranges links am Proscenio der Vorstellung bei. Jede Bewegung dieser hohen Personen wurde von den Officieren sorgsam mit den Augen gehütet; sobald Jemand in den königlichen Logen aufstand, erhoben auch sie sich sogleich ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen. Während der ganzen Vorstellung bemerkten wir vorn auf der Bühne rechts am Proscenio den königl. Logen gegenüber einen

Gardisten mit angezogenem Gewehr, der seinen Blick unausgesetzt auf den jungen Monarchen gerichtet hatte.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß das neapolitanische Militair sehr schön und ganz nach preußischem Schnitt, theils blau, mit rothem Kragen, theils roth, mit weißen Beinkleidern uniformirt ist. Insbesondere gewährt die Garde, welche rothe Montirungen und hohe Bärmützen trägt, und zu welcher die schönsten und kräftigsten Männer gewählt werden, einen ächt kriegerischen Anblick. Der König war in Uniform und scheint die Soldaten sehr zu begünstigen. Er bedient sich ihrer vorzugsweise zur Vollstreckung polizeilicher Maaßregeln. Wohin man in Neapel kommt, findet man Cavallerieposten zu Pferde; selbst der abendliche Corso der Equipagen auf der Chiaja wird durch dergleichen Posten in Ordnung gehalten.

Als wir aus dem Theater nach Hause fuhren, hatten wir Gelegenheit, die schlechte Beleuchtung Neapels zu bemerken. Es ist Neumond, und es herrscht in vielen Straßen ägyptische Finsterniß.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Schlaflosigkeit veranlaßt durch Ungeziefer. Trübe Luft der hesperischen Gefilde. Der Kapuciner und sein Kurrikel. Bauart von Neapel. Die Toledostraße. Höhlenhafte Kramläden. Handwerker arbeiten im Freien. Wechsler und Notare. Brüllende Kleinhändler. Köche. Macaroni. Zwiebelgestank. Saure Apfelsinen. Limonadenbuden. Grunzende Schweine. Halbnackte Lazzaroni, die sich das Ungeziefer absuchen. Weltgeistliche, Bettelmönche, Hausnonnen und gottgeweihte Kinder. Neapolitanische Barbierläden und italienische Barbiere überhaupt in dem königl. Pallast. Die Kirche des heiligen Franz von Paula. Das Albergo de' poveri. Neapels Kastelle. Fontainen. Die Sorbettobottega. Scheußliches Bettlergesindel. Dessert. Fahrt nach Pompeji. Elende Umgegend Neapels.

Neapel, am 21. Juni.

Was hilft der spiegelblanke Estrich unserer Zimmer, was der luftige Gazehimmel über unseren Betten, was nützt es uns, daß es auf der Chiaja in der Nacht so ruhig ist, als in einer kleinen deutschen Landstadt! Der Landplage Italiens, den Flöhen, entgehen wir nirgend, und so kommt kein Schlaf in unsre Augen. Zu den Flöhen gesellen hier sich auch noch

die Mücken, weil wir so nahe am Golf wohnen. Haben wir uns matt und müde aus dem Bette erhoben, so summen uns im Salon von unserm Frühstück schwarze Fliegenschaaren entgegen. Auch hier ist das Frühstück stets schon aufgetragen; Zuckerdose, Semmel und Butter sind mit Weinlaub bedeckt, um die ersten Angriffe des Ungeziefers abzuhalten. Nimmt man aber die Hülle weg, so zeigt sich Alles von Fliegenunflath dick besudelt. Die Semmel ist übrigens hier zu genießen.

Wir öffnen jeden Morgen die Balkonthüren und erquicken uns an der frischen Morgenluft, die vom blauen Golf uns entgegen weht, und begrüßen Capri, das ruhende Meerungeheuer. Auch heute ist es nicht hell, die beiden Felsenarme, die den Golf umschließen, liegen unter trübem Schleier. Wann endlich werden wir in Italien die gepriesene Klarheit der Luft kennen lernen? — Die Staffage war abermals wenig belebt; mit Ergötzen sah ich indessen einen Kapuziner auf einem Kurrikel spazieren fahren. Diese zweiräderigen, einsitzigen Wagen sind roth, ohne Verdeck und werden von einem am Kopfe mit einem Federbusche gezierten Pferde gezogen. Hinten auf steht der Fuhrmann mit der Peitsche. Die Kapuze des frommen, wohlgenährten Vaters war zurückgefallen und enthüllte ein lebenslustiges Gesicht mit blank polirter Glatze, ein zerlumpter Lazzarone mit nackten Beinen leitete von hinten Rößlein und

Wagen, und peitschte wacker darauf los. Es war ein origineller Anblick.

Nach dem Frühstück nahmen wir abermals die Stadt in Augenschein. Ich habe schon erwähnt, daß die neapolitanischen Häuser oben völlig flach sind. Die hohen, nackten Mauern derselben endigen oben rings herum in einen geraden, glatten Rand ohne alle architektonische Verzierung, so daß man im Orient oder in Nordafrika zu sein wähnt. Die bis auf den Fußboden der Zimmer reichenden Fenster und die eisernen Brustwehrgitter vor denselben, so wie die Jalousien vertreten daher gleichsam die Stelle der Zierrathen. Auch hier sind alle Häuser durchaus massiv. In ganz Italien giebt es kein hölzernes Haus, kein Gebäude mit Fachwerk. Die Enthusiasten finden hierin einen Vorzug; es ist aber nur ein abermaliger Beweis der Armuth des Landes. Die Italiener bauen alles von Stein, weil — sie kein Holz haben. Sie brennen daher auch nur Reisbündel. Bauholz muß eingeführt werden.

Mit Ausnahme der Chiaja, der Toledostraße, der Strada nova, der Strada di St. Lucia, des Strandes und der Plätze ist Neapel so eng, winkelig, hügelig und dunkel gebaut, wie irgend eine andere italienische Stadt; mit dem Schmutze aber ist's, wie ich mich immer mehr überzeuge, fast noch ärger als in andern italienischen Ortschaften. In den engen Straßen wird dem Fremden um so unheimlicher zu Muthe, als die Häuser in der Regel mehr als sechs Stockwerke

haben, so daß nur ein Streif des Tageslichts von oben hineinfällt. Ueberall erblickt man ekelhaftes Gesindel neben schönen Karossen.

Ein Umstand aber ist es, durch den sich Neapel von allen übrigen italienischen Städten vortheilhaft unterscheidet. Vergebens sucht der Fremde im ganzen übrigen Italien das schöne Geschlecht an den Fenstern oder auf der Straße. Die Eifersucht der Männer birgt es hinter dicken schwarzen Mauern. Nur bei besonderen Gelegenheiten, bei Festen z. B. und in den Kirchen, bekommt man unverheirathete Frauen zu sehen *). Hier in Neapel aber zeigten sich gleich bei unserer Ankunft, als wir durch die Toledostraße fuhren, freundliche Bilder der Häuslichkeit und Gesittung. Die Straße lag im Schatten; die langen Fensterflügel waren geöffnet, hier und dort saßen, bis auf die Füße sichtbar, Mutter und Tochter anständig gekleidet, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, oder sich froh unterhaltende Herren und Damen hinter den Balkongittern der Fenster. Lebhaft wurden wir dadurch an die schöne Heimath erinnert.

In der Toledostraße befindet sich eine Menge eleganter Kaufläden. Ohne die eigenthümliche orien=

*) Beim abendlichen Korso erscheinen zwar die vornehmen Damen in ihren Karossen; doch sieht man dann nur verheirathete Frauen mit ihren Männern oder Matronen. Und sind nicht diese Wagen wieder eine trennende Scheidewand? —

talische Beschaffenheit der Häuser würde diese Straße indessen nicht besonders auffallen. Deutschland und Frankreich haben zahlreiche Städte, die mit viel reichern Kaufläden geziert sind. In den schlechtern und engern Straßen Neapels sieht man dagegen nur höhlenhafte Kramläden, und in den untern Stockwerken nirgend ein Fenster; die dürftige Beleuchtung geschieht durch die offenstehende Thür. Alle Gewerbe werden natürlich auch hier ohne Scheu auf offener Straße betrieben. An einigen Orten sind Wechslertische ausgestellt, wo man um ein Billiges betrogen werden kann. Notare sitzen auf freier Straße mit Feder und Tintenfaß und sind für Geld und gute Worte bereit, Justiz zu administriren. Auch hier erschallt unaufhörlich das markdurchbohrende Geschrei der Kleinhändler, Obstverkäufer, Fischer, Bettler und Amorraspieler. C'estàdire erzählte uns, daß dies Spiel nur auf der Straße gespielt werden dürfe und in den Häusern mit schwerer Strafe verpönt sei, weil es bei der Wuth und Leidenschaftlichkeit des Volkes nur zu oft mit einem Morde endige. An den Ecken kauern hier und da scheußliche alte Weiber, die Mais oder Muscheln rösten und diese klägliche Kost dem neapolitanischen Gesindel verkaufen. An andern Orten zeigen sich hinter freistehenden Tischen schmutzige Köche, welche die Entsetzen einflößenden Erzeugnisse ihrer Kunst dem Pöbel anpreisen, neben den Tischen schmort auf eisernen Pfannen an der Erde die stinkende Knoblauchswurst

und das gelbgraue Wurmgewinde steinharter und sandiger Makaroni. In manchen Gegenden sahen wir mit kothigen Fäusten aus elendem, grauem Maismehl Makaroni fabriciren; an vielen Häusern hingen die noch nassen Makaroni in vier= und fünffachen Garnituren, wie Frangen, jeder Gattung von Staub ausgesetzt, zum Trocknen aus. Am schmutzigen Strande hinter dem Hafendamm wurden Muscheln, Seefische, Seekrebse und andere Erzeugnisse des Meeres dargeboten, den Lazzaronis auch halb faul noch willkommene Speise. Allein vor allen ist die Zwiebel das Lieblingsgericht des Neapolitaners. Wir haben hier selbst mit Personen aus dem Mittelstande uns nicht ohne Ekel unterhalten können, weil sie auf 6 Schritte stanken. Die hier im Süden angebaute Zwiebel hat einen noch durchdringendern Geruch, als die unsrige. In allen Straßen werden Orangen feil geboten, die indessen, wie schon erwähnt, sauer und schlecht sind. Einen angenehmen Anblick aber gewähren die zinnoberrothen Buden der Limonadenverkäufer, die man überall in Neapel antrifft. Es sind eigentlich nur kleine an den Seiten mit Holz verkleidete Schenktische, hinter denen die Verkäufer sitzen. Rechts und links erheben sich auf der Tischplatte ein Paar hölzerne, ebenfalls roth angestrichene, 3 bis 4 Fuß hohe Säulen, die oben mit einander durch ein Querholz verbunden sind, an welchen ein ausgeschnitztes und bemahltes Madonnen= oder Heiligenbild angebracht ist. Die gelben Citro=

nen und die silberfarbenen Trichter geben einer solchen Bude, im Verein mit dem zinnoberfarbenen Anstrich derselben, ein ungemein freundliches und einladendes Ansehen. — Auch heute sahen wir grunzende Schweine in den Straßen umherlaufen. Hier und da lagen halbnackte Lazzaroni schlafend im Schmutz, andere suchten einander auf offener Straße das Ungeziefer von den Köpfen ab. Ueberall zeigten sich auch hier die ganz schwarz gekleideten Weltgeistlichen mit ihren dreieckigen Hüten, kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen. Zuweilen erblickten wir auch Bettelmönche, in braunen, abgeschabten Kutten und Mänteln, lauter junge, schwarzhaarige Bursche, denen man die Unwissenheit, Faulheit und Schmutzerei ansah. Solch ein Kerl ist blos mit seiner Kutte bedeckt. Bei einem von ihnen öffnete sich diese, und wir sahen, daß er nackt, wie ihn Gott geschaffen, darin steckte. Mit Erstaunen bemerkten wir auch ein Paar schwarz und weiß gekleidete Nonnen in den Straßen spatzierend. C'estàdire nannte sie Hausnonnen (Nonnen, die in den Häusern der Stadt wohnen) mit der Bemerkung, es seien Frauenzimmer, die in Folge eines Gelübdes in Nonnentracht gingen, ohne es indessen mit dem Gelübde der Nonnen im mindesten streng zu nehmen. Auch sahen wir ein Kind an der Hand seiner Aeltern in geistlicher Ordenstracht; — es war dem Himmel bestimmt. Der Kleine stolzirte in seinem Kleide freudig einher, wer weiß, welche Last von künftigen Leiden seine Aeltern aus Liebe oder Thorheit ihm aufgebürdet! —

Noch schien es uns sehr eigenthümlich, daß sich in Neapel so ungemein viele Barbierläden befinden. Sie sind sämmtlich mit einem ein bis zwei Quadrat-Fuß großen Schilde versehen, welches auf weißem Grunde eine nackte menschliche, krebsroth angestrichene Figur darstellt, aus der nach verschiedenen Richtungen Blut hervorströmt. Dies heißt also sehr verständlich: „Hier wird zur Ader gelassen oder was Weniges geschunden!" Die Barbiere sind leider die eigentlichen Aerzte Italiens! Ein Aderlaß ist in der Regel die ganze Heilmethode, die bei dem gemeinen Volk angewandt wird. Daher die Menge der Barbiere. Sie bilden eine große und geachtete Zunft, und ihre Läden sind stets gefüllt. Man muß selbst im Süden gewesen sein, um Beaumarchais Barbier von Sevilla in seiner ganzen Eigenthümlichkeit begreifen zu können. Da mich mein Bart täglich mit Barbieren in Berührung gebracht hat, so habe ich hinreichend Gelegenheit gehabt, diese merkwürdige Menschenklasse Italiens kennen zu lernen. Sie barbieren durchaus anders als in Deutschland. Erst wird der Bart aus dem Groben bearbeitet und dann sorgsam nachgeholfen. Die Zierlichkeit der Bewegung dabei ist höchst eigenthümlich. Hierauf wäscht und kühlt der Stiefsohn Aeskulaps das Gesicht des Geschornen mit kaltem Wasser, was ein ungemein wohlthuendes Gefühl hervorbringt, und endlich zieht er wohl gar den Kamm hervor, und ordnet auch das Haar. Wären die Messer stets so gut, als die Methode, so würde es Vergnügen machen, mit den italienischen Barbieren zu ver-

kehren; allein in der Regel sind wir jämmerlich geschunden worden. Und wie mögen diese Leute erst schröpfen und zur Ader lassen! Der Himmel behüte uns vor Krankheit in Italien! — Eine lobenswerthe Eigenschaft der italienischen Barbiere ist übrigens, und darin weichen sie von ihren übrigen europäischen Zunftgenossen ganz ab, ihre Schweigsamkeit. Sie antworten nur auf das, wonach sie gefragt werden. Das Sprichwort: Er ist plauderhaft, wie ein Barbier, findet also auf sie nicht Anwendung. —

Der königl. Pallast, welcher am Schlusse der Toledostraße und am Meere liegt, ist ein schönes großes Gebäude. Vor demselben befindet sich ein freier Platz und auf diesem, der Façade des Schlosses gegenüber, die erst kürzlich vollendete, schöne, dem heiligen Franz von Paula gewidmete Kirche: eine Rotunde mit einer Kuppel und einem Vorhofe, der vorn zur Rechten und Linken von halbzirkelförmigen Arkaden eingeschlossen ist, an deren Eingang auf beiden Seiten eine bronzene Reiterstatue steht. Hiernächst verdienen das St. Carlotheater, das Kastell nuovo, das Ministerialgebäude, das Museo borbonico und das Albergo de' poveri Erwähnung. Insbesondere imponirt das letztere Gebäude, in Neapel gewöhnlich Reclusorio genannt, durch seine riesige Größe. Die äußere Façade desselben ist 1072 Fuß lang und hat einen Portikus von 3 Arkaden, zu dem man auf einer großen, zweiarmigen Treppe emporsteigt. Es werden in diesem Hause über 800 Personen gegen angemessene Arbeit unterhalten. Vier Kastelle, das

Kastell nuovo am Meer in der Nähe des Hafens; das Kastell del' uovo im Meere bei S. Lucia gelegen; das Kastell St. Ermo auf der höchsten Spitze des Hügels St. Ermo (St. Erasmo), und ein viertes Kastell, welches nicht längst erst erbaut worden, halten die zahlreiche Bevölkerung im Zügel. Hier und da findet man in der Stadt Fontainen, die indessen kleinlich und unbedeutend sind.

Da es warm geworden war, besuchten wir eine Sorbettobottega, wo wir Eis forderten. Wir erfuhren indessen, daß Eis in Neapel nur des Abends zu haben sei, und daß am Tage Limonade getrunken werde. Auch hier halten, wie in Rom, die Karossen vor der Thür, der Cameriere stürzt herbei, und bringt das Verlangte an den Wagen. Während man genießt, ist man von so scheußlichem Bettlergesindel umringt, daß jeder Appetit vergeht. Eben so bemerkten wir, daß Damen vor den Kaufläden hielten und die Waaren herausbringen ließen. Der Handel wurde auf offener Straße geschlossen. Es ist dies wohl erklärlich. Der Vornehme sucht jede Berührung der Straße oder eines dem Publikum zugänglichen Hauses zu vermeiden, weil er mit dem eigenen Ungeziefer hinlänglich zu kämpfen hat.

Mittags erhielten wir zum Dessert Feigen, Aprikosen, Aepfel und frische Pflaumen von vorzüglicher Größe und Schönheit.

Um 3 Uhr fuhren wir nach Pompeji, welches 3 starke Meilen von Neapel entfernt ist. Wir kamen am Hafen vorbei, durcheilten die Vorstadt und Por=

tici, wo der alte blinde Bettler mit seinen Genossen an der gewohnten Stelle lagert und alle uns mit gellendem Geschrei verfolgten, und gelangten, den Vesuv zur Linken, über Resina und Torre del Greco nach Torre dell' Annunziata. In Torre del Greco zeigte uns C'estàdire die schwarzbraunen oft mehrer. Fuß hohen Lavafelsen, welche von dem Ausbruch des Vesuvs herrühren, der im Jahr 1794 dies Dorf und dessen Felder mit einem Lavastrom bedeckte, und die sich noch jetzt vom Gipfel des Vulkans über dessen Seiten in das Thal hinab bis in das Dorf erstrecken. Allmälig hatten wir den Vesuv ganz umfahren, so daß die der Stadt entgegengesetzte Seite desselben zum Vorschein kam und sein Gipfel eine ganz andere Gestalt zeigte. Wir befanden uns auf der großen Landstraße nach Salerno, die, wie die ganze Umgegend Neapels, mit 3 bis 4 Zoll hohem grauweißem Staube bedeckt und so schlecht und ausgefahren ist, wie das Straßenpflaster der Stadt und die übrigen neapolitanischen Chausseen. Je mehr wir uns Pompeji näherten, je südlicher wir also kamen, um so öder wurde die Gegend. Bald sahen wir nichts mehr als flache, dürre, langgedehnte Hügel; nicht aber Orange- und Palmenwälder, nicht duftende Blumengefilde, wie man sie bei Neapel zu finden glaubt. Endlich bedeckten sich die Hügel spärlich mit dem nackten Graugrün der Oliven und mit Weinlaub, und wir hatten Pompeji erreicht. —

Ende des ersten Theils.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB 013402390031

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Gustav

Italien wie es wirklich ist

Bd.: 1

Leipzig (1834)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.162(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450638-7